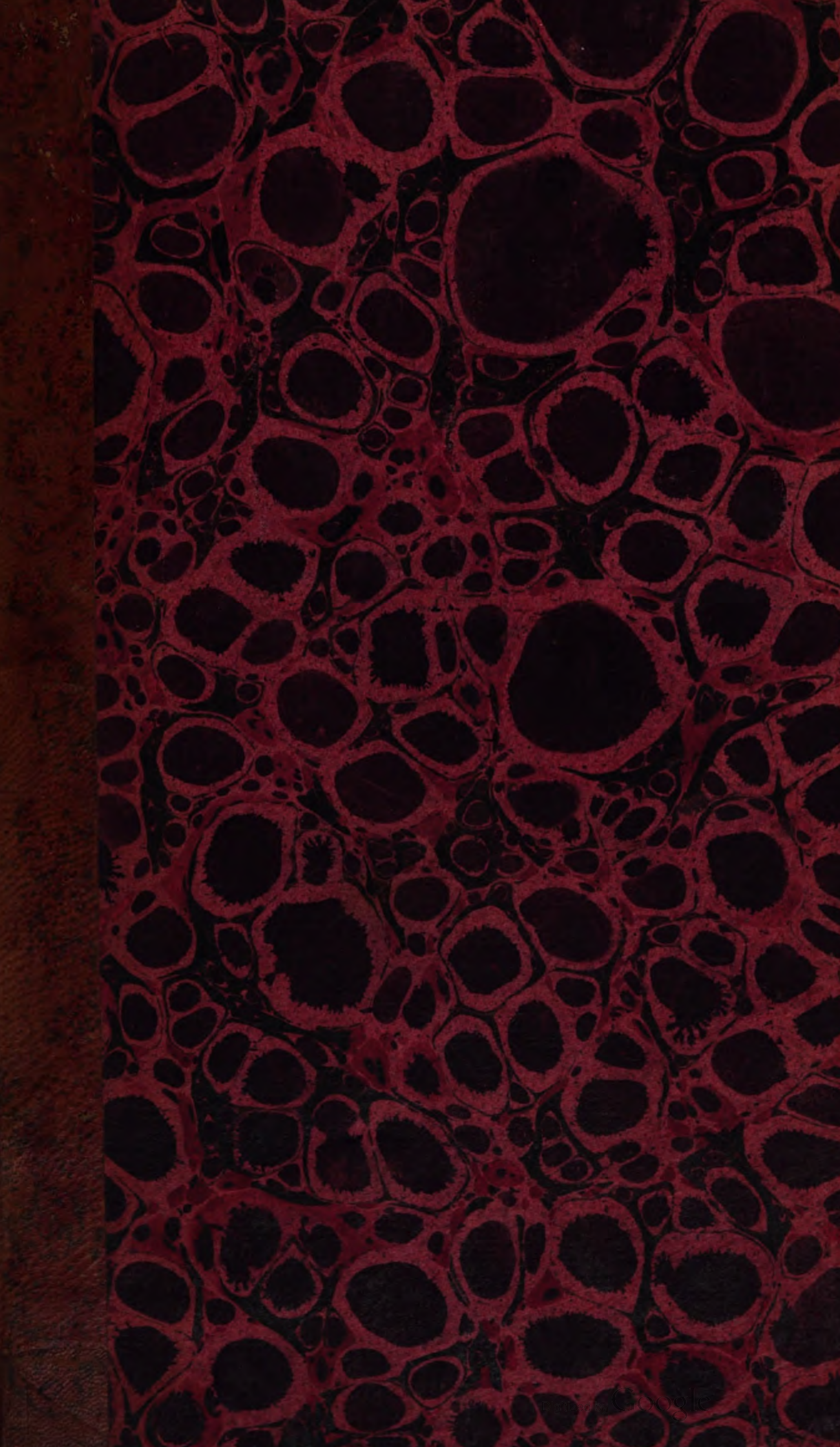
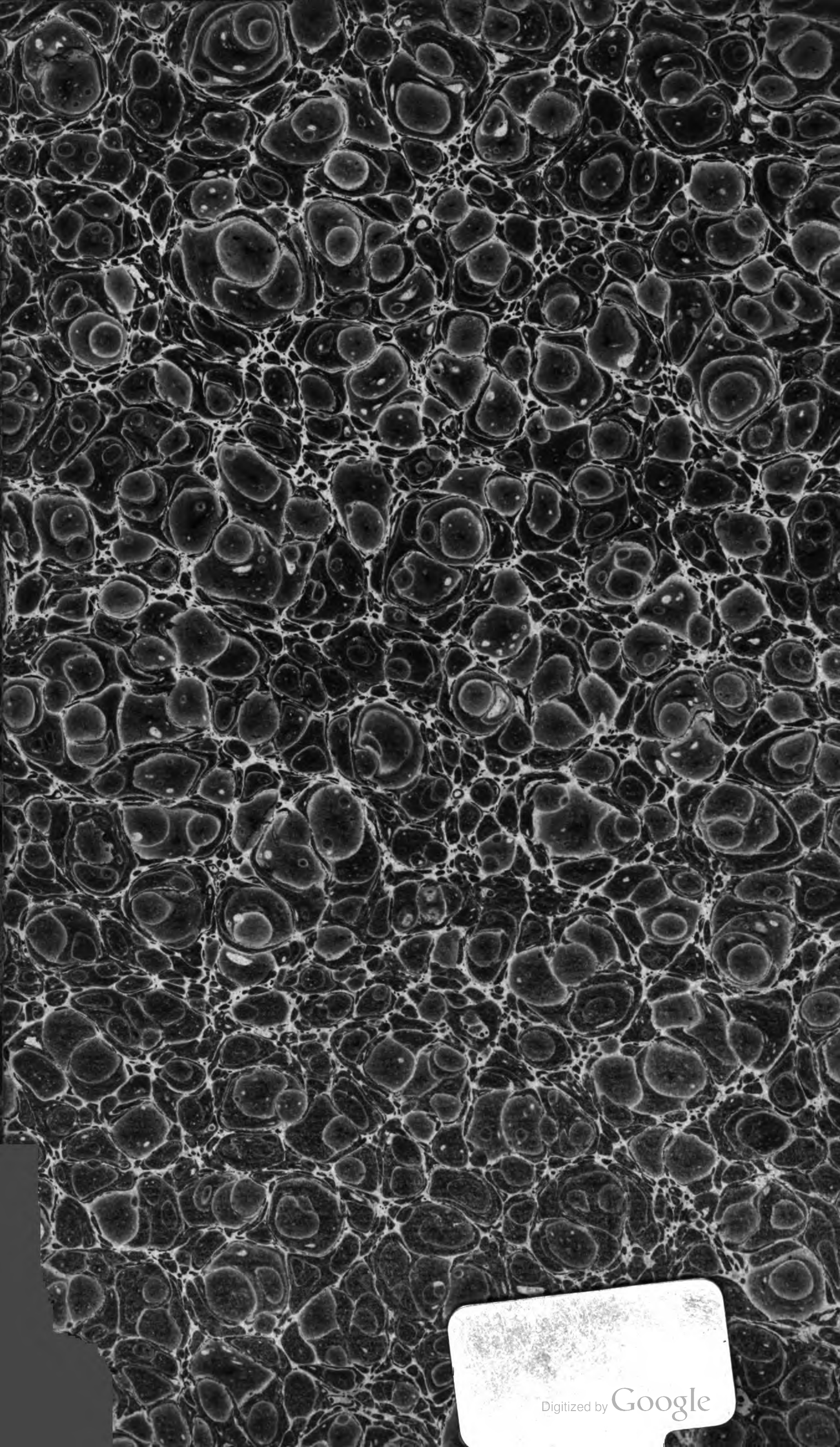
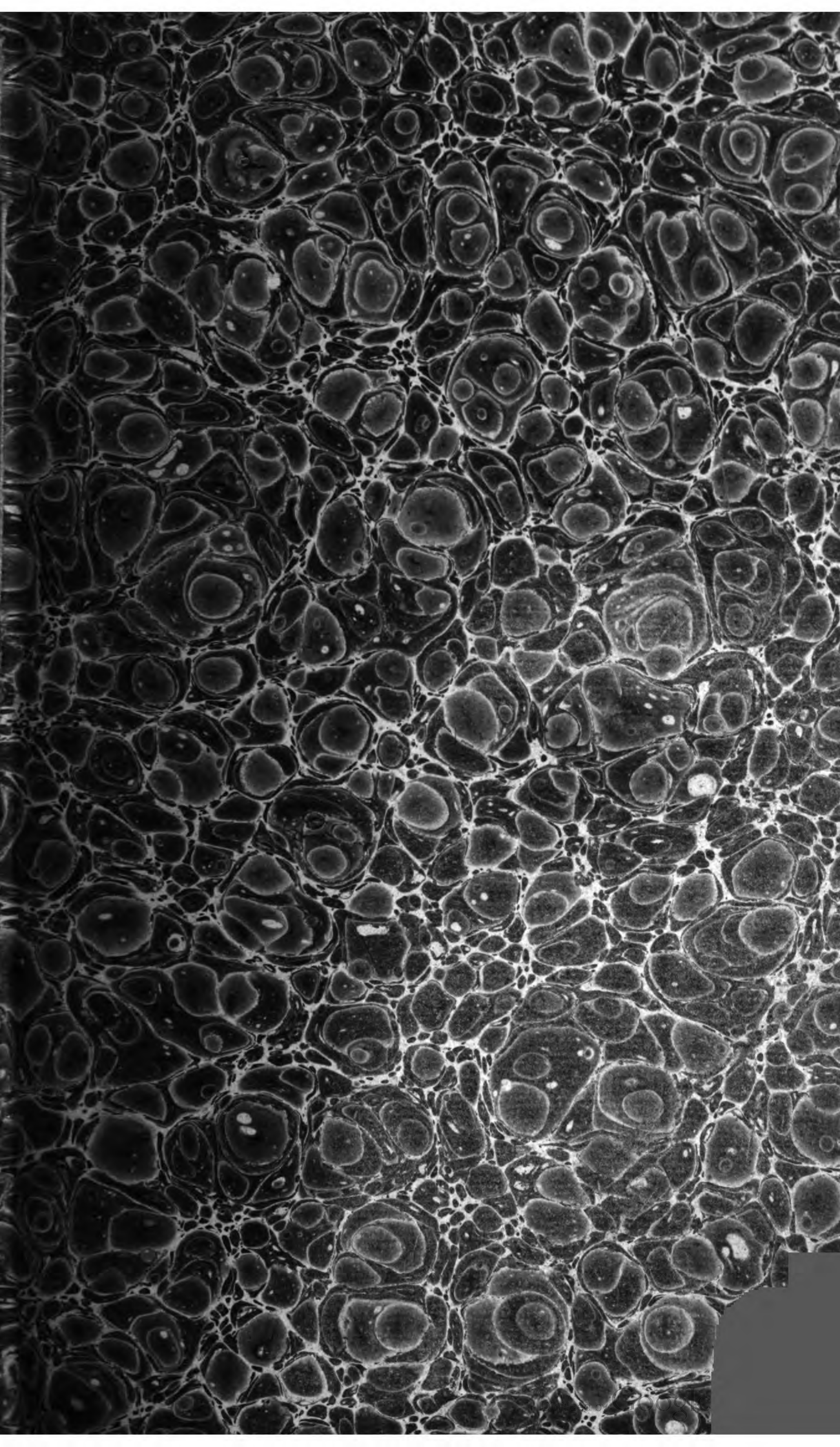








C. Prehbergin del:

Uhlemann sculps:
Schultze direx:

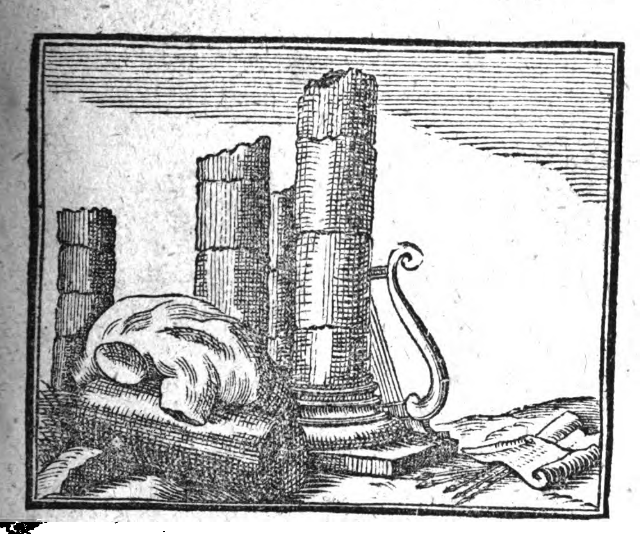
Neue Bibliothek

der schönen

Wissenschaften

und

der freyen Künste.



Fünf und Vierzigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig, 1792.
In der Dyckischen Buchhandlung.

I.

Ueber die vierte und fünfte Betrachtung in des Herrn Professor Heydenreichs System der Aesthetik.

An Herrn Schaz.

Sie haben mich, mein Freund, aufgefodert, Ihnen die Gründe umständlich mitzutheilen, die mich zu dem Zweifel berechtigten, daß das System der Aesthetik, welches Herr Professor Heydenreich zu errichten angefangen hat, auf einem gültigen und dauerhaften Grunde beruhe.

Um dieser Auffoderung Genüge zu leisten, müssen wir erst den Zweck dieses Buchs angeben, dann die Bedingungen in Erwägung ziehen, die zu Erreichung desselben erfüllet werden müssen, und zuletzt prüfen, ob sie von dem Verf. sind erfüllet worden. Sein Zweck ist, nach S. XXVII. der Vorrede, eine Theorie der schönen Künste; d. i. ein nach Principien geordnetes, systematisches Ganze dessen, was zur Beurtheilung der Schönheit überhaupt, und besonders an Werken der Kunst und zur Hervorbringung schöner Kunstwerke erfodert

fodert wird. Sie zerfällt also in zwey Haupttheile; in die Kritik oder die Philosophie, Theorie, des Geschmacks, als desjenigen Vermögens, durch welches die Beurtheilung des Schönen überhaupt, und insbesondere an Kunstwerken, zu Stande gebracht wird; und in die Theorie der schönen Kunstwerke selbst, oder der Künste, als Produkte des Genies und Kunsttalents. Dieser letztere Theil ist mit dem erstern eben so unmittelbar verknüpft, als das Genie und Kunsttalent selbst bey Hervorbringung eines Kunstwerks sich der Bedingungen des Geschmacks, als Urtheilskraft über das Schöne, nicht entschlagen kann. Hat der Künstler ein Produkt aufgestellt, so kann es seinen Anspruch auf Schönheit nicht anders begründen, als daß es sich dem Ausspruch des Geschmacksurtheils unbedingt unterwirft. Das Kunstgenie mag also in der Hervorbringung seiner Werke, seinen eigenen noch nie betretenen Weg gehen, oder bereits vorhandenen Kunstregeln folgen, so darf doch seine Darstellung dem höchsten Gesetze des Geschmacks nicht allein nicht widersprechen, sondern sie muß ihm auch gemäß seyn und ihm Genüge thun. Man sieht hieraus, daß die Theorie der schönen Künste, nach ihren beyden Haupttheilen, von einem einzigen Grundsatz abhänge, und daß alle Grundsätze für die einzelnen Theile dieser Theorie nur aus diesem einzigen abgeleitet seyn können; denn sonst machten sie nicht ein zusammenhängendes Ganzes aus.

Auch Herr Heydenreich hat die Nothwendigkeit eines solchen ersten Grundsatzes für die Theorie

der

der schönen Künste anerkannt; allein er hat diesen höchsten Grundsatz, so oft er auch von ihm im Allgemeinen spricht, doch nirgend, in einer Formel ausgedrückt, erkennbar gemacht. Er redet von Geschmacksgesetzen, die aus den Principien der Vernunft flössen, ohne auch nur ein einziges zu unserer Erkenntniß zu bringen. Für die einzelnen schönen Künste hingegen hat er Gesetze aufgestellt, die er aus einem allgemeinen für die schönen Künste überhaupt geltenden Gesetze herleitet. Das, was er von den eigentlichen Geschmacksgesetzen behauptet hat, auf welchen die Beurtheilung des Schönen überhaupt und insonderheit der Kunstschönheiten als solcher beruht, ist der Gegenstand der vierten Betrachtung, mit welcher dann alles das abgethan zu seyn scheint, was den oben von mir angegebenen ersten Haupttheil der Theorie der schönen Künste ausmachen sollte. Von dem ersten Grundsatze hingegen, auf welchem die Hervorbringung der schönen Kunstwerke überhaupt beruht, handelt die fünfte Betrachtung. In den folgenden Betrachtungen wird dieser Grundsatz auf die besondern Arten der schönen Künste angewandt.

Es ergiebt sich hieraus, daß es bey Hrn. H. hauptsächlich auf eine Theorie der schönen Künste, in wiefern sie es mit der Darstellung zu thun hat, angesehen ist, ob er gleich auch jenen Theil der Theorie, der die Beurtheilung des Schönen überhaupt, und der schönen Kunst insonderheit, zum Gegenstande hat, nicht ganz hat übergehen wollen, und auf welchen er, wie ich aus der, diesem ersten

Bande am Ende beygefügten Inhaltsanzeige des noch zu erwartenden zweyten Bandes ersehe, am Ende desselben, in der fünften und achten Betrachtung über den Begriff der wahren Schönheit, und den Begriff des Geschmacks, noch einmal stoßen wird: diese unregelmäßige Behandlungsart würde vermieden worden seyn, wenn er gleich anfangs die Eintheilung so gemacht hätte, wie ich sie angegeben habe, und wie sie die Natur des Gegenstandes selbst an die Hand giebt. Doch dieses nur im Vorbeygehn, und ich kehre zu meinem Vorhaben zurück, — nämlich Ihnen, mein Freund, zu zeigen, daß des Hrn. Heydenreichs System auf keinem gültigen Grunde beruhe. Ich muß also den Inhalt der vierten und fünften Betrachtung, als auf welchen das System erbauet ist, prüfen. Mit jener mache ich jetzt den Anfang, und die Prüfung der fünften soll künftig folgen.

Herr H. geht in seinem Räsonnement über das Princip der Geschmacksurtheile von Kants Behauptung (Kritik der Vern. 2te Aufl. S. 35.) aus: „daß sich die kritische Beurtheilung des Schönen nicht unter Vernunftprincipien bringen, und die Regeln derselben sich nicht zur Wissenschaft erheben ließen; weil diese Regeln oder Kriterien ihren Quellen nach blos empirisch wären, und also niemals zu Gesetzen a priori dienen könnten, wornach sich unser Geschmacksurtheil richten müßte; vielmehr das letztere den eigentlichen Probierstein der Richtigkeit jener Regeln oder Kriterien ausmache." Hr. H. scheint zu glauben, daß Kant hier-

hiermit behaupte, es gäbe überhaupt kein Princip für die Geschmacksurtheile. Dieß ist aber unrichtig. Er will nur sagen, daß sich die kritische Beurtheilung des Schönen nicht unter Vernunftprincipien bringen lasse. Außer den Principien der theoretischen und praktischen Vernunft, giebt es aber noch Principien, die in der Natur der Urtheilskraft gegründet sind, und ein solches hat Kant in der Kritik dieses Erkenntnißvermögens zum Behuf der Beurtheilung des Schönen in der Natur und Kunst würklich aufgestellt. Dieses vorausgesetzt, kann die von Hrn. H. aufgeworfene Frage nicht als Gegensatz zur Kantischen Behauptung angesehen werden. Er fragt nämlich: „gründen sich die Gesetze für den Geschmack auf Principien a priori?“ Wenn man hingegen die Kantische Behauptung in eine Frage verwandelt, würde sie so lauten: Hat die theoretische Vernunft Gesetze, Principien, nach welchen sich das Schöne kritisch beurtheilen läßt? lassen sich die Regeln zur Beurtheilung des Schönen aus den Gesetzen der theoretischen Vernunft herleiten? Giebt die Vernunft in ihrem theoretischen Gebrauche die Kriterien des Schönen selbst an die Hand? oder mit andern Worten: Liegt die Gesetzgebung für den Geschmack in der theoretischen Vernunft selbst, oder hat er nicht vielmehr seine eigene von andern Gemüthsvermögen unabhängige Gesetzgebung? Dieses ist aber ganz etwas anders, als wenn man frägt: ob die Gesetze für den Geschmack sich auf Principien a priori gründen. Man setzt hier schon als ange-

nommen voraus, daß der Geschmack eigene Gesetze oder Principien habe, und will nur wissen, nicht, ob sich der Geschmack diese Gesetze ursprünglich selbst giebt, sondern, ob sie in andern höhern Gesetzen oder Principien ihren Grund haben, und daraus hergeleitet sind. Dieses ist zum mindesten ein sehr gewagter Sprung, der nur in dem Falle gelingen konnte, wenn zum gutem Glücke es sich gerade träfe, daß das, was zuvor auszumachen wäre, unserer ohne Grund angenommenen Voraussetzung wirklich entspräche. Ein solches Verfahren würde z. B. jenem gleichen, wenn ich von jemanden wegen einer Schuld vor Gericht in Anspruch genommen würde, und der Richter, ohne sich zuvor darum zu bekümmern, ob ich dem Kläger wirklich etwas schuldig wäre, sogleich mit der Frage in mich setzte: ob ich bezahlen wolle oder nicht? Er würde freylich, wenn es der Zufall wollte, daß ich eben in dem Falle der Schuld wäre, und ich mich sogleich gutwillig zur Bezahlung verstände, damit die Untersuchung zwar abgekürzt haben, aber auch entweder im entgegengesetzten Falle in die Verlegenheit gerathen seyn, seine Frage umsonst gethan, oder sich dem Muthwillen der Schikane ausgesetzt zu haben. Um mir inzwischen nicht das Ansehn zu geben, als ob ich dem Verfasser in Bestimmung des eigentlichen Sinnes seiner Frage vorgreifen wolle, will ich ihn lieber selbst reden lassen. Er bestimmt jenen Sinn erstlich **negativ** und dann **positiv**. Man will nicht wissen, sagt er:

1) „Ob

1) „Ob vor aller Erfahrung gewisse Ideale, Urbilder der Schönheit, in uns liegen, die dann mit dem Selbstgefühl erwachen, und nach denen wir vermittelst angestellter, bewußter oder unbewußter, Vergleichung die Gegenstände beurtheilen. Denn die Erfahrung hat auch dem schärfsten Beobachter des menschlichen Geistes noch kein solches Urbild oder Ideal der Schönheit dargebothen, und die Vernunft kann von der menschlichen Seele schlechterdings nicht offenbaren, was nicht in den Grenzen der Erfahrung durch den innern Sinn erscheint.“

So lange man noch nicht weiß, worin der Grund zur Bestimmung unserer Urtheile über das Schöne liegt, kann auch keine Frage über irgend einen solchen möglichen Grund von der Hand gewiesen, die Frage: warum ist, oder warum nennen wir einen Gegenstand schön? muß vielmehr von allen Seiten beleuchtet, und bey der Prüfung selbst auch das nicht übergangen werden, was eine Wahrscheinlichkeit, sogar einen Schein zu einem Gesetze des Geschmacksurtheils enthalten möchte. Es läßt sich also auch, da man dasjenige, was dem Geschmack und seinen Urtheilen zur Regel dient, noch nicht zu kennen voraus setzt, sondern erst erörtern will, allerdings fragen: ob es von aller Erfahrung unabhängige Ideale der Schönheit gebe, an welche, als an Urbilder, wir die Gegenstände halten, und durch Vergleichung derselben mit den Urbildern, bestimmen können, ob sie schön sind? Der Grund,

aus welchem Hr. H. die Untersuchung dieser Frage für überflüßig und impertinent hält, ist: Man will nicht wissen, ob es von aller Erfahrung unabhängige Ideale der Schönheit gebe, weil die Erfahrung kein solches Ideal jemanden noch dargebothen habe, und die Vernunft von der menschlichen Seele schlechterdings nichts offenbaren könne, was nicht im den Grenzen der Erfahrung durch den innern Sinn erscheine. Ich kann nicht glauben, daß Hr. H. hier die äußere Erfahrung wenigstens **mit** gemeynet habe; denn alsdann wäre es ungereimt, das Daseyn eines Ideals der Schönheit vor aller Erfahrung darum läugnen zu wollen, weil noch kein solches Ideal dem äußern Sinne des Menschen erschienen wäre, oder sich dargebothen hätte. Ein Mann von des Hrn. H. philosophischen Talenten kann keiner solchen Ungereimtheit fähig seyn. Er kann vielmehr, wie auch aus dem Nachsatze erhellet, nur die innere Erfahrung verstanden, und die Wirklichkeit eines Ideals der Schönheit, als Objekts des innern Sinnes, geläugnet haben. Allein dieser vorgeblichen Erfahrung widerspricht eine andere, wenigstens relativ allgemeine Erfahrung, nämlich die von der Einhelligkeit der Menschen in in Ansehung des Wohlgefallens in der Vorstellung gewisser Gegenstände; um welcher Einhelligkeit willen auch einige Produkte des Geschmacks und der Kunst für **exemplarisch** gehalten werden. Weil man aber daraus, daß einer ein solches exemplarisches Produkt, ein solches Muster nachahmt, zwar auf Geschicklichkeit des Nachahmenden, aber noch nicht

nicht auf Geschmack schließen kann, sondern nur dann erst berechtiget wird, ihm Geschmack beyzulegen, wenn er dieses Muster selbst zu beurtheilen im Stande ist, so muß auch in ihm selbst ein Muster liegen, das höher ist, als alle seinem Urtheile unterworfene exemplarische Kunstprodukte, das alle Beurtheilung derselben erst möglich macht. Dieses höhere Muster, welches, in wiefern es durchaus vollständig ist, auch zugleich das höchste ist, kann nun nichts anders als eine bloße Idee seyn, die, wie Kant sagt, *) jeder in sich selbst hervorbringen muß, und darnach er alles, was Objekt des Geschmacks, was Beyspiel der Beurtheilung durch Geschmack sey, und selbst den Geschmack eines jeden beurtheilen muß. Da aber Idee eigentlich einen Vernunftbegriff, und Ideal die Vorstellung eines einer Idee entsprechenden Individuums bedeutet; so kann auch jenes Urbild des Geschmacks, da es nicht durch Begriffe, sondern nur in einzelner Darstellung kann vorgestellet werden, besser das Ideal der Schönheit heissen. Was zu einem Ideal der Schönheit erfordert werde, (woraus sich zugleich sein Ursprung a priori ergiebt,) und auf welche Gattung von Schönheit sich dasselbe einschränke, muß bey Kant am angeführten Orte selbst nachgelesen werden.

2. „Eben so wenig könne die Frage den Sinn haben: ob der Geschmack eine besondere von dem

*) Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, S. 53.

dem Verstande und der Vernunft unabhängige Seelenkraft, oder wohl ein besondrer innerer Sinn sey. Denn es sey ausgemacht, daß der Geschmack der Verstand selbst sey, wiefern derselbe auf das Schöne angewendet werde."

Diesen Sinn hat jene Frage freylich nicht. Allein sie kann doch gewiß nicht gründlich beantwortet werden, ohne zuvor zu untersuchen, ob der Geschmack nicht eben so ein besonderes von dem Verstande in weiterer Bedeutung verschiedenes Erkenntnißvermögen sey, als Verstand im engern Sinn und theoretische und praktische Vernunft, und ob ihm nicht eben so, wie der theoretischen und praktischen Vernunft, als Erkenntnißvermögen, ein eigenes Gemüthsvermögen zum Grunde liege, das mithin auch ein eigenthümliches Princip für den Geschmack, als einen besondern Zweig des Erkenntnißvermögens, überhaupt nothwendig macht. Denn es könnte doch wohl der Fall seyn, daß der Geschmack eben darum, weil er, obgleich von dem Verstande in weiterer Bedeutung abhängig, dennoch ein Zweig eines besondern von dem Verstande in engerer Bedeutung und der theoretischen und praktischen Vernunft ganz verschiedenen Erkenntnißvermögens wäre, und ein eigenthümliches durch die Natur desjenigen Vermögens, aus welchem der Geschmack seinen Ursprung unmittelbar nimmt, bestimmtes Princip hätte. Und dieß ist denn auch wirklich der Fall, wie nunmehr nach den Resultaten der Kantischen Kritiken der reinen (theoretischen

schen) und der praktischen Vernunft, ingleichen der Urtheilskraft, solches zu Tage liegt; nach welchen nicht allein die Arten des Vorstellungsvermögens, in Erkenntnißvermögen, Begehrungsvermögen, und das zwischen beyden liegende Gefühl der Lust und Unlust, genau abgesondert, sondern auch die einem jeden dieser Gemüthsvermögen entsprechenden Erkenntnißvermögen in das des Verstandes und der theoretischen Vernunft, der praktischen Vernunft, und der zwischen beyden liegenden Urtheilskraft, in wie fern dieselbe reflektirend ist, specificirt sind, und einer jeden dieser Arten des Erkenntnißvermögens überhaupt, wegen der einer jeden eigenthümlichen Art der Aeußerungen ihrer Thätigkeit, ein besonderes Princip, und eine eigene nur auf dem Gebiete einer jeden gültige Gesetzgebung gesichert worden ist. Um mich Ihnen, mein Freund, deutlicher zu machen, muß ich Ihnen die ganze Charte des menschlichen Vorstellungsvermögens vorlegen. Doch kann ich hier nur Umrisse geben, die Ausfüllung und Illumination werden Sie schon selbst hinzufügen.

Der Sitz des Bewußtseyns aller in uns vorgehenden Veränderungen, oder das, was in uns sich durch Denken, Begehren und Empfinden verändert, nennen wir das Gemüth, und nur darum nicht Seele, weil man mit diesem Ausdruck leicht den Gedanken einer einfachen einzelnen von dem Körper verschiedenen Substanz rege machen kann, der doch zur Untersuchung der Gemüths- und Erkenntnißvermögen gar nichts beyträgt. Jede Ver-

än-

änderung des Gemüths, sie mag durch Denken, Begehren oder Empfinden entstehen, löst sich zuletzt in das auf, was wir Vorstellung überhaupt nennen; Vorstellung ist mit einem Worte der Gattungsbegriff aller Gemüthsveränderungen. In jeder Vorstellung unterscheiden wir diese von dem Subjekte und von dem Objekte der Vorstellung, mithin dreyerley, die Vorstellung, das Vorstellende, und das Vorgestellte. Es können also auch Beziehungen dieser drey Stücke unter einander Statt finden. Es sind nur folgende drey möglich. Wir beziehen die Vorstellung entweder auf ein bereits würklich gegebenes Objekt, oder auf ein Objekt, das erst würklich werden soll, oder auf das Subjekt. Im ersten Falle erkennen, im zweyten begehren, im dritten fühlen wir; und da die Wirklichkeit des Erkennens, Begehrens und Fühlens, ihre Möglichkeit voraussetzt, das aber, was den Grund der Möglichkeit von etwas enthält, Vermögen genannt wird, so muß auch einer jeden jener drey Veränderungen des Gemüths ein eigenes Vermögen zum Grunde liegen, und diese heißen das Erkenntnißvermögen, das Begehrungsvermögen und das Gefühl der Lust und Unlust. Wenn das Erkenntnißvermögen in uns thätig ist, so beziehen wir im Bewußtseyn entweder die Vorstellung von einem wirklich gegebenen Objekte unmittelbar, und ohne Beyhülfe irgend einer andern Vorstellung, auf das Objekt; dann heißt die Vorstellung eine unmittelbare, oder eine Anschauung, und das ihr entsprechende besondere Erkennt-

kenntnißvermögen Sinnlichkeit; oder wir beziehen die Vorstellung von dem Gegenstande nur mittelst einer andern Vorstellung, die nur ein Merkmal der unmittelbaren Vorstellung, der Anschauung, ist, und also auch andern unmittelbaren Vorstellungen zukommen kann, auf den Gegenstand. Dann heißt die Vorstellung eine mittelbare, oder ein Begriff, weil sie mehrere unmittelbare Vorstellungen oder Anschauungen unter sich begreift, und die ihr entsprechende Art des Erkenntnißvermögens wird Verstand in der weitern Bedeutung genannt. Er ist also das Vermögen der Begriffe, und ist in Ansehung derselben folgender Operationen fähig. 1) Entweder begreift er blos das Besondere in ein Allgemeines, das Individuum in seine Art, die Art in ihre Gattung — er denkt; dann specificirt sich der Verstand im weitern Sinn in den Verstand im engern Sinn. Er geht nur auf die Erkenntniß dessen, was ist und geschieht, nur auf die Erkenntniß der Dinge der Natur als Erscheinungen, und ist also auch nur für diese durch seine reinen Begriffe oder Categorien in Verbindung mit den Formen der Sinnlichkeit, Zeit und Raum, gesetzgebend; er schreibt der Natur als Erscheinung Gesetze vor. 2) Oder er verbindet Begriffe, als Prädikate, mit Begriffen oder Anschauungen, als Objekten; er subsumirt das Besondere, den Begriff oder die Anschauung, als Objekt betrachtet, unter das Allgemeine, den Begriff, als Prädikat betrachtet; mit einem Worte: er urtheilt. Durch dieses Verfahren specificirt sich der Verstand im

weitern

Sinne zur Urtheilskraft. 3) Oder er verbindet zwey oder mehrere Urtheile, um ein drittes dadurch zu Stande zu bringen. Er derivirt das Besondere, die Folge, aus dem Allgemeinen, den vorausgeschickten Urtheilen Vordersätzen; er schließt, und specificirt sich dadurch zur Vernunft. Diese ist entweder auf die Erweiterung der Erkenntnisse in Ansehung der im Gebiete des Erkenntnißvermögens liegenden Gegenstände, in Ansehung dessen, was ist und seyn, was geschieht und geschehen kann, (im Gebiete des Naturbegriffs,) oder auf die Erkenntniß dessen, was seyn und geschehen soll, was ins Gebiet des Begehrungsvermögens (des Freyheitsbegriffs) gehört, gerichtet. Im ersten Falle ist die Vernunft und ihr Gebrauch theoretisch, im zweyten praktisch. Jene hat es wieder entweder mit Gegenständen einer möglichen Erfahrung zu thun, und das Allgemeine, woraus etwas gefolgert wird, wird als durch Erfahrung gegeben, vorausgesetzt; oder sie geht auf übersinnliche Dinge und Prädikate: das Allgemeine, woraus gefolgert wird, sind synthetische Urheile, die von Erfahrung (von Verstand und Sinnlichkeit) unabhängig und a priori durch die Natur der Vernunft selbst hervorgebracht werden. Im ersten Falle ist die Vernunft und ihr Gebrauch logisch oder formal, und ihr Grundsatz: vollendete Einheit der bedingten Erkenntniß des Verstandes durch das Unbedingte. Im zweyten Falle ist die Vernunft und ihr Gebrauch real, transcendental, rein, speculativ, und metaphysisch, und ihr höchster Grundsatz ist der

Schluß

Schluß von der Existenz des Bedingten auf die Existenz des Unbedingten: der Gebrauch desselben aber nur regulativ und nicht constitutiv, da das Unbedingte durch keine Erfahrung gegeben werden, und also keine objektive Erkenntniß von Gegenständen gewähren kann; durch einen constitutiven Gebrauch und wenn die Vernunft darauf ausgeht, ein wirkliches Erkenntniß festsetzen zu wollen, wird sie transcendent und dialektisch. Praktisch ist die Vernunft und ihr Gebrauch, wenn sie das Begehrungsvermögen selbst, a priori, bestimmt; und ihr erster Grundsatz ist: handle und bestimme dich nach allgemeinen und nothwendigen Zwecken. Wir haben nun noch die Urtheilskraft zu spezificiren, die das Vermögen ist, das Besondere als enthalten unter dem Allgemeinen zu denken. Nun ist ihr aber entweder das Allgemeine die Regel, das Princip, das Gesetz, gegeben, um darunter das Besondere subsumiren zu können; oder es ist ihr nur das Besondere gegeben, wozu sie erst das Allgemeine finden soll. Im erstern Falle ist die Urtheilskraft bestimmend, sie setzt etwas in Ansehung unserer Erkenntniß fest, geht auf Erkenntniß der Dinge in der Erfahrung; mithin ist dieser ihr Gebrauch nur logisch, und bedarf also keines eigenen Princips, da sie solches mit dem auf Erweiterung der Erkenntniß gerichteten Verstande, der die Begriffe, als das gegebene Allgemeine, auf Gegenstände der Erfahrung, als das Besondere, anwendet, gemein hat. Im zweyten Falle hingegen ist die Urtheilskraft reflektirend; sie re-

flektirt über die Formen der Natur und ihrer besondern empirischen Gesetze nach dem Eindrucke, den diese auf das Gefühl der Lust und Unlust machen, und bedarf hierzu eines eigenen Princips.

Außer der Bestimmbarkeit der Objekte der Natur durch die Gesetze des Verstandes und der bestimmenden Urtheilskraft, sind nemlich dieselben auch noch durch die reflektirende Urtheilskraft in Beziehung auf das Gefühl der Lust und Unlust, als dem der reflektirenden Urtheilskraft entsprechenden Gemüthsvermögen, bestimmbar. Diese Art der Bestimmbarkeit der Dinge kann weder von den Begriffen und Gesetzen des Verstandes und der bestimmenden Urtheilskraft, noch von den Gesetzen der praktischen Vernunft abhängen, indem das in der Anschauung der Dinge empfundene Gefühl der Lust und Unlust weder Begriffe von diesen Dingen, noch eine Begierde nach denselben voraussetzt, sondern muß in einem der reflektirenden Urtheilskraft a priori eigenthümlichen Princip ihren Grund haben. Dieses kann aber kein anderes, als die **Zweckmäßigkeit** der Formen der Dinge der Natur seyn. Da nemlich diese mannichfaltigen Formen, welche das der reflektirenden Urtheilskraft gegebene Besondere sind, durch die Begriffe von den Dingen unbestimmt gelassen werden, gleichwohl aber, um ein System der Erfahrung von ihnen möglich zu machen, nothwendig ist, daß sie in ihrer Mannichfaltigkeit nach einer Einheit oder als miteinander übereinstimmend betrachtet werden; diese Uebereinstimmung oder Einheit aber jenen

nen Formen weder durch den Verstand vermittelst der Begriffe gesetzlich vorgeschrieben, noch auch aus der Erfahrung genommen werden kann, weil man alsdann nicht mehr sagen könnte, daß das Allgemeine zu dem Besondern erst gesucht werden sollte, indem es ja wirklich schon gegeben seyn würde: so muß auch nothwendig der Grund dieser Einheit und Uebereinstimmung in der reflektirenden Urtheilskraft selbst liegen; sie muß nemlich annehmen, daß irgend ein Verstand, wiewohl nicht der unsrige, den Grund der Uebereinstimmung und des Zusammenhanges jener mannichfaltigen Formen enthalte. Die Urtheilskraft gibt sich also dadurch selbst ein Gesetz, nicht der Natur. Weil nun der Begriff von einem Objekte, sofern er zugleich den Grund der Wirklichkeit dieses Objekts enthält, der Zweck und die Uebereinstimmung eines Dinges mit derjenigen Beschaffenheit der Dinge, die nur nach Zwecken möglich ist, die Zweckmäßigkeit der Form derselben heißt; so ist das Princip der Urtheilskraft in Ansehung der Form der Dinge der Natur, die Zweckmäßigkeit der Natur in ihrer Mannichfaltigkeit, d. i. die Natur wird durch diesen Begriff so vorgestellt, als ob irgend ein Verstand, obwohl nicht der unsrige, den Grund der Einheit ihrer unter das Gebiet des Gefühls der Lust und Unlust gehörigen, durch die Naturbegriffe (Verstandsbegriffe a priori) unbestimmt gelassenen Formen und besondern durch die theoretische Vernunft nicht bestimmbaren besondern empirischen Gesetze, enthalte. Nur mit dieser

Vorstellung der Zweckmäßigkeit ist ein Gefühl der Lust verbunden, und zwar deswegen, weil hier die Harmonie der mannichfaltigen Formen und besondern empirischen Gesetze der Natur mit unserm Bedürfnisse, Einheit der Principien in dieselben hineinzubringen, blos zufällig ist. Es erfreuet uns, (wir werden eines Bedürfnisses, hier des Verstands, Einheit in das Mannichfaltige zu bringen, entlediget) wenn wir wider Vermuthen, und gleich als ob ein glücklicher Zufall unsere Absicht begünstigte, eine systematische Einheit unter den Formen der Dinge der Natur, denen wir selbst gar keine Gesetze vorschreiben können, antreffen. Da hingegen das Zusammentreffen der Wahrnehmungen mit den Verstandsbegriffen nicht die mindeste Wirkung auf das Gefühl der Lust macht; weil unser Verstand der Natur, zum Behuf einer Erkenntniß von ihr, als Objekt der Sinne, selbst Gesetze vorschreibt, mithin die Uebereinstimmung der Erscheinungen mit den Gesetzen des Verstandes nicht zufällig, sondern nothwendig ist. Wir beurtheilen hier die Vorstellungen von den Dingen nicht als zweckmäßig, sondern als gesetzmäßig. Was nun die Zweckmäßigkeit, oder die Uebereinstimmung eines Dinges mit der nur nach Zwecken möglichen Beschaffenheit der Dinge, betrifft, so beruhet dieselbe entweder auf einem blos subjektiven Grunde; man stellt sich dieselbe als eine Uebereinstimmung der Form des Gegenstandes in der Auffassung desselben vor allem Begriffe mit dem Erkenntnißvermögen vor, um die Anschauung mit Begriffen zu einem

Erkennt-

Erkenntniß überhaupt zu vereinigen. Oder sie beruhet auf einem objektiven Grunde; man stellt sich dieselbe als Uebereinstimmung der Form des Gegenstandes mit der Möglichkeit desselben selbst erst nach einem Begriffe von ihm, der vorhergeht und den Grund dieser Form enthält, vor. Hier ist die Zweckmäßigkeit eine objektive, materiale, und die Urtheilskraft, in der sie als Princip vorhanden ist, heißt die teleologische, d. i. ein Vermögen, die reale oder objektive Zweckmäßigkeit der Natur durch Verstand und Vernunft zu beurtheilen. Dort hingegen ist die Zweckmäßigkeit formal; und jenes Geschäft verrichtet die ästhetische Urtheilskraft, die auch, in wiefern sie auf das Schöne oder einen Gegenstand geht, der ohne alles Interesse gefällt, Geschmack genannt wird; und mithin ein Vermögen ist, die formale subjektive Zweckmäßigkeit der Natur durch das Gefühl der Lust und Unlust zu beurtheilen.

Sie sehen also, mein Freund, aus dieser Specifikation der Erkenntnißvermögen, deren jedes in unserm Bewußtseyn als ein Factum des menschlichen Gemüths vorhanden ist und sich dadurch unmittelbar unterscheidend kennbar macht, daß sich jene von Hrn. H. aufgeworfene Hauptfrage nicht eher beantworten läßt, als bis entschieden ist, ob der Geschmack ein eigenes von dem Verstande in engerer Bedeutung, ingleichen von der theoretischen und praktischen Vernunft unterschiedenes, auf ein eigenes Gemüthsvermögen gegründetes Erkenntnißvermögen sey; und man kann es

für so ausgemacht, wie unser Verfasser will, nicht annehmen, daß der Geschmack der Verstand selbst sey, wiefern derselbe auf das Schöne angewendet werde. Denn obgleich alle Wirkungen aller Erkenntnisvermögen sich auf eine und dieselbe Grundkraft reduciren lassen müssen, und aus derselben entspringen, so gründen sich doch auch alle Systeme, alle Wissenschaften auf die vollständige Analysis des Vorstellungsvermögens, als Gattung in ihre Arten, und würden ohne dieselbe schlechterdings nicht zu Stande gebracht werden können. Und ob zwar der Geschmack, oder die ästhetische Urtheilskraft, wiefern sie auf das Schöne geht, eben so wie die übrigen Erkenntnißvermögen, in dem Vorstellungsvermögen überhaupt gegründet ist, so würde doch ein System der Aesthetik, oder vielmehr eine Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, nicht möglich seyn, wenn man es blos bey jenem allgemeinen unbestimmten Begriffe vom Geschmack, den der Verf. angibt, bewenden lassen wollte. Unter Verstand mag man nun entweder den Verstand in weiterer oder in engerer Bedeutung verstehen, so wird man, wenn man blos dabey stehen bleibt, und den letztern nicht näher bestimmt, nie auf das kommen, was die ästhetische Urtheilskraft von beyden specifisch unterscheidet, man würde den Verstand blos für das Vermögen das Mannichfaltige der Anschauungen unter Begriffe zusammenzufassen, und das Schöne für den Gegenstand als Erscheinung selbst nehmen müssen, und dadurch das, was Theorie des Geschmacks oder der ästhetischen Urtheils-

Urtheilskraft seyn sollte, zu einem Theil der angewandten Logik machen, welches denn auch bisher durchgängig der Fall gewesen ist.

3. „Endlich könne die von dem Herrn Verf. aufgeworfene Frage auch nicht den Sinn haben: Ob der Geschmack seine eigenen, von keinem höhern Princip abhängigen, für sich bestehenden Gesetze habe; denn es lehre die Erfahrung, daß ein dergleichen Gesetz noch bis jetzt durch keine Beobachtung, durch keine Analyse gefunden sey."

Ich muß gestehen, mein Freund, daß es mir unbegreiflich ist, wie sich ein Mann von Herrn Heydenreichs philosophischem Geiste, und dessen einziges Geschäft Philosophie ist, hier so sehr hat vergessen können. Wie kann man schließen: weil bis jetzt noch keine dem Geschmack eigenthümlichen und von andern Gesetzen unabhängigen Gesetze entdeckt worden sind, so sind dergleichen auch unmöglich? Aber auch die Erfahrung lehrt gerade das Gegentheil. Denn das ist eben die Frage, die Hr. Prof. Kant in seiner Kritik der Urtheilskraft aufgeworfen und bejahend beantwortet und erwiesen hat. Er hat ein Princip für den Geschmack aufgestellt, das demselben allein eigen ist und ganz unabhängig von andern Principien für sich besteht. Nach der zu Ende der Vorrede des Heydenreichschen Systems der Aesthetik befindlichen Note kannte zwar derselbe jene Kritik der Urtheilskraft, allein Hr. H. hatte das System der Aesthetik schon vor

der Erscheinung des Kantischen Werks ausgearbeitet, und dieses zur Zeit, da er die Vorrede zu seinem Buche schrieb, weder ganz gelesen noch studirt. Man kann ihm also den Mangel jener Erfahrung, da sie erst nach der Ausarbeitung und vielleicht schon nach dem Abdruck der Aesthetik, bekannt wurde, nicht zur Last legen, und Hr. H. wird ohnfehlbar jetzt, da er die Kritik der Urtheilskraft ganz gelesen und geprüft haben wird, der bessern Ueberzeugung Raum geben, und nunmehr einsehen, daß seine Theorie nur auf eine precäre Weise bestehen kann, so wie alle vor ihm vorhandenen Theorien, die er eben nicht billig behandelt; da er, so wie die Verfasser der letztern, unterlassen hat, aus der Natur des menschlichen Erkenntnißvermögens und insbesondere der Urtheilskraft zu zeigen, daß gar kein Princip des Geschmacks durch dieselbe möglich sey.

Statt jener zweckmäsigern Frage glaubt er nun folgende thun zu müssen:

„Können die Gesetze des Geschmacks aus den höchsten, unwandelbaren, allgemeingültigen Principien der Vernunft dergestalt abgeleitet werden, daß jeder vernünftige Mensch eben so gewiß ihnen Beyfall geben muß, als er sich durch diese unauflöslich gebunden fühlt?"

Ehe sich aber der Verf. auf die Beantwortung dieser Frage einläßt, und zeigt, ob, und in wiefern Principien, die in das Gebiet eines besondern Erkennt-

Erkenntnißvermögens, (hier z. B. des Geschmacks oder der ästhetischen Urtheilskraft) gehören, sich aus den, einem andern Erkenntnißvermögen, (z. B. der theoretischen Vernunft) angehörenden Principien ableiten lassen, (nur daß ich meines Orts nicht einzusehen im Stande bin, welches denn diese Gesetze des Geschmacks, und diese allgemeingültigen Vernunftprincipien in Specie sind, die in einem solchen Causalverhältnisse stehen,) gibt er uns zuvor etwas, das ein Beweis der Allgemeingültigkeit seiner abgeleiteten Geschmacksgesetze, von welchen er jedoch noch keines sehen läßt, seyn soll, zum besten; es ist aber im Grunde weiter nichts, als ein bloßer Machtspruch, der überdieß widersprechend und ohne Sinn ist. Lesen Sie nur S. 85. „Allein, sagt er, die aus ihnen (den reinen höchsten Gesetzen der Vernunft) abgeleiteten, durch Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung gebildeten Gesetze, sind ihnen (diesen Vernunftgesetzen) in Rücksicht auf den Ursprung, die Ursache und den Umfang der Gültigkeit völlig gleich. Man nehme den Erfahrungsstoff von ihnen weg, so bleibt immer die Form des Gesetzes in ihrer ursprünglichen Reinheit, Voll- und Allgemeingültigkeit zurück, welche von ihrem Quell, der reinen Vernunft aus, überall gleich stringirend, im Innern aller untergeordneten Gesetze herrscht.“

Der Verf. gibt hier zu verstehen, daß die Geschmacksgesetze durch Anwendung der theoretischen Vernunftgesetze auf Gegenstände der Erfahrung gebildet würden. Aber dann wären ja die

Gesetze des Geschmacks keine besondern und abgeleiteten Gesetze, sondern vielmehr die Gesetze der theoretischen Vernunft selbst, nur auf Erscheinungen angewandt. Wie ist es aber möglich nach theoretischen Vernunftgrundsätzen zu beurtheilen, was an einem Gegenstande schön ist, da eines Theils Schönheit keine Beschaffenheit des sinnlichen Gegenstandes ist, die sich durch Anwendung der Verstandsbegriffe auf die Anschauung des Gegenstandes erkennen ließe, und der Begriff von dem Gegenstande schlechterdings kein Merkmahl enthalten kann, das dem Gegenstande, als schönen, zukäme, indem wir, um denselben als schön zu beurtheilen, die Vorstellung des Gegenstandes nicht auf den Gegenstand, sondern auf unser Subjekt oder den Eindruck beziehen, den sie auf unser Gefühl der Lust macht; andern Theils aber Grundsätze der theoretischen Vernunft schlechterdings hier gar nicht anwendbar sind? Denn nur der Verstand und seine Begriffe machen für die Vernunft eben so einen Gegenstand aus, wie die Sinnlichkeit und ihre Anschauungen für den Verstand und die wirklichen Objekte für die Sinnlichkeit. Das Geschäft der Vernunft ist, durch ihre Ideen und Grundsätze des Unbedingten, Gleichartigen, Mannichfaltigen und der Verwandtschaft, in alle möglichen empirischen Verstandeshandlungen systematische Einheit zu bringen; so wie das Geschäft des Verstandes, das Mannichfaltige der Anschauungen in Begriffe zusammenzufassen und Urtheile zu bilden. Die Vernunft bestimmt also

in

in Rücksicht auf sinnliche Gegenstände und die Beziehung ihrer Vorstellungen auf das Gefühl der Lust gar nichts, sondern sie gehet nur auf die Begriffe und Urtheile des Verstandes, um sie unter sich zu verbinden und in Einheit und systematischen Zusammenhang zu bringen. Dieses bewürkt die Vernunft dadurch, daß sie zu jedem Urtheile des Verstandes (Schlußsatz) eine allgemeine Bedingung (einen Obersatz durch den Mittelbegriff) sucht. Z. B. wenn wir schließen: Alles Zusammengesetzte ist veränderlich, die Körper sind zusammengesetzt; also sind die Körper veränderlich — so fällen wir im Schlußsatze das Urtheil, daß den Körpern das Prädikat veränderlich, im Obersatze, blos unter der Bedingung zukomme, daß sie zusammengesetzt sind; weil dieses eben die Bedingung ist, unter welcher das Prädikat in der Regel des Obersatzes allgemein, für alle Körper, gültig ist. Von dieser allgemeinen Regel oder Bedingung sucht die Vernunft durch einen Prosyllogismus, d. i. durch einen Schluß, wodurch der Grund des vorhergehenden Schlusses bewiesen wird, eine neue, noch allgemeinere Bedingung, und dieses Geschäft setzt sie so lange fort, bis sie endlich zu einer Bedingung kömmt, die von keiner Bedingung weiter abhängig ist, d. i. zum Unbedingten; und nur durch dieses Unbedingte wird die von der Vernunft gesuchte Einheit vollendet. Das höchste Princip der Vernunft ist also: suche zu allen bedingten Erkenntnissen das Unbedingte. Der Begriff des Unbedingten ist aber kein Verstandsbegriff; denn

sonst

sonst müßte er sich auf Gegenstände der Erfahrung anwenden lassen, die alle nur bedingt sind, d. i. immer etwas voraus setzen, das ebenfalls nur bedingt ist. Er gehört mithin lediglich der Vernunft zu, und ist mit derselben eben so nothwendig verknüpft, als die Kategorien mit dem Verstande. Da aber solche Begriffe, die gar nicht auf Anschauungen und die ihnen entsprechenden Erscheinungen anwendbar sind, **Ideen** heißen, so ist das Unbedingte auch nur eine Idee, die keine **objektive**, sondern nur **subjektive** Gültigkeit hat, indem sie nicht vorschreiben kann, daß sich das Unbedingte wirklich unter den gegebenen Gegenständen finde, sondern nur gebietet, dem Unbedingten nachzugehen, und alles Bedingte unter das Unbedingte, als die größte Einheit, zu fassen. Mithin ist auch das Princip der Vernunft, das sich auf diese Idee des Unbedingten gründet, kein **constitutives**, sondern nur ein **regulatives** Princip; es läßt sich daraus nicht die Möglichkeit eines Gegenstandes erkennen, sondern es dienet nur Einheit und Zusammenhang unter den Begriffen und Urtheilen des Verstandes zu bewürken. So mancherley aber die Vernunftschlüsse sind, so vielgibt es auch Arten des Unbedingten. Nun sind aber die Vernunftschlüsse ihrer Form nach entweder **kategorische**, oder **hypothetische**, oder **disjunktive**. *) Die kategorische Form

*) Ein kategorischer Vernunftschluß ist ein solcher dessen Obersatz ein kategorisches Urtheil, d. i. ein solches enthält, das ein Verhältniß des Subjekts zum

Form führt auf ein Unbedingtes der Bedingungen der Inhärenz, d. i. auf die Idee eines absoluten Subjekts, das nicht wieder Prädikat eines andern seyn kann; die hypothetische Form auf ein Unbedingtes der Bedingungen der Dependenz, oder auf die Idee des absoluten Unabhängigen, und die disjunktive, auf ein Unbedingtes der Bedingungen der Concurrenz, oder auf die Idee des absoluten Allbefassenden, oder der absoluten Gemeinschaft. Diese drey Ideen gebieten also der Vernunft, in der sie a priori sind, absolute Einheit des Subjekts, absolute Einheit oder Vollständigkeit in der Reihe der Bedingungen der Erscheinungen, und absolute Einheit, oder die oberste Bedingung der Möglichkeit von allem überhaupt,

zum Prädicate ausdrückt. Z. B. Alles Zusammengesetzte ist veränderlich. Ein hypothetischer — dessen Obersatz ein hypothetisches Urtheil, d. i. ein solches enthält, das ein Verhältniß des Grundes zur Folge ausdrückt. Z. B. die Sonne erwärmt den Stein. Ein disjunktiver endlich — dessen Obersatz ein disjunktives Urtheil, d. i. ein solches enthält, das ein Verhältniß der Sphäre oder des Ganzen einer Erkenntniß zu den Theilen, welche die Sphäre oder das Ganze bestimmen, ausdrückt. Z. B. Wenn man sagt: Die Welt ist entweder durch einen blinden Zufall oder durch innere Nothwendigkeit, oder durch eine äußere Ursache da: so nimmt jeder dieser Sätze einen Theil der Sphäre des möglichen Erkenntnisses über das Daseyn der Welt ein, und alle zusammen machen die ganze Sphäre aus.

haupt, was gedacht werden kann, und was mithin der Inbegriff aller Realität ist, zu suchen. Die erste Idee führt also auf die Idee vom Substanziellen, sowohl der Körper als auch vorzüglich unsrer Seele; die zweyte auf die Idee eines Wesens aller Wesen; und die dritte auf die Idee eines Weltalls. Die erste ist physiologisch und vornemlich psychologisch; die zweyte theologisch, und die dritte kosmologisch. Und so gibt denn die Vernunft die Idee zu einer rationalen Seelenlehre, Theologie und Kosmologie.

Und hiermit ist denn auch zugleich alles erschöpft, was Vernunft mit ihren Ideen und Grundsätzen des absoluten Subjekts, der absoluten Unabhängigkeit, und absoluten Gemeinschaft, die sich alle drey auf die Idee und den Grundsatz des Unbedingten stützen, und außer welchen weiter keine Vernunftideen und Grundsätze in der Vernunft vorhanden sind, zu leisten im Stande ist, und es ist mir unbegreiflich, wie Herr H. mit völliger Vergessung der Kantischen Kritik der reinen Vernunft, von Geschmacksgesetzen, die sich auf reine Vernunftgesetze gründen sollen, von Vernunftgrundsätzen, die durch Anwendung auf Gegenstände der Erfahrung Geschmacksgesetze würden, von denen man nur den Erfahrungsstoff wegzunehmen brauche, um sie wieder in ihrer reinen Form, Voll- und Allgemeingültigkeit zurückzuerhalten u. s. w. hat reden können.

Und nun rückt Herr H. der Beantwortung seiner Frage näher.

„Ge-

„Geschmacksgesetze, heißt es, sollen bestimmen, was wahre, was falsche Schönheit sey; mithin dürften wir nur, um ihre mögliche Ableitung aus den Principien der Vernunft zu zeigen, den Begriff der Schönheit genauer bestimmen, oder, wenn sich dieser Begriff nicht sollte bestimmen lassen, wenigstens seinen mannichfaltigen Inhalt einer Kritik unterwerfen.“

Zuförderst muß ich bekennen, daß ich nicht begreifen kann, wie sich ein Begriff, als ein solcher, nicht sollte bestimmen lassen können, und noch weniger, wie es möglich sey, den mannichfaltigen Inhalt eines Begriffs der Kritik zu unterwerfen (welches wahrscheinlich hier so viel als analysiren bedeuten soll) wenn sich der Begriff gar nicht bestimmen läßt, d. i. wenn gar kein Begriff, d. i. kein Mannichfaltiges, das begriffen würde, vorhanden ist. Was aber die Hauptsache betrift, daß man nemlich, um die Ableitung der Geschmacksgesetze aus den Principien der Vernunft zu zeigen, den Begriff der Schönheit genau bestimmen müsse, so will der Verf. wahrscheinlich dadurch zu verstehen geben, daß die Geschmacksgesetze sich aus dem Begriffe der Schönheit ergäben. Um die Geschmacksgesetze aus den höchsten Vernunftgesetzen herleiten zu können, müsse man jene erst kennen lernen, und dieses bewürke man durch eine Zergliederung des Begriffs der Schönheit. Wenn aber nach der eigenen Behauptung des Verf. die Geschmacksgesetze allererst bestimmen sollen, was

wahre

wahre Schönheit sey, so ist es ja unmöglich, vor diesen Geschmacksgesetzen schon einen Begriff von Schönheit zu haben, und folglich auch unmöglich, aus einem Begriffe von Schönheit die Geschmacksgesetze kennen zu lernen. Und so ist es denn auch in der That. Eben so wie die Begriffe des Wahren und Guten allererst durch die Gesetze des Verstandes und der praktischen Vernunft bestimmt und möglich gemacht werden, so wird auch der Begriff von Schönheit erst durch die Natur und das Princip des Geschmacks oder der ästhetischen Urtheilskraft bestimmt und möglich. Einen Begriff vom Schönen auf Gerathewohl annehmen, hieße die Gesetzgebung des Geschmacks auf einem sehr unzuverläßigen Grunde errichten. Denn wer könnte entscheiden, welcher unter allen aufgestellten Begriffen von Schönheit der **wahre** sey, wenn kein Gesetz a priori vorhanden wäre, an welches man jeden Begriff zur Beurtheilung seiner Gültigkeit oder Ungültigkeit halten könnte? und es streitet wider alle Regeln der philosophischen Behandlung, wenn man das, was erst entschieden werden soll, schon als entschieden voraussetzt. Ueberhaupt kann es keine Regel des Geschmacks geben, die objektiv, durch Begriffe, bestimmte, was schön sey. Denn alle Urtheile, die der Geschmack fällt, sind nicht bestimmend, geben kein Erkenntniß von dem Gegenstande, in ihnen legt man keinen allgemeinen Begriff des Verstandes einem Gegenstande als Prädikat bey, sondern sie sind ästhetisch, d. i. das Gefühl des Subjekts allein ist der Bestimmungs-

grund

grund seines Urtheils. Aus diesem Grunde ist es, wie **Kant** sagt, eine fruchtlose Bemühung, ein Princip des Geschmacks zu suchen, welches das allgemeine Criterium des Schönen durch bestimmte Begriffe angäbe, weil, was gesucht wird, unmöglich und an sich selbst widersprechend ist. —

Um nun zum Behuf der Erkenntniß der Geschmacksgesetze den Begriff der Schönheit bestimmen und alsdann jene aus den höchsten Vernunftgesetzen herleiten zu können, liefert der Verf. eine Theorie der Empfindungen. Er meynt nemlich

„Alle Schönheit bewirke angenehme Empfindungen, und eben deswegen nenne man gewisse Gegenstände schön, weil sie es auf eine bestimmte Art thäten. Wenn man nun im Allgemeinen wisse, wiefern man Empfindungen überhaupt, und insbesondere angenehme Empfindungen, auf Principien zurückführen könne, ob dieses bey allen, oder nur bey einigen Arten von Empfindungen möglich sey; so könne man auch schon im voraus die Anwendung auf die Empfindung des Schönen machen, und ahnden, ob und wiefern sie sich unter Vernunftprincipien ordnen liessen."

Ich finde hier folgendes zu bemerken. Erstlich gibt es überhaupt keinen adäquaten Begriff von einem Gegenstande, wenn ich ihn blos nach dem, was er würkt, bestimmen will; ich erkenne dadurch nicht, was der Gegenstand an und für sich

ist, sondern nur etwas, wovon er die Ursache ist. Da aber Hr. H. die Gesetze des Geschmacks durch den Begriff der Schönheit oder (nach seiner Art zu reden) durch die Kritik seines mannichfaltigen Inhalts, falls jener sich nicht bestimmen ließe, bestimmen will, so hätte er uns nicht zu den Wirkungen dessen, was schön seyn soll, sondern unmittelbar zu den Merkmahlen des Schönen selbst führen, er hätte zeigen sollen, was denn das ist, was an dem schönen Gegenstande als schön angeschaut und durch den Verstand begriffen wird. Daß er aber dieses nicht gethan hat, liegt freylich nicht an ihm, sondern an der Sache selbst, die unmöglich ist.

Hiernächst ist aber auch die angenehme Empfindung kein bestimmtes und unterscheidendes Kriterium der Schönheit. Denn es können uns Gegenstände angenehm seyn, ob wir sie gleich nicht für schön halten; ja gerade deswegen, weil uns ein Gegenstand angenehm ist, kann er nicht schön genannt werden. Das Angenehme ist nur eine Art des Wohlgefallens, so wie das Schöne und Gute. Wir bezeichnen durch diese Ausdrücke drey Verhältnisse unserer Vorstellungen zum Gefühl der Lust und Unlust. Angenehm ist, was uns vergnügt, was den Sinnen in der Empfindung gefällt; schön, was uns blos gefällt; gut, was geschätzt, worin von uns ein objektiver Werth gesetzt wird. Das Wohlgefallen am Schönen unterscheidet sich von den beyden andern Arten desselben dadurch, daß es frey und uninteressirt ist; denn hier zwingt uns weder ein Interesse der Sinnen

nen

nen, wie es bey dem Wohlgefallen am Angenehmen der Fall ist, noch ein Interesse der Vernunft, wovon das Wohlgefallen am Guten nothwendig begleitet ist, den Beyfall ab. Es bezieht sich lediglich auf Gunst, so wie sich hingegen das Wohlgefallen am Angenehmen auf Neigung, und das am Guten auf Achtung bezieht. Gunst aber ist unter diesen drey Arten des Wohlgefallens das einzige freye Wohlgefallen. Denn ein Gegenstand der Neigung läßt uns, so wie ein solcher, der uns durch ein Gesetz der praktischen Vernunft zum Begehren auferlegt wird, keine Freyheit, uns aus ihm einen Gegenstand der Lust zu machen. Das Interesse der Neigung, so wie der Vernunft, setzt ein Bedürfniß voraus, oder bringt eines hervor, und da es unsern Beyfall bestimmt, so läßt es das Urtheil über den Gegenstand nicht mehr frey.

Endlich ist es auch schlechterdings unmöglich, die Empfindungen überhaupt, und besonders angenehme Empfindungen, auf Vernunftprincipien zurückzuführen, oder von denselben abzuleiten. Denn da der Verf. selbst erklärt, daß Empfindung lediglich das Gefühl des Angenehmen und Unangenehmen sey, wir aber in der Beurtheilung eines Gegenstandes, als angenehmen, die Vorstellung desselben nicht auf den Gegenstand selbst, sondern auf das Subjekt und das durch die Vorstellung modifizirte Gefühl der Lust beziehen, wodurch der Gegenstand nicht selbst erkannt, sondern nur als Objekt des Wohlgefallens betrachtet wird, so sind auch weder die Begriffe des Verstandes, noch die Ideen

der Vernunft, so wie die aus ihnen sich ergebenden Vernunftprincipien, da sie sämmtlich auf Erkenntniß und ihre Erweiterung gehen, gar nicht auf die Empfindungen, die nichts mit einer Erkenntniß der Objekte zu thun haben, anwendbar. Die Quelle alles Wohlgefallens, mithin auch des Angenehmen, kann nicht in jenem Erkenntnißvermögen liegen, die, um Erfahrung möglich zu machen, der Natur, als Objekt der Sinne, Gesetze vorschreibt, nicht in dem Vermögen der Begriffe und logischen Urtheile, das blos zur Verbindung des Mannichfaltigen in den Anschauungen und der Begriffe, als Prädikate mit Begriffen oder Anschauungen als Subjekte zum Erkenntniß, gegeben ist, und nicht in dem Vermögen der Ideen und Gesetze, das lediglich zur Bewirkung einer systematischen Einheit und Zusammenhanges der Erkenntnisse unter einander bestimmt ist; sondern in dem Vermögen unsers Gemüths, das sinnlicher Eindrücke empfänglich ist, und der reflektirenden Urtheilskraft, als seinem Gesetzgeber, in jenen Eindrücken, als Gefühlen der Lust und Unlust, den Stoff zu ihren Urtheilen darbietet, um nach diesen Gefühlen, die sie den Anschauungen als Prädikate beyfügt, die Gegenstände in Rücksicht auf die Art des Wohlgefallens oder Misfallens zu beurtheilen.

Uebrigens hat es dem Herrn Verf. nicht gefallen zu erklären, wie man denn schon im Allgemeinen wissen und ahnden könne, ob und wiefern sich Empfindungen überhaupt, und insbesondere angenehme Empfindungen, auf Principien der

Vernunft

Vernunft zurückführen und unter dieselben ordnen lassen. Da er dieses aber insbesondere darzuthun bemüht ist, so verlieren wir durch jene Unterlassung im Grunde gar nichts. Sein Räsonnement ist dieses:

„Es gibt eine doppelte Ursache angenehmer und unangenehmer Empfindungen: 1) Receptivität, wenn der Mensch unter gewissen Veranlassungen gezwungen ist, Schmerz und Vergnügen aufzunehmen, wegen des Eindrucks, den gewisse außer seinem Bewußtseyn liegende Gegenstände auf seine Organe machen, ohne daß er den Grund seiner Empfindung in irgend einer der Vernunft nothwendigen Ueberzeugung auffinden kann. 2) Spontaneität, oder die Fähigkeit, sich selbstthätig Schmerz und Vergnügen zu bereiten, indem er selbst sich gewisse Gesetze und Zwecke vorstellt, die er denn bald erreicht, bald verfehlt. Im ersten Falle liegt der Grund des Angenehmen und Unangenehmen außer der Vernunft, im letztern in der Vernunft. Diese Unterscheidung gebe die Antwort an die Hand, welche angenehme oder unangenehme Empfindungen man auf Vernunftprincipien zurückführen könne; nur diejenigen Thätigkeiten und Zustände unsers Wesens nemlich, welche die Natur selbst von Vernunftprincipien abhängig gemacht habe; alle andern hingegen, welche die Natur durch andere Einrichtungen und

Mittel bestimmt habe, ließen sich nicht von Vernunftprincipien ableiten."

Ich will mich nicht an die Worte halten, um alles Ansehen von Schikane zu vermeiden, sondern nur an die Bedeutung derselben; und da kann Hr. H. mit dieser Stelle weiter nichts sagen wollen, als daß die Gefühle der Lust und Unlust entweder von außen durch den Eindruck sinnlicher Objekte auf unsere Sinnenwerkzeuge, oder innerlich durch eigene innere Thätigkeit unserer Vernunft bewirkt werden. Allein, nicht zu gedenken, daß damit die Ursachen der Gefühle noch nicht erschöpft sind, indem wir auch ohne Einwürkung eines äußern Gegenstandes blos durch die Thätigkeit unserer Einbildungskraft selbst in unsern Sinnenorganen einen Reiz hervorzubringen, und auch durch Verstand und Urtheilskraft Gefühle zu erregen im Stande sind, ja sogar Gefühle in uns entstehen können, ohne daß wir uns irgend einer Ursache derselben bewußt sind; so bleibt durch die Bestimmung der Gefühle nach ihren Ursachen die Natur derselben schlechterdings unverändert, und das Objekt, das das Gefühl erregt, trägt zur Veränderung der Beschaffenheit der Gefühle nichts bey: da dasselbe Gefühl, das die unmittelbare Vorstellung eines würklichen Objekts selbst begleitet, sich eben so kräftig durch die bloße lebhafte Vorstellung eines obgleich abwesenden Objekts oder durch eine versinnlichte Idee hervorbringen läßt. Darum also, daß Gefühle der Lust und Unlust durch unmittelbare in unserm Vorstellungsvermögen ohne die geringste

ringste äußere Veranlassung entstandene Vorstellungen und Ideen hervorgebracht werden, kann man noch nicht schließen, daß diese Gefühle in der Vernunft gegründet sind, oder sich aus den Gesetzen derselben herleiten lassen; so wenig als sich behaupten läßt, daß die Gefühle, welche unmittelbar durch den Eindruck sinnlicher Objekte auf unsere Sinnenorgane entstanden sind, blos in den Objekten und ihrer Anschauung ihren Grund haben. Die Wirkung, oder das Gefühl, gibt keinen Unterschied von Ursachen zu erkennen; und damit etwas, es sey nun ein bloßer Gedanke oder ein außer meiner Vorstellung vorhandenes Objekt, die Ursache eines Gefühls der Lust oder Unlust werden könne, dazu wird der Grund der Gefühle der Lust und Unlust selbst, d. i. dasjenige, wodurch sie möglich sind, das Gefühlvermögen, vorausgesetzt; denn durch die Vernunft selbst, als Vermögen der Ideen und Gesetze, sind weder Gefühle der Lust und Unlust, noch ein Vermögen des Gefühls möglich. Dieses ist von jenem, seinem Daseyn nach, ganz unabhängig und eben so wie jenes ein Factum der menschlichen Natur, von dem sich eben so wenig, als von jenem, begreifen und bestimmen läßt, wie es da ist. Wäre es übrigens möglich, die Gefühle der Lust und Unlust aus den Gesetzen der Vernunft abzuleiten, so würden die Gefühle selbst nothwendig Vorstellungen seyn, sie würden den Charakter dessen, was durch Vernunft möglich ist, an sich haben müssen. Gefühle sind aber an und für sich keine Vorstellungen, ob sie gleich Gegen-

stände von Vorstellungen seyn können. Denn wären sie wirklich Vorstellungen, so müßte ich sie, wie solches die Natur der Vorstellungen erfodert, auf das vorstellende Subjekt und ein vorgestelltes Objekt beziehen können. Beydes ist aber nicht möglich. Man kann sie nicht auf das Subjekt beziehen; denn die Gefühle der Lust und Unlust sind bereits Resultate der Beziehung einer Vorstellung irgend eines Gegenstandes auf das Subjekt, und sind blos einfach, sie enthalten kein Mannichfaltiges, das, in eine Einheit des Bewußtseyns zusammengefaßt, auf das Subjekt bezogen werden könnte. Auch nicht auf ein Objekt; denn sie enthalten keine Merkmahle, die man auf einen Gegenstand, er mag Produkt der Natur oder des Verstandes und der Vernunft seyn, beziehen könnte. Und von dieser Beschaffenheit sind alle Gefühle, sie mögen nun entweder durch unmittelbare Wirkung des Verstandes und der Vernunft, oder durch unmittelbare Berührung der Organe, oder auf irgend eine mögliche Art und Weise entstanden seyn. Da ihnen also, vermöge der Natur des Vermögens des Gefühls der Lust und Unlust, gerade dasjenige fehlt, wodurch sich Hervorbringungen der Vernunft zu solchen qualificiren, nemlich ein begriffenes Mannichfaltige, so können sie auch keine Produkte der Vernunft seyn, oder, welches einerley ist, aus derselben hergeleitet werden. Folglich läßt sich aus dem von dem Verfasser gemachten Unterschied in Ansehung des Ursprungs der Gefühle der Lust und Unlust auch nicht erkennen und beurtheilen,

welche

welche angenehme Empfindungen, oder Gefühle, sich auf Principien der Vernunft zurück führen lassen; da beyde, Vernunft und Gefühlvermögen, gänzlich von einander getrennt sind, und ihre eigene Gesetzgebungen haben, die sich gegenseitig nicht beeinträchtigen können, und die Erzeugungen in dem Gebiete der einen mit denen auf dem Gebiete des andern gänzlich ungleich, und eben so wie ihre Quellen, verschieden sind. Wenn es also überhaupt möglich wäre, Gefühle der Lust und Unlust aus den Vernunftgesetzen herzuleiten, so dürfte die Verschiedenheit der Ursachen der angenehmen und unangenehmen Empfindungen nicht hindern, auch diejenigen, die wir blos ohne eigene Thätigkeit aufnehmen, auf jene Gesetze zurückzuführen, da die Wirkung dieselbe ist, sie mag nun durch eigene Selbstthätigkeit hervorgebracht oder blos empfangen seyn.

Zu den angenehmen und unangenehmen Empfindungen, welche sich nicht auf Vernunftprincipien zurück führen lassen, rechnet der Hr. Verf. folgende vier:

1) „Die ganz unmittelbaren, bey denen wir uns gar keiner bestimmten Ursache bewußt wären."

Solchen Gefühlen entsprechen keine Schönheiten, weil nach dem Verf. dasjenige schön genannt wird, was angenehme Empfindungen erregt, man hier aber nicht weiß, was das ist, das die angenehme Empfindung erregt hat. Schon aus jener Bemerkung aber, daß es auch angenehme Empfindun-

gen gebe, wovon uns die bestimmte Ursach unbewußt ist, hätte der Verf. abnehmen können, daß das Angenehme, oder dasjenige, was den Sinnen in der Empfindung gefällt, weder der einzige, noch überhaupt der Charakter des Schönen seyn könne; weil man sich dessen, was schön seyn soll, jederzeit bewußt seyn muß, und man im Fall des Mangels dieses Bewußtseyns die angenehme Empfindung selbst müßte schön nennen können, welches aber nicht allein gegen allen Sprachgebrauch seyn, sondern auch die Begriffe von angenehm und schön, die doch so verschieden sind, selbst verwirren würde. Sobald der Fall eintritt, daß ich einen Gegenstand als schön beurtheile, muß ich die Vorstellung eines Gegenstandes schlechterdings auf mich selbst beziehen, ich muß mir eines ganz uninteressirten Wohlgefallens an dieser Vorstellung bewußt seyn, und dieses Wohlgefallen ist schlechterdings ohne jene Vorstellung des Objekts, die allererst im Bewußtseyn vorhanden seyn muß, gar nicht möglich; da hingegen ein angenehmes Gefühl vorhanden seyn kann, ohne daß man sich eben einer Vorstellung von einem dieses Gefühl erregenden Gegenstande bewußt ist.

2) „Solche Empfindungen, welche durch unmittelbaren Eindruck gewisser vorzustellender Gegenstände auf unsere Organe, ohne Vermittelung irgend eines Urtheils, entstehen. Und die Gegenstände sind schön, die durch ihren unmittelbaren Eindruck auf unsere Sinne ein Wohlgefallen, ohne Dazwischenkunft

eines

eines Urtheils, erregen." Zu diesen Arten der Schönheit rechnet der Verf., für den Gesichtssinn, einzelne Farben, Verbindungen und Mischungen derselben, gewisse Umrisse und Modifikationen der Oberfläche der Körper, und Bewegungen. Für den Gehörssinn: einzelne Klänge, und Verbindungen mehrerer Töne; Harmonie und Disharmonie. „Das Wohlgefallen gründe sich hier, sagt er, auf Gesetze, die aber keine Vernunftprincipien, sondern blos mechanisch würkende, leidendlich, unbewußt und unabsichtlich von uns zu befolgende Gesetze wären."

Ich setze immer voraus, daß eine Klassifikation der Schönheiten nach der Verschiedenheit der Ursachen der angenehmen Empfindungen ganz unthunlich sey; und brauche mich nicht weiter darauf einzulassen, da ich solches so wie die Unmöglichkeit der Ableitung der Empfindungen aus der Vernunft und ihren Gesetzen bereits bewiesen habe, und das Schöne sich schlechterdings nicht in Arten abtheilen läßt. Ich nehme hier also nur auf die besondern Behauptungen des Verf. bey den von ihm aufgestellten Arten der Schönheit Rücksicht. Wenn wir nun von einem Gegenstande sagen, daß er schön sey, so legen wir ihm doch ein Prädikat bey, wir urtheilen also doch. Dieses ist so wahr und unwidersprechlich, daß wir durch die Behauptung des Gegentheils gegen unser eigenes Bewußtseyn streiten würden. Wie kann also der Verf. sagen, daß, wenn wir unmittelbar vor unsern Sinnen lie-

gend

gende Gegenstände schön finden, alles Urtheil dabey wegfalle? Selbst wenn der Gegenstand blos angenehm wäre, muß die reflektirende Urtheilskraft thätig seyn; denn wenn ich sage, dieser Gegenstand ist angenehm, so ist dieß nicht minder ein Urtheil; ich lege das mit einem Interesse an der Existenz des Gegenstandes verknüpfte Wohlgefallen dem Gegenstande als Prädikat bey. Durch einen unmittelbaren Eindruck eines Objekts auf unsere Sinne, dem sich kein Urtheil beygesellet, kann weiter nichts als eine bloße Anschauung des Gegenstandes, als Stoff zu einer Erkenntniß von dem Gegenstande, als Erscheinung, erfolgen. Soll dieser Stoff wirklich eine Erkenntniß werden, so muß ich das angeschaute Mannichfaltige unter Begriffe subsumiren; und soll ihm etwas als Eigenschaft beygelegt werden, so läßt sich dieses nicht anders als durch die Urtheilskraft bewürken, und zwar durch das Vermögen der logischen oder bestimmenden Urtheile, wenn dem Begriff des Gegenstandes, als das Besondere, ein Begriff als Merkmal beygelegt wird; durch das Vermögen der reflektirenden Urtheile, wenn der unmittelbaren Vorstellung des Gegenstandes das in unserm Gefühl der Lust und Unlust erregte Wohlgefallen an derselben als Prädikat beygefügt wird. So wie es also einerley ist, und keinen Unterschied unter den Schönheiten selbst macht, unser Gefühl der Lust und Unlust mag nun entweder durch Wirkungen der Vernunft oder durch sinnliche Eindrücke eines Objekts zum Wohlgefallen afficirt seyn; so wird auch unumgänglich in jedem Falle,

Falle, wo wir etwas für schön oder angenehm halten, ein Urtheil erfodert, welches nicht so etwas ist, das blos in die Receptivität aufgenommen wird, sondern ein Actus der Spontaneität unserer Urtheilskraft selbst, der durch ein wirkliches Beziehen einer Vorstellung auf einen Begriff oder einen Zustand im Gefühl der Lust und Unlust zu Stande gebracht wird. Ein Urtheil, es habe Namen wie es wolle, kann nie durch Sinnlichkeit allein gegeben werden und zur Würklichkeit kommen; und es hat sich der Hr. Verf. hier ganz verirret, wenn er *glaubt*, daß, weil in jenem zweyten angezeigten Falle das Wohlgefallen nach mechanischen Gesetzen und blos leidendlich erfolge, auch die diesem Wohlgefallen entsprechenden Arten von Schönheiten von dieser Beschaffenheit wären, und sich nicht auf Vernunftprincipien zurück führen ließen. Das können sie denn freylich nicht, so wenig als alle andre sogenannte Schönheitsarten, aber nur nicht aus dem von dem Verf. angeführten Grunde; denn alles was im Gefühl der Lust und Unlust vorgeht, jede Art des Wohlgefallens ist in uns auf eine leidendliche Weise vorhanden; das Gemüth nimmt sie blos auf: das geschieht aber auch in allen den Fällen, wenn wir Ideale der Vernunft auf unsere Sinnlichkeit würksam zu machen suchen. Das Wohlgefallen, das ich in mir auf diese Art hervor bringe, kann in der Sinnlichkeit auch nicht anders als blos leidendlich entstehen. Und in diesem so wie in jedem andern Falle muß, wenn dieses Wohlgefallen als Prädikat eines Urtheils gebraucht werden soll, die Spontaneität

neität der Urtheilskraft erst thätig werden, und es mit dem Subjekt in Verbindung bringen, außerdem bleibt das Wohlgefallen ein bloßes Sinnengefühl.

3. „Solche Empfindungen die sich auf zufällige Associationen gewisser Bilder und Vorstellungen mit gewissen Gegenständen gründen. Diesen entsprechen Schönheiten, deren Reiz sich blos auf zufällige Associationen gewisser Bilder und Vorstellungen mit gewissen Gegenständen gründet. Ueber diese Arten von Schönheiten könne man sich eher von Sinnen denken, als ein Vernunftprincip für sie feststellen.“

Die Gegenstände, die wir in dieser Rücksicht schön nennen, will der Verf. ohnfehlbar sagen, sind es nicht durch sich selbst, sondern nur darum, weil sie gewisse vorher schon in uns vorhanden gewesene angenehme und gefällige Vorstellungen von neuem in uns erwecken. So wäre z. B. ein Band blos deswegen schön, weil es uns an unsre Geliebte erinnert, die es am Busen trug. Allein dergleichen Gegenstände können uns blos angenehm, ergötzend, erfreulich, interessant seyn, da sie nicht unmittelbar in der Anschauung und Beurtheilung, sondern mit Hülfe der vorhergegangenen angenehmen Vorstellungen, welche sie erwecken, nur den Sinnen in der Empfindung gefallen. Schön können sie in keinem Betrachte genannt werden; denn Schönheit ist keine Eigenschaft, die sich von der Vorstellung eines

eines wirklich schönen Gegenstandes auf einen andern, der uns nicht unmittelbar in der Beurtheilung gefällt, übertragen ließe. Das Urtheil über Schönheit ist nicht allein hierin dem logischen ähnlich, bey welchem man nicht die Prädikate von Dingen nehmen, und sie andern Dingen, an welchen sie entweder gar nicht erkennbar sind, oder denen sie sogar widersprechen, beylegen kann, sondern auch darin, daß man die Gültigkeit des ästhetischen Urtheils für jedermann eben so, wie bey dem logischen, voraussetzen kann. Die Einstimmung eines jeden *in mein* Urtheil über Schönheit kann ich aber nicht fodern, wenn sich dieses mein Urtheil auf persönliche Neigungen und Vorstellungen, die mir angenehm sind, gründet. Denn ich habe keinen Grund, von Andern zu fodern, daß meine Neigungen auch die ihrigen, daß die Vorstellungen, die für mich angenehm und ergötzend sind, es auch für sie seyn *sollen*, mithin kann ich auch keinen Anspruch auf ihre Beystimmung machen, wenn ich einen Gegenstand darum für schön halte, weil er die Erneuerung jener Neigungen und ergötzenden Vorstellungen in mir veranläßt. Wir müssen, wenn wir ein Urtheil über einen Gegenstand als schönen fällen wollen, den Gegenstand unmittelbar selbst an unser Gefühl der Lust und Unlust halten, und nicht an Gefühle, die andere Gegenstände zuvor in uns erregt haben. Denn wenn ästhetische Urtheile, dergleichen die über Schönheit sind, eben so, wie die logischen, allgemein gültig seyn sollen, so müssen sie auch eben so wie diese allgemein mittheilbar seyn.

Diese

Diese allgemeine Mittheilbrakeit würde aber nicht möglich seyn, wenn der Grund eines Urtheils von einem Gegenstande als schönen nicht unmittelbar in der Anschauung und Beurtheilung des Gegenstandes selbst, sondern in einem Gefühle der Lust läge, das vorher ginge, schon vorher durch einen ganz andern Gegenstand erweckt worden wäre. Denn ich habe kein Recht zu fodern, daß dieser andere von meinem gegenwärtigen als schön beurtheilten Gestande verschiedene Gegenstand, bereits auch schon ein Objekt eines ästhetischen Urtheils für jedermann gewesen seyn, und gerade dasselbe Gefühl der Lust in ihnen hervor gebracht haben müsse.

Uebrigens ist es wohl wahr, daß man sich eher von Sinnen denken, als ein Vernunftprincip für diese sogenannte Art der Schönheit festsetzen könne. Aber das ist der Fall bey allen den von dem Verf. aufgestellten Arten der Schönheit überhaupt, da er ihre Verschiedenheit auf die Verschiedenheit der Ursachen der Empfindungen gründet, und Gegenstände mit einander verwechselt, die unter zwey ganz verschiedene Gebiete, die der Vernunft und des Gefühls der Lust und Unlust, gehören, und deren Gesetzgebungen sich nicht wechselseitig beeinträchtigen können.

4) „Solche Empfindungen, welche durch Vorstellungen erregt werden, die sich auf Leben und physische Vollkommenheit beziehen."

Herr H. hat bey der Klassifikation der Schönheiten nach den Arten der angenehmen Empfindungen

gen diese Klasse der Empfindungen übergangen und ihr keine besondere Art der Schönheit beygesellt, wie er doch wohl hätte thun müssen, da angenehme Empfindungen, die durch Vorstellungen, welche sich auf Leben und physische Vollkommenheit beziehen, erregt werden, eben so gut als die übrigen Arten von Empfindungen berechtigt sind, ein Grund zu seyn, dasjenige, was diese Art von Empfindung hervor bringt, schön zu nennen. Da es aber dem Hrn. Verf. nicht gefallen hat, den Grund anzugeben, warum er diese Empfindungen hat leer ausfallen lassen, so brauche auch ich mich nicht weiter dabey aufzuhalten. Nur dieses erinnere ich noch, daß Empfindungen, welche durch Vorstellungen erregt werden, die sich auf ein glückliches, bequemes, sorgenloses, freyes und frohes Leben, und auf physische Vollkommenheit, Munterkeit, freye und ungehinderte Thätigkeit und Bewegung des Körpers und seiner Glieder, Gesundheit, Stärke, Behendigkeit, Gewandheit, körperliche Geschicklichkeit und Talente u. s. w. beziehen, um deswillen nicht die Grundlage zu einem Geschmacksurtheil abgeben können, weil sie unmittelbar von einem Interesse begleitet sind, und ihre Natur in einem blos sinnlich angenehmen Wohlgefallen besteht, nach welchem die Vorstellungen, die dieses Wohlgefallen hervor bringen, und die Gegenstände, die jene Vorstellungen veranlassen, oder erzeugen, zwar angenehm, aber nicht schön heissen können. Daß dieses aber nicht der Grund sey, der den V. bewogen hat, dieser Art der angenehmen Empfin-

dung auch eine Schönheit an die Seite zu stellen, ergiebt sich daraus, daß er überhaupt angenehme Empfindungen bey der Beurtheilung dessen, was schön seyn soll, zur Basis setzt. —

Dieses wären denn diejenigen Empfindungen, welche sich, nach dem Verf., nicht aus einem Vernunftprincip herleiten ließen. Dieses soll hingegen, wie er behauptet, bey folgenden zwey Arten von Empfindungen statt finden.

1) „Bey solchen, welche sich auf eingesehene Beziehung gewisser Gegenstände, auf gewisse Zustände des Menschen, als eines einer, edlern vom Thierischen unabhängigen Glückseligkeit fähigen Wesens, gründen. Diesen Empfindungen entsprechen denn auch Schönheiten, deren Wirksamkeit auf einer wesentlichen Beziehung gewisser Gestalten und Töne, auf gewisse Zustände des Menschen, als eines für Wohl und Weh empfänglichen Wesens, beruht."

Diese Erklärung von Schönheiten paßt nicht völlig zu der Erklärung der Empfindungen, denen jene entsprechen sollen. Denn es ist doch etwas anderes zu sagen, gewisse Gegenstände beziehen sich auf gewisse Zustände des Menschen als eines einer edlern vom Thierischen unabhängigen Glückseligkeit fähigen Wesens, als wenn man sagt, gewisse Gestalten und Töne beziehen sich auf gewisse Zustände des Menschen als eines für Wohl und Weh empfänglichen Wesens. Denn der

der Begriff von gewissen Gestalten und Tönen enthält nicht alles das, was der Begriff von gewissen Gegenständen in sich faßt; es giebt Gegenstände, die keine Gestalten sind, und solche, die sich nach andern Merkmalen, als blos in Ansehung ihrer Gestalt, erkennen lassen; es giebt Gegenstände, die etwas mehr als Töne sind; und in wie fern ein lebendes Geschöpf ein für Wohl und Weh empfängliches Wesen ist, braucht es nicht nothwendig auch ein einer edlern vom Thierischen unabhängigen Glückseligkeit fähiges Wesen zu seyn. Auch unvernünftige Thiere sind für Wohl und Weh empfänglich.

Ich würde verlegen seyn, welche von beyden Erklärungsarten ich hier zum Gegenstande meiner Prüfung anzunehmen hätte, wenn nicht der Verf. durch die angeführten Beyspiele selbst zu erkennen gäbe, daß seine eigentliche Meynung in der Erklärung der Art von Schönheit, von welcher hier die Rede ist, liege. „Worauf," sagt er, „beruht großentheils unser Vergnügen an Schönheiten der landschaftlichen Natur? woher kommt es, daß wir bald eine lachende, heitre Flur, bald schaudervolle Gruppen von Felsenmassen schön nennen? Doch wohl daher, weil dergleichen Anblicke genaue Beziehung haben auf gewisse Zustände des Herzens. Warum reizen uns gewisse Mischungen von Licht und Schatten, warum die grauende Dämmerung eines Hains? Aus keiner andern Ursache, als weil diese Erscheinungen Aehnlichkeit besitzen mit gewissen Situationen unsers Herzens." Der Gedanke des Verf. scheint hiernach dieser zu seyn: Es giebt

gewisse Gestalten und Töne, die wir auf gewisse Zustände in uns, als für Wohl und Weh empfänglicher Wesen, beziehen können. Wenn wir einsehen, daß diese Beziehung, dieses Verhältniß der Gestalten und Töne mit unserm Zustande wirklich vorhanden ist, d. i. wenn wir uns der Uebereinstimmung beyder bewußt sind, so haben wir je nach der Beschaffenheit unseres Zustandes entweder eine angenehme oder unangenehme Empfindung; und die Gestalten und Töne sind schön, wenn sie mit unserm Zustande des Wohlseyns, häßlich, wenn sie mit unserm Zustande des Wehs oder Uebelseyns übereinstimmen. Anders weiß ich die von dem V. gegebenen Data nicht zu ordnen, um ihnen Zusammenhang, eine seinem Ideengange angemessene Bedeutung und Consequenz zu geben.

Ohne mich nun bey Nebendingen aufzuhalten, (z. B. daß wohl noch niemand eine schaudervolle Gruppe von Felsenmassen schön genannt habe, und was das wohl für Zustände des Herzens seyn mögen, auf welche ein solcher Anblick genaue Beziehung habe,) bemerke ich blos, daß der Verf. die Art der Gegenstände, denen das Prädikat der Schönheit in jenem bestimmten Sinne zukommen soll, deutlich genug bestimmt; es sind nicht die Gestalten und Töne oder Tonstücke, wie sie sich einem ganz unbefangenen Gemüthe, blos und allein für sich, nach den ihnen allein eigenen Merkmalen ihrer Anschauung darstellen, sondern in wie fern sie zugleich einen besondern ihnen beygemischten Charakter, der auch von ihnen, ohnbeschadet dessen,

was sie zu Gegenständen der Anschauung macht, weg seyn kann, an sich tragen. So kann z. B. eine Gruppe von Bäumen ein Gegenstand der Anschauung an und für sich seyn, ohne daß man eben nöthig hat dabey auf die Dämmerung, die sie umgiebt, auf die besondere Brechung der Lichtstrahlen in ihnen, und dergleichen, Rücksicht zu nehmen. Nur auf die leztere Bestimmung geht die Meynung des Verfassers. Nicht so bestimmt ist aber das, was er unter Zuständen des Menschen, als eines für Wohl und Weh empfänglichen Wesens versteht. Ich denke aber es sey zu folge seiner aufgestellten oben angeführten Beyspiele keinem Zweifel ausgesezt, daß er darunter nichts anders als gewisse besondre Stimmungen des Gefühls der Lust und Unlust, z. B. der Melancholie, des Unmuths, der Traurigkeit, der Fröhlichkeit, der behäglichen Ruhe, der Zufriedenheit, u. s. w. verstanden wissen wolle. Nun ist aber dieser doppelte Fall denkbar. Entweder erregen solche besonders modificirte charakteristische Anschauungen allererst eine ihrem Charakter entsprechende Empfindung, (Modifikation der Lust und Unlust) und ich nenne die Objekte, die eine solche bestimmte Wirkung haben, schön oder häßlich; oder ich bringe allererst eine besondere in irgend einer andern mir bewußten oder unbewußten Ursache gegründete Stimmung meines Gefühls der Lust und Unlust zur Anschauung irgend eines einzelnen Gegenstandes oder einer Naturscene, oder eines Tonstücks ꝛc. hinzu: sie ist schon vor der Anschauung vorhanden, und ich beurtheile dann den

Gegenstand und seinen besondern Charakter nach der Uebereinstimmung oder Verschiedenheit desselben mit meiner gegenwärtigen Gemüthsstimmung; da ich den Gegenstand alsdann in jenem Falle schön, in diesem hingegen häßlich nennen müßte. Es bleibt zweifelhaft, welchen von diesen beyden Fällen der V. im Sinne gehabt haben mag. Ich vermuthe von einem so verdienstvollen Gelehrten immer das bessere, also den ersten Fall; dieser kann aber dennoch so wenig als der letztere Statt finden. In keinem von beyden sind das, was der Verf. Schönheiten nennt, Schönheiten oder schöne Gegenstände, und lassen sich auch so wenig als die Empfindungen aus einem Vernunftprincip herleiten. Denn im ersten Fall beurtheile ich den Gegenstand, die Naturscene, das Tonstück, in wie fern der Charakter desselben einen Zustand des Wohl- oder Uebelseyns in mir zum Bewußtseyn bringt, nicht nach einem uninteressirten Wohlgefallen, wie dieses bey jedem reinen Geschmacksurtheil geschehen muß, sondern nach dem blos sinnlich angenehmen oder unangenehmen Eindruck, den der Gegenstand auf mein Gefühl der Lust und Unlust macht: der Bestimmungsgrund meines Urtheils ist ein Privatgefühl, das keinen Anspruch auf Allgemeinheit und Nothwendigkeit machen kann; indem der Eindruck, den der Gegenstand auf ein anderes Subjekt macht, gerade der entgegengesetzte von dem, wie er in mir ist, seyn kann. Jene Gegenstände kann ich also nicht darum, weil ihre Vorstellung von einem Gefühl des Wohl- oder Uebelseyns in mir begleitet sind, schön; sondern ich muß sie

ange-

angenehm, erfreulich, belustigend, erheiternd, oder unangenehm, Verdruß erregend, niederschlagend, u. s. w. nennen. Was aber den zweyten Fall betrifft, so ist die Empfindung, deren wir uns eben bewußt sind, keine Folge der Vorstellung der Objekte selbst; wir nennen sie nicht deswegen schön oder häßlich, weil sie allererst diese Empfindungen in uns erregen; sondern wir deuten nur die Gegenstände nach der eben in unserm Gefühl der Lust und Unlust befindlichen besondern Stimmung. Diese Stimmung ist nicht das Resultat des Eindrucks, den die Naturscene selbst auf uns macht; sondern wir bringen sie vielmehr schon mit, und beurtheilen die Naturscene nur nach der Uebereinstimmung oder Mishelligkeit derselben mit unserer aus einer andern uns bewußten oder unbewußten Ursache in uns entstandenen Gemüthsstimmung; oder, wie solches vielmehr durchaus der Fall seyn möchte, wir leihen den Gegenständen, den Scenen der Natur rc. den Ton und die Farbe unserer schon in uns vorhandenen Gemüthsstimmung. Es fällt wohl sogleich in die Augen, daß solche Bestimmungsgründe kein reines Geschmacksurtheil liefern, und die Gegenstände aus diesem Grunde nicht schön oder häßlich genannt werden können; da das Prädikat schön oder häßlich, das wir ihnen beylegen, nicht aus der Reflexion über das Verhältniß der Vorstellung des Gegenstandes zu unserm Gefühl, der Lust und Unlust, hergenommen ist, wir also dem Objekte das, was er uns nicht gegeben hat, auch nicht als eine ihm selbst zukommende Beschaffenheit beylegen können.

Da auch zu einem Geschmacksurtheil nothwendig erfodert wird, daß es Anspruch auf allgemeine Beystimmung muß machen können, so kann auch ein Urtheil, in welchem ich die Gegenstände blos darum für schön erkläre, weil sie zur Stimmung meines Gemüths paßen, oder weil sie mir in der Farbe und dem Tone meiner gegenwärtigen Stimmung erscheinen, kein Geschmacksurtheil seyn; weil ich nicht jedermann ansinnen kann, daß er, wenn er in den Fall der Anschauung desselben Gegenstands käme, auch nothwendig diese meine jetzige individuelle Gemüthsstimmung mit sich bringe. Sogar in Ansehung meiner selbst wäre ein solches Geschmacksurtheil gar sehr veränderlich, und es wäre nicht einmal für mich subjektiv möglich demselben meine Beystimmung jederzeit zu geben; da an die Stelle dieser meiner gegenwärtigen Stimmung, die ich jetzt zum Bestimmungsgrunde meines Urtheils über den Gegenstand nehme, gar leicht und plötzlich eine andere, und wohl gar die entgegengesetzte, treten kann. Mein Urtheil über denselben Gegenstand würde alsdann ganz anders und so gar entgegen gesetzt ausfallen. Es würde nun der Gegenstand das nicht mehr seyn, was er zuvor war; statt eines zuvor schönen Gegenstandes erblickte ich nun einen häßlichen, und statt des häßlichen einen schönen.

Es ist nach allen diesem kaum noch zu bemerken nöthig, daß die Art der Empfindung, die der Grund der hier von dem Verf. aufgestellten Art von Schönheit seyn soll, sich nicht aus der Vernunft herleiten, und diese Art von Schönheit selbst auf

Prin-

Principien der Vernunft zurück führen lasse. Denn jene Empfindung ist eine bloße Sinnenempfindung, eine bloße Stimmung, besondere Modifikation unsers Gefühls der Lust oder Unlust, in welcher wir uns eines Wohl- oder Uebelseyns bewußt sind. Diese Stimmung ist nicht in der Vernunft, sondern in dem Gefühl der Lust und Unlust selbst, und wenn auch gleich die Vernunft ihren Ideen und Gesetzen, mit Hülfe der Einbildungskraft, einen solchen Einfluß auf unser Gefühl der Lust und Unlust zu verschaffen im Stande ist, so kann doch der Bestimmungsgrund zur Beurtheilung der Ideale der Vernunft als schöner nicht aus der Vernunft selbst hergenommen werden, sondern der reflektirenden Urtheilskraft kömmt es allein zu denselben das Prädikat, so wie es ihm das durch das Ideal modificirte Gefühl der Lust und Unlust an die Hand giebt, beyzulegen. Die Wesen der Vernunft stehen also so gut, als die Dinge der sinnlichen Natur, in Rücksicht ihres möglichen Verhältnisses zum Gefühl der Lust und Unlust, unter der Gesetzgebung der reflektirenden Urtheilskraft.

2) Lassen sich nach dem Verf. „solche Empfindungen unter Vernunftprincipien bringen, welche durch Beziehung gewisser Gegenstände, Bilder, Vorstellungen und Gedanken auf die Gesetze des Verstandes, der spekulativen, (der theoretischen soll es heißen) und praktischen Vernunft entstehen; und ihnen entsprechen Schönheiten, welche durch Bezie-

hung gewisser Gegenstände, Bilder, Vorstellungen, Gedanken und Handlungen auf die Gesetze des Verstandes, der spekulativen, (theoretischen) oder praktischen Vernunft Vergnügen erregen."

Es hätte doch wohl vor allen Dingen in Erwägung gezogen werden sollen: ob denn auch blos durch Beziehung der Gegenstände, Bilder, Vorstellungen ꝛc. auf die Gesetze des Verstandes ꝛc. Empfindungen, d. i. Modifikationen des Gefühls der Lust und Unlust, möglich sind? Gegenstände, Dinge der Natur, Erscheinungen können sich nur mittelst der Anschauungen auf den Verstand beziehen, so auch die Bilder, die wir uns von Dingen blos in der Einbildungskraft zusammensetzen, und Objekte der innern Anschauung sind. Vorstellungen lassen sich nur in sofern auf den Verstand beziehen, als sie Anschauungen sind; Gedanken sind schon ein auf Verstand bezogenes, durch den Verstand begriffenes angeschautes Mannichfaltiges. In Ansehung ihrer, als solcher, hat der Verstand, als solcher, seine Operation schon an ihnen vollendet; sie sind Gegenstände der theoretischen (natürlichen oder spekulativen) Vernunft. Auf diese sind Gegenstände außer unserer Vorstellung nur mittelst der Begriffe, die sich der Verstand aus dem Mannichfaltigen ihrer Anschauungen formiret hat, beziehbar, so auch die Bilder und Vorstellungen, welche Anschauungen sind. Auf die praktische Vernunft beziehen wir außer unserm Bewußtseyn existirende Ob-

Objekte, in wie fern wir sie zu Gegenständen unsers Begehrungsvermögens machen; so auch Bilder, Vorstellungen, Gedanken und Handlungen, in wie fern sie Objekte unserer Vorstellungen sind, die von uns wirklich gemacht werden sollen. In keinem von allen diesen Fällen kann durch die Beziehung auf den Verstand und die theoretische und praktische Vernunft ein Gefühl zu Stande kommen. Wenn gesagt wird, Gegenstände beziehen sich auf den Verstand oder theoretische Vernunft, so heißt das weiter nichts, als es ist ein Verhältniß zwischen den Objekten und dem Verstande und der Vernunft mittelst der Anschauungen und Begriffe vorhanden, und dieß Verhältniß kann kein anderes als das eines Begriffes von dem Objekt, eines Urtheils über dasselbe, und eines Vernunftschlusses in Ansehung desselben als Subjekts seyn; und eine gleiche Bewandniß hat es auch, wenn die Objekte bloße Bilder und Anschauungen sind. Begriffe sind selbst etwas von dem Verstande Hervorgebrachtes, und das Verhältniß derselben zu dem Verstande kann kein andres, als das der Würkung zur Ursache, des Wirklichseyns zur Caussalität seyn. Wenn Handlungen Objekte des Verstandes und der theoretischen Vernunft sind, so ist das Verhältniß, das zwischen ihnen obwaltet, das der Erkenntniß ihrer als etwas Geschehenen, würklich oder wahrscheinlich Erfolgten, ihrer Möglichkeit u. s. w. Wenn endlich Objekte der Vorstellungen, Handlungen rc. auf die praktische Vernunft bezogen werden, so heißt das weiter nichts, als wir halten das Objekt, die Handlung

an

an das Gesetz der praktischen Vernunft, um durch dasselbe entscheiden zu lassen, ob wir sie würklich machen sollen, oder um die Moralität derselben, im Fall sie bereits wirklich wären, nach jenem Gesetze zu beurtheilen. Also ist in allen diesen Fällen durch eine Beziehung der Gegenstände 2c. auf Verstand und theoretische und praktische Vernunft das gar nicht möglich, was Empfindung oder Modifikation des Gefühls der Lust und Unlust genannt wird. Dieses kömmt, wie ich bereits oben gezeigt habe, vielmehr nur dadurch zu Stande, wenn Vorstellungen auf das Subjekt selbst, d. i. auf das Gefühl der Lust und Unlust, bezogen werden. Da also das, was jene von dem Verf. angeführten Beziehungen bewürken, nicht Empfindungen, sondern entweder Erkenntnisse oder Begehrungen sind, so kann denselben auch nichts entsprechen, was schön zu nennen wäre. Denn ein Gegenstand, in wie fern er schön seyn soll, darf sich nicht auf den Verstand und die theoretische Vernunft, oder welches einerley aber präciser ist, die Vorstellung des Gegenstandes darf sich nicht durch den Verstand auf das gegebene Objekt selbst beziehen, und eben so wenig auf Würklichmachung des blos vorgestellten Gegenstandes oder der Handlung, die das Materiale der Vorstellung sind. Im erstern Fall wird blos Erkenntniß des Objekts, ein Erkenntnißurtheil, das nicht ästhetisch, sondern logisch ist, bewürkt; im zweyten wird es begehrt, es entsteht ein Interesse, d. i. ein Wohlgefallen, das mit der Vorstellung der Existenz des Gegen-

standes

standes verbunden ist. Man verlangt aber, wenn gefragt wird, ob ein Gegenstand schön sey, weder zu wissen, was man sich von demselben als Erscheinung für einen Begriff macht, (und alle Vorstellung der Schönheit geht verloren, wenn man Gegenstände blos logisch, nach Begriffen, beurtheilt,) noch zu wissen, ob uns an der Existenz des Objekts etwas gelegen sey, oder auch nur gelegen seyn könne; sondern nur, wie wir das Objekt in der bloßen Betrachtung beurtheilen, und ob die bloße Vorstellung des Objekts mit Wohlgefallen begleitet sey, so gleichgültig man auch immer in Ansehung der Existenz des Objekts der Vorstellung seyn mag. Da nun weder Begriffe noch ein interessirtes Wohlgefallen Gründe zu unsern Urtheilen über Gegenstände als schöne abgeben, und nach diesen Bestimmungen gar keine Schönheiten statt finden können, so ist auch die Frage, ob sich diese (angeblichen) Schönheiten auf Vernunftprincipien zurück führen lassen, völlig grundlos und unmöglich.

Zum Beschluß lassen Sie uns den Hauptinhalt dieser Betrachtung recapituliren, um ihn mit einem Blicke zu übersehen:

Es giebt Gesetze des Geschmacks.

Diese sind in den Gesetzen der Vernunft gegründet.

Um jene Geschmacksgesetze kennen zu lernen, muß der Begriff der Schönheit bestimmt, oder wenn das nicht geschehen kann, wenigstens

stens sein mannichfaltiger Inhalt kritisirt (entwickelt) werden.

Dieser Begrif oder dieser sein mannichfaltiger Inhalt besteht darin, daß Schönheit angenehme Empfindungen bewürke.

Nun giebt es aber angenehme Empfindungen, die blos durch die Vernunft selbstthätig hervorgebracht werden.

Folglich giebt es auch angenehme Empfindungen, und mithin auch Gesetze des Geschmacks, die in den höchsten Vernunftgesetzen gegründet sind.

Die Antworten auf alle diese Sätze können Sie sich, mein Freund, nach dem Inhalte der darüber angestellten Prüfungen, durch ein bestimmtes Ja und Nein, selbst hinzusetzen, und sodann auch das Resultat meiner Kritik gar leicht selbst ziehen. Leben Sie wohl.

II. Bliom-

II.

Bliomberis. Ein Rittergedicht in zwölf Gesängen; von Alxinger. Leipzig, 1791. bey Göschen. 482 Seiten, gr. 8. (Mit lateinischen Lettern.)

Die romantische Poesie scheint beym ersten Anblick unter den schwerern Dichtungsarten die leichteste zu seyn. Die Fesseln, welche den Flug des epischen und dramatischen Dichters hemmen, sind in dem wundervollen Lande der Feen, Zaubrer und Riesen größtentheils unbekannt, und die Einbildungskraft schaft sich hier Gestalten und Scenen mit nicht viel weniger Freyheit als im Traum. Es soll ja nur die Neugierde des Lesers gereizt, es sollen ihm Bilder von aller Art und allen Farben vorgeschoben werden. Was liegt daran, wenn der Zusammenhang bisweilen verletzt, wenn der Knoten nicht aufgelöst, sondern zerhauen, wenn die Einheit der Charaktere nicht immer auf das strengste beobachtet wird? Was ist leichter zu machen, als ein Mährchen, und was anders als ein versifizirtes Mährchen ist das romantische Gedicht?

Ja wohl, was ist leichter als ein Mährchen, oder eine Rittergeschichte vom gewöhnlichen Schlag? Man wählt einen Helden, giebt ihm einen bedeutenden Namen, und rüstet ihn mit allen Gaben der Natur

mer blühende Einbildungskraft, welche nicht nur neue Bilder zu schaffen weiß, sondern sie auch mit den hellsten und schönsten Farben beleuchtet; und einen höchst gebildeten Verstand, der seine Keime auch selbst da hervortreibt, wo die üppigen Ranken der Phantasie sie zu ersticken drohn. Schön, anmuthig und mannichfaltig müssen die Geschöpfe der romantischen Welt seyn, damit sie jedermann anziehn; aber auch geistvoll und sittlich, damit der Mann von Verstande gern unter ihnen weile.

Wir müßten uns sehr irren, oder dem Verf. des Bliomberis fehlt es gerade an der ersten dieser unerläßlichen Erfordernisse. Schon in seinen frühern Gedichten war ein Mangel an Einbildungskraft, an tiefem und innigem Gefühle nur allzu sichtbar; man bemerkte nur allzu leicht, daß Belesenheit und Fleiß den wahren poetischen Geist ersetzen sollten; und daß Herr von A. mehr aus Vorsatz, als aus wahrer innern Kraft, als aus Drang und Begeisterung dichtete. Der billige Kunstrichter entdeckte in ihnen manche einzelne Schönheiten, glänzende Verse, glückliche Beschreibungen, gründliche Reflexionen; aber nichts von jenem Feuer des Genies, welches die einzelnen schönen Theile zu einem Ganzen zusammenschmilzt, in welchem man keine Fuge mehr zu entdecken im Stande ist; nichts von der glücklichen Leichtigkeit, die jede Art der Empfindung, jede Bewegung des Herzens auszusprechen und in die Seele des Lesers überzutragen vermag; selbst nicht die Gewalt über das Mechanische der Poesie, die angewandte Mühe zu verbergen,

bergen, dem Vers und dem Ausdruck das Ansehn einer augenblicklichen, mühelosen Geburt zu geben. Die Poesien des Hrn. von A. gewähren daher selten einen reinen Genuß. Man fühlt es gar zu sehr, daß sich ihm das Schöne und Wohlgefällige nicht darbiethet, sondern daß er es aufsucht. Fast immer hört man mehr den Gelehrten von glücklichem Gedächtniß, der aus dem Vorrath seiner Lektüre das Schönste auswählt und seinem Werke einpaßt; als den Mann von Genie, der die Ideen Andrer so mit den seinigen verwebt hat, daß ihr erster Urheber sie nicht mehr als sein Eigenthum zurückfodern, ja sie vielleicht nicht einmal mehr für die seinigen anerkennen kann. Der letztere wird in den meisten Fällen selbst nicht wissen, wem er den Flocken verdankte, aus dem er sein Werk ausgesponnen; der erstere wird ziemlich genau Rechenschaft geben können, von wem er dieses oder jenes Bild, diesen oder jenen Gedanken geliehen hat. Er ist Nachahmer, wenn jener Original ist; und wenn ihn nicht ein äußerst feiner und zärtlicher Geschmack vor Verirrungen schützt, so wird er in alle die Fehler verfallen, welche eine bewußte Nachahmung mit sich führt.

Ein Dichter, dessen Einbildungskraft nicht durch innere Triebfedern bewegt wird, aus dem gesammelten Stoff eine eigne Schöpfung hervorzubringen, sondern, von dem Gedächtniß wenig verschieden, sich nur mit fremden Bildern begnügt, wird zwar überall Fehltritten und Sünden gegen die Vorschriften des Geschmacks ausgesetzt seyn, aber gewiß in keiner

Gattung mehr, als in der romantischen. In dieser Dichtungsart läuft eine kalte Phantasie jeden Augenblick Gefahr, an die Stelle des Großen und Kühnen, das Abentheuerliche und Groteske zu setzen, die erborgten Bilder zu übertreiben, und das in ihnen herrschende Schöne durch fremdartige Zusätze zu verunstalten. Dem Verf. des Bliomberis ist dieses unzählige mal begegnet; und außerdem, daß er selbst aus seinem eignen Fond wenig Neues, Auffallendes und Interessantes gegeben hat, hat er auch die erborgten Güter selten zum Vortheil seines Werks benutzt. Doch ehe wir uns auf die Beurtheilung der einzelnen Theile dieses Werkes einlassen, wollen wir unsern Lesern den Inhalt desselben kürzlich vor Augen legen.

Erster Gesang. Die Scene eröffnet sich in der Nähe von Tournay, der Residenz des Königes Pharamund, zu welchem Lyonel von seinem Vater Bort, Könige von Bretagne, als Gesandter geschickt ist. Hier entdeckt Lyonel seinem Neffen Bliomberis die Geschichte seiner Geburt und die Schicksale seiner Aeltern, welche er ihm bishero verborgen hatte. Nach dem Tode des Königes Ormund, eines Bruders von Bort, war die einzige Tochter desselben, Arlinde, unter die Vormundschaft ihres Onkels gekommen, der sie, als eine reiche Erbinn, seinem Sohn Lyonel bestimmt. Dieser fühlte sich nur allzugeneigt, die Absichten seines Vaters zu erfüllen; als aber Arlinde die Liebe in seinem Herzen Wurzel schlagen sieht, entdeckt sie ihm, daß sie ihr Herz schon einem andern Manne, dem

tapfern

tapfern Palamed, bestimmt habe. Dieser kömmt bald darauf von einer Ritterfahrt zurück an Borts Hof, und gewinnt Lyonels Freundschaft, der seiner Liebe entsagt, und Arlinden häufig Gelegenheit verschafft, ihren Geliebten zu sehn und zu sprechen. Er macht sogar einige Versuche, Borts Einwilligung in seines Freundes Liebe zu gewinnen; aber umsonst. Bort findet Mittel, die beyden Freunde zu trennen, und Palamedes wird hinterlistiger Weise von dem Könige der Aquitaner gefangen genommen, und erst nach dem Tode desselben unter der Bedingung befreyt, den Ungläubigen das heilige Gefäß, in welches das Blut des Heilandes quoll, abzunehmen. Während Palameds Gefangenschaft bekömmt Arlinde einen Sohn, (die Frucht ihrer letzten Umarmung,) welchen Lyonel dem Zorn seines Vaters entreißt. Dieser ist der Held der Geschichte. Unterdessen er in Sicherheit gebracht wird, läßt Bort Arlinden durch seinen Marschall in einen Brunnen stürzen. Lyonel ermordet den Marschall und begräbt die Reste Arlindens. Bliomberis wächst unter Lyonels Aufsicht groß, und nun er mündig ist, nimmt Lyonel Ormunds Reich für ihn in Anspruch. Bort sagt es ihm unter der Bedingung zu, daß er vorher eine Schmach räche, die ihm und dem Könige Mark von Sarinen von Pharamund angethan worden. Durch seinen Eid verpflichtet, geht jetzt Lyonel nach Tournay, um von dem Könige der Franken Genugthuung zu fodern. Bliomberis faßt nach Anhörung dieser Erzählung den Entschluß, sich seines tapfern Vaters durch Thaten würdig zu machen.

Zweyter Gesang. Lyonel und Bliomberis kommen nach Tournay, und kehren bey Arbogast ein. Auf Pharamunds Verlangen wird die Kriegserklärung noch einige Tage, bis nach der Geburtsfeyer seiner Tochter Celine, aufgeschoben. Die beyden Fremdlinge nehmen an dem Hoffeste Theil. Bey einem angestellten Wettstreit siegt Bliomberis im Lanzenschießen, und bekömmt einen Dank aus Celinens Händen. Dieser Umstand und noch einige andre Gunstbezeigungen, die er von der Königstochter erhält, bringen die Leidenschaft, welche Bliomberis von dem ersten Augenblicke an für sie empfunden hat, zur hellsten Flamme.

Dritter Gesang. Die beyden Fremdlinge fodern, nach Endigung der Feyerlichkeiten, öffentliches Gehör vom König. Lyonel verlangt im Namen des Königs Mark und seines Vaters Erlaß des ihnen auferlegten Tributs, und droht, im Weigerungsfall, mit Krieg. Pharamund wählt den letztern, und sein Sohn Clodion, eifersüchtig auf Bliomberis Ruhm, bittet um das Commando. Die feindlichen Truppen haben sich schon an der Gränze zusammen gezogen, und es kömmt bald zu einer Schlacht. Bliomberis siegt, und wird am nächsten Morgen von seinem Oheim zum Ritter geschlagen. Die Nachricht von dem verlornen Treffen kömmt nach Tournay, und Pharamund macht sich selbst auf. Neue Schlacht. Die Gegenwart des Königs macht den Franken Muth; sie schlagen einen Theil der Feinde in die Flucht, und Lyonel giebt sich gefangen. Bliomberis bekömmt Gele-

gen-

genheit den Clodion zu retten, und kehrt als Geisel mit Pharamund nach Tournay zurück. Der Besitz der Länder seines Großvaters wird ihm von dem Könige zugesichert. Clodion zieht auf Abentheuer, um den Schimpf seiner Niederlage auszulöschen. Bliomberis aber gewinnt immer mehr und mehr die Liebe Celinens, die in ihm nun nicht blos den schönen und tapfern Mann, sondern auch den Retter ihres Bruders sieht. Arbogast bemerkt ihre wechselseitige Neigung; aber seine Warnungen machen keinen Eindruck auf den König, der zuviel auf die Bescheidenheit des jungen Ritters und den Stolz seiner Tochter rechnet.

Vierter Gesang. Lyonel ist gezwungen seinen Neffen, in der wachsenden Gefahr, sich selbst zu überlassen, indem Bothen aus Bretagne ihm melden, daß das Andenken seiner Missethäten den König Bort in einen schrecklichen Wahnsinn gestürzt habe. Kurz nach seiner Abreise kömmt es zwischen den beyden Verliebten zu einer Erklärung, als Celine, in einer Ballnacht, im Garten spatzieren geht, von einem Eber angefallen und von ihrem geliebten Ritter unvermuthet gerettet wird. Dieses Abentheuer öffnet ihnen den Mund. Sie kehren zur Gesellschaft zurück, finden sich aber bald wieder in einem entlegnen Zimmer zusammen. Bliomberis

— sieht ihre Hand, die milchweiß von der Krümmung
des Ruhebettes blos für ihn,
den Glücklichen, herabzuhängen schien;

 sogleich

sogleich bemächtigt er sich deren,
küßt, drückt und drückt, und weiß nicht aufzu-
hören.

Dieses zärtliche tête-à-tête wird durch die Ankunft des Königes unterbrochen, der nicht wenig erstaunt, einen Bastarden in den Armen seiner Tochter zu finden, und — doch das läßt sich nur in Versen sagen:

— — „Du Bastard, du, nimm dieß!
Die Mitgift ist für solche Freyer.
Er donnert's und — durchbohrt den Jüngling! —
Nein, das wär'
Noch Wohlthat; ach der Grimmige thut mehr!
Kaum darf mein Ritterlied es sagen,
Er unterstehet sich, in's Antliz ihn zu schlagen.

Man kann sich leicht denken, wie unserm Ritter nach dieser Scene zu Muthe war. Er hatte dem Könige zwar seinen Handschuh hingeworfen; dieser aber hatte sich für zu gut geachtet ihn aufzuheben, und unserm Bliomberis bleibt nichts übrig als nach Hause zu gehn. Hier erhält er zum Trost eine Einladung von Celinen, die ihn in ihre Kammer bestellt. Bliomberis steigt an einer Strickleiter in die Höhe, und — wird vom Könige gesehn, dessen Wuth nur durch die Klugheit des weisen Arbogast gemäßigt wird. Zum zweytenmal in dieser Nacht stört er die Umarmungen der Verliebten. Celine tritt ihm mit Muth entgegen, und erinnert ihn, daß die Leiter, worauf Bliomberis zu ihr hinauf gestiegen, dieselbe sey, deren sich Phara-
mund

mund einst bedient habe, um das Fenster ihrer Mutter zu ersteigen.

Dem Vater rollt der Degen aus der Hand.
Er deckt sich das Gesicht, unschlüßig, weggewandt;
Die Leiter schon weckt ihm Erinnerungen,
Die jeden Rest von Zorn aus seiner Brust verdrungen.

Er vergiebt seiner Tochter und bestimmt Johannistag über zwey Jahre zu einem Turnier, wo sich Celinens Freyer einfinden sollen, um ihren Besitz zu kämpfen. Bis dahin muß Bliomberis versprechen, sich nicht an seinem Hofe sehn zu lassen. Er versprichts und rüstet sich mit frühem Morgen zu einer Ritterfahrt. Arbogast räth ihm, dem Palamed entgegen zu ziehen, der jetzt durch Afrika zurück komme. Zu gleicher Zeit giebt er ihm ein Schreiben nach dem Gau der Eingeweihten mit, und räth ihm, seinen Namen zu verändern. Mit Tages Anbruch reitet Bliomberis auf einem Rappen, den er von Celinen zum Geschenk bekam, davon.

Fünfter Gesang. Unser Ritter ist schon mehrere Tagereisen von Tournay entfernet, als er Gelegenheit bekömmt, eine Dame aus der Gewalt von zwölf Räubern oder Riesen (denn ihr Anführer ist

—— ein ungeheurer Recke,
Dem selbst die größesten der jetz'gen Männer kaum
Zum Gürtel reicheten.)

zu befreyen. Es entsteht ein verzweifelter Kampf, dessen Härte folgende Verse sehr lebhaft schildern:

Hier fliegt ein breiter Kopf, und dort ein rauher Arm,
Deß Finger noch die Keul umklammern.
Schon schmolz der räuberische Schwarm
auf sieben, drey sind todt, zwey schwer Verwund'te jammern.
Ihr Hauptmann tritt dem Einen auf die Stirn,
Worein das Schwerd des Ritters eine Wunde
gefurchet, tritt, daß blutiges Gehirn
Ihm an der Ferse hängt, und ruft: Still da, ihr Hunde!
Du aber, Teufelskerl, nimm dieß u. s. w.

Nachdem dieser Kampf glorreich geendigt worden, ruft Bliomberis auch den Bruder der Dame, welcher ohnmächtig im Gebüsch liegt, zum Leben zurück. Blanka, dieß ist der Name der geretteten Dame, erzählt ihre und ihres Bruders Perceval Geschichte. Sie reisen nach Tournay hin. Bliomberis, jetzt Celian genannt, begleitet sie ein Stück Wegs, und kömmt mit ihnen an ein Schloß, in welchem der Ritter ein neues Abentheuer zu bestehen findet. Er befreyt den Ritter Palißant vom Scheiterhaufen, und erlegt den Herrn des Schlosses, den Heyden Mandragor, der sich vergebens in einen festen Thurm verkriecht. Denn (50)

Ein Schlag noch mit dem Degenknopf
und krak, ab sind die Angeln; leichter springen
die Henkel nicht an einem irdnen Topf.

Nach

Nach Endigung der Arbeiten, macht Palißant zum Abendessen Anstalt. (60)

Der ganze Schwarm der Knecht' und Mägde queer-
let
nun in dem Schloß herum —

— unsre Sieger greifen zu,
sie leeren Flaschen aus, sie häufen Thierske-
lette.

Sechster Gesang. Palißant erzählt seine und Mathildens (einer in Mandragorens Burg eingeschloßnen Dame) ärgerliche Geschichte, und kramt antiplatonische Grundsätze zum großen Scandal seines Zuhörers Bliomberis aus. Den folgenden Tag bringt Bliomberis noch in dieser Gesellschaft zu und nimmt dann seinen Weg nach Ligurien hin. Unter den Hirten an dem Ufer der Loire wüthet ein Riese, der sich mit dem Fleische von Lämmern und mannbaren Mädchen nährt; ein wahres Ungeheuer.

Der armen Hirten größter reicht
kaum bis an seine langen Schenkel.

(vergl. V. Ges. 12.) Man ist im Dorfe eben im Begriff, das Loos über ein Mädchen zu ziehn, das ihm als Opfer dargebracht werden soll. Bliomberis schlägt den Riesen todt, und giebt das Mädchen ihrem Bräutigam zurück.

Siebenter Gesang. In diesem Gesang kömmt unser Ritter nach Maßilia. Schon in der Ferne

Ferne hört er ein kriegerisches Getön und freut sich darob

Gut, denkt der Held entzückt, hier ärnd' ich wieder Ehre.

Er überreicht der Königinn Palmyre ein Empfehlungsschreiben der Dame Blanka und wird mit Freuden aufgenommen. Der Staat wird von dem Könige Garamant bedroht, und unglücklicherweise ist Leodat, der Schutzgott des Landes und der Verlobte der Königinn, abwesend. Da diese nichts bessers zu thun weiß, erzählt sie dem jungen Helden ihre Geschichte: (10)

Doch höret nun auch mein und Leodats Geschichte.
Mir leistet Blankens Brief, noch mehr
als dieser, jeder Zug in euerm Angesichte
Für eure Treu hinlängliche Gewähr.
Man muß ein Engel seyn mit diesen Engelszügen;
Die Tochter Gottes, die Natur,
Webt solch' ein Feyerkleid für wenig Seelen nur,
und webt es sicher nicht, uns andre zu betrügen.

Bliombéris übernimmt das Commando; der Feind nähert sich, und lagert sich vor die Stadt. Bey einem Ausfall dringt Lysidor, ein Mauritanier und Liebhaber der Tochter des Königes Garamant, in die Mauern und zündet ein Vorrathshaus an. Dieser Unfall macht den Entsatz der Stadt nothwendiger, und ein Greis, Galamen, entschließt sich mit seinem Sohne Timander sich durch das feindliche Heer zu schleichen und dem Leodat Nachricht von der

der Lage der Sache zu bringen. Sie fallen einem Trupp von Feinden in die Hände und kommen streitend um.

Achter Gesang. Die Häupter der Erschlagnen werden vor dem Lager aufgepflanzt, und von den Einwohnern Massiliens erkannt. Die Verzweiflung der Mutter Timanders erregt einen Aufruhr gegen Bliomberis. Sie ruft dem Volke zu:

> O! niederträchtig Volk, das Landdurchstreichern fröhnt;
> Ligurer, nein, Ligurerinnen!
> Sonst würde jetzt schon Blut von euern Dolchen rinnen,
> Das Blut des Knaben, der euch höhnt.
> Der tapfre Leodat, der zog vor euern Schaaren
> Der erste her, und theilte die Gefahren.
> Ach! wenn der Held in diesen Mauern wär',
> so steckte nicht ihr Haupt auf unsrer Feinde Speer.

Bliomberis stellt sich dem wüthenden Volke entgegen, und reißt es den Mauritaniern entgegen. Er dringt in das Lager ein, nimmt den König gefangen und schleppt ihn mit sich in die Stadt; Lysidor dringt ihm nach und bietet dem Ritter einen Zweykampf an. Garamant verhindert es. Der Friede wird hergestellt, und die Mauren ziehen ab. Kurz darauf kömmt Leodat an, und lernt den Sohn Palamedens kennen.

> So reichen auf dem Libanon
> zwey Cedern sich die brüderlichen Aeste

und

und beyder Haupt ersteigt die Wolken; so umfahn
Die Helden sich, ihr Ruhm steigt Himmel an.

Bliomberis setzt seine Reise nach Afrika fort. Ein Seesturm treibt sie nach Corsika, wo Lykanus herrscht, der keinen Fremden von hinnen ziehn läßt, ohne sich auf den Cästus mit ihm herumgeschlagen zu haben. Bliomberis nimmt die Ausfoderung an, und schlägt ihn zu Boden. Von hier aus seegelt er weiter nach Sardinien. Der Adel hat sich hier gegen seinen Tyrannen empört, und auch Bliomberis ergreift die Sache der Freyheit und des Rechts.

Neunter Gesang. Der edle Monzibal, der Schwiegervater des Königs, steht ihm bey, und sein Beyspiel hat mehrere auf die Seite des Tyrannen gezogen. Die beyden Heere begegnen sich. Bliomberis fodert, vor Anfang der Schlacht, Monzibal zum Zweykampf heraus, und beweist ihm, daß das Recht der Könige kein göttliches Recht sey. Monzibal wird zur Erde geworfen, und jetzt entdeckt ihm sein Arzt, daß Leonore, seine Tochter, durch Gift von ihrem Gemahl getödtet worden. Der Arzt und der Mundschenk des Königes bestätigen diese Anklage. Bliomberis wird zum Richter des Tyrannen niedergesetzt. Ein Menge Ankläger treten auf. Ossakar wird seiner Würde entsetzt und enthauptet. Monzibal wird an seine Stelle zum König ernannt. Den andern Morgen setzt Bliomberis seine Reise fort, und kömmt nach Mauritanien, wo man gerade Gesenen, die Tochter Garamants,

mants, und Lysidors Verlobte, den Löwen vorwerfen will, einem alten Gesetze zufolge, welches jedes Mädchen zu dieser Todesstrafe verdammt

> die die Frucht
> der Wollust außerm Bett geweihter Eh' versucht.

Nun war aber Vasaon, Lysidors Bruder, darauf gestorben,

> Daß er in frecher Nacht den Kelch verliebter Lust
> mit der Prinzessinn ganz geleeret.

Nur unter der Bedingung, daß sich ein Kämpfer findet, der den Löwen besiegt, wird sie frey. Bliomberis eilt ihr zu Hülfe, und kömmt gerade an, da der Löwe einen unbekannten Mann, der sich ihm mit geschlossenem Helm entgegengestellt hat, niederwirft.

> Die Borsten seines Bartes stehn
> wie Eisendrath vom Rachen weg, er lecket
> mit scharfer Zunge dran, die weit hinaus sich strecket.
> Die flammenvollen Augen drehn
> sich hin und her, der Schweif schlägt an die Weichen.

Bliomberis erwürgt den Löwen, und befreyt den unbekannten Ritter, der niemand anders ist als Lysidor. Bliomberis dringt darauf, das Gesetz aufzuheben, und nun wird allen Schwachheitssünden für die Folge Verzeihung zugesagt. Das Volk weiß nicht, wie es dem edeln Ritter für dieses neue Verdienst genug danken soll:

Ist

Ihn preist der Aeltern Schaar, ihm jauchzt der
Jüngling zu,
ihm weinen Dank sogar die keuschen Schönen, —
Doch mädchenhaft verbergen sie die Thränen.

Es entdeckt sich nunmehr, daß Gesenens Kammerjungfer an dem ganzen Irrthum schuld war, die Vasaon anstatt der Prinzessinn umarmt hatte. Lysidor und Gesene heirathen sich.

Zehnter Gesang. Bliomberis kömmt in den Gau der Eingeweihten, und wird unter vielen Ceremonien in den Orden der Rosenkreuzer aufgenommen. Hier findet er seinen Freund Arbogast und erhält Nachricht von Celinen. Den Vortheil der Einweihung erfährt Bliomberis sogleich auf seiner Rückreise. Er besteigt mit Arbogast einen Kahn, der weder Steuermann noch Ruder hat.

Doch tanzt er leicht, wie bey dem Hochzeitreigen
ein Bräutigam, dahin auf spiegelgleicher Bahn
und langt in Gallien nach sieben Stunden an.

Arbogast räth nun seinem jungen Freund nach England zum König Artur zu ziehn, welcher ein Turnier ausgeschrieben hat, um, wo möglich, einen Platz an der Tafelrunde zu verdienen. Unterwegs kehrt er bey dem König von Aquitanien, Radagond, ein, und erfährt hier, daß Palamed vor nicht langer Zeit da gewesen, und den heiligen Napf gebracht, aber zugleich verlangt habe, ihn zum König Artur zu schicken. Radagond vertraut ihn dem jungen Ritter an. Unterwegs findet er Clodion, von einem schwarzen Ritter aus dem Sattel geworfen.

sen. Bliomberis fodert den Sieger zu einem neuen Kampf auf, und hat mit Clodion einerley Schicksal. Der schwarze Ritter reitet davon, und Bliomberis, durch diese Schmach ganz außer sich, ruft in einer Art von poetischem Wahnsinn aus:

— sagt nur, wo ist er hin?
Doch will ich ihn gewiß auch aus dem Sattel heben!
Und wenn er einen bessern Schluß
als Castor hätt', auf's Roß mit einem Zauberringe
geschmiedet wär', die Erd' an seinem rechten Fuß,
der Mond an seinem linken hinge.

Doch spricht er dieser Tirade selbst sogleich in einem wohlklingenden Verse das Urtheil:

Weh' mir, was fasl' ich da, ich Thor!

Die beyden Ritter trösten sich nun, so gut sie können, und Clodion entdeckt jenem, daß er in die Tochter eines milzsüchtigen Alten verliebt sey, der sie aber lieber einem Neger als einen Kronenträger geben wolle. Er sey jetzt zu Arabellen bestellt — dieß ist der Name seiner Schöne — aber sein Pferd habe sich einen Dorn in den Fuß getreten. Bliomberis bietet ihm das seinige an

nehmt, sagt er ihm, daß ihr nicht ungeschlürfet
den Kelch der Liebe lassen dürfet.

Clodion eilt dem Rendez-vous zu und Bliomberis kömmt sachte nach. Auf einmal stürzt ein ungeheurer Riese aus dem Park, mit Arabellen auf

 dem

dem Pferde, hinter ihm jagt Clodion her, und hinter Clodion ein Alter, den sein Pferd schleift. Bliomberis macht den Alten los, der zum Dank einen Strom von Lästerungen gegen den Himmel von frechen Lippen gießt, und eilt seinem Freunde Clodion zu Hülfe, der mit dem Riesen am Eingange seiner Höle im Kampfe begriffen ist. Als der Riese sich nicht länger wehren kann, läßt er einen fürchterlichen Greifen, mit Federn starr, wie Eisendrath und Faust dicken Krallen auf die beyden Ritter los. Der Kampf wird dadurch nur etwas verlängert, aber der Sieg fällt doch, wie natürlich, den Rittern zu. Arabelle wird nun aus der Höle befreyt und Clodion erlaubt sich eine Umarmung, in welcher

— seine männliche mit ihrer sanften Seele
durch einen langen Kuß in Eins zusammen floß.

Die ganze Gesellschaft begiebt sich nach Maragossens — so heißt Arabellens Vater — Palast, und bey einem Glas Wein giebt der Alte unserm Ritter von seinen ausgestoßnen Lästerungen Rechenschaft.

Eilfter Gesang. Maragossens System wird von Bliomberis widerlegt. Der Alte wird von der Beredsamkeit und den Gründen des jungen Ritters hingerissen:

O wunderbarer junger Mann
Nehmt mich von heut zu euerm Schüler an.
Versprecht mir lange noch auf meinem Schloß zu
weilen,

ich

ich will dafür mit euch, was ich besitze, theilen.
Mein Kind, dafern es euch gefällt,
Dafern euch Liebe nicht in andern Banden hält ...
Doch ich vergeße! ... sagt, wie kann ich oft euch
sehen?
O! gerne ließ ich mich an euern Mantel nähen.

Bliomberis benutzt diesen Augenblick, um die Einwilligung des Alten zu Arabellens und Clodions Liebe zu erhalten; und reist hierauf weiter nach Cramalot, Arturs Residenz. Unterwegs findet er Perceval, mit seinem Schwager Gilricke, und zieht Nachricht von Celinen ein. Beym Turnier tritt ein unbekannter Ritter auf, und wirft die besten Kämpfer in den Sand. Nur Bliomberis hält sich gegen ihn. Sie bleiben sich gleich und tauschen die Schwerter. Bliomberis erkennt, daß er mit Pharamund gefochten habe. Sitzung der Tafelrunde. Zwey Ritter machen auf den leeren Platz Anspruch, den kein Unwürdiger füllen darf. Lynnegard, ein Sklave der Sinnlichkeit, der, wenn die Unschuld schreyt, lacht, und zehn Damen

mit diebischer Gewalt die schöne Blum' entrißen,
die Hymen selbst oft unbefuget bricht.

setzt sich frech auf den Stuhl, und wird von magischen Flammen verzehrt. Hierauf nimmt Bliomberis den Sitz ein, und wird desselben würdig geachtet. Lyonel ist Zeuge der Ehre, die seinem Neffen wiederfährt, meldet ihm Borts schreckenvollen Tod, und seegelt mit ihm nach Gallien.

Zwölfter Gesang. Dieser Gesang fängt mit einer Apostrophe an die Liebe an:

— weyhe du mit sanfter Hand
die Leyer deines Freunds zum letzten der Gesänge
besonders ein, daß die erstaunte Menge,
die nichts begehrt und schätzt, als Gold und Ehren-
tand,
es sehe, wie du selbst den Todeskelch versüßest
und Seelen, die du deine Last
Zu tragen allbereit und treu gefunden hast
Unmerklich weg von blassen Lippen küßest.

Die Freyer versammeln sich in Pharamunds Pallast, und Arbogast stellt eine Prüfung der würdigsten an. Es werden ihrer achte ausgelesen. Zuerst turnirt Palissant, der Antiplatoniker, und wirft sechs Ritter in den Sand. Das letzte Loos ist Celians, und als Celinens Herz für das Schicksal ihres Geliebten und ihr eignes zittert, hält Palissant seinen Zelter an, lenkt seitwärts, und bricht den Speer ab. Mit seinem Retter verlangt er nicht zu kämpfen. Als Bliomberis schon nach dem Throne geführt wird, um den Dank zu empfangen, erscheint der schwarze Ritter auf der Rennbahn und wirft dem Bliomberis den Handschuh hin. Eine Menge Ritter sind bereit zu fechten; Bliomberis läßt es nicht zu. Zwey Stunden kämpfen sie, als der schwarze Ritter seinem Gegner das halbe Bruststück weghaut und Bliomberis ihm den Helm spaltet und seine Stirne verwundet. Indem jener [illegible] der entblößten Brust des andern zielt, erblickt

er

er das Ordenskreuz und wirft in diesem Augenblick den Degen von sich. Er gesteht seinem Gegner den Vorrang zu und giebt sich zu erkennen. Es ist Palamed, welcher gehört hatte, sein Sohn Bliomberis sey von Pharamunds Hofe verstoßen worden und auf seiner Fahrt umgekommen. Er war gekommen, ihn zu rächen. Allgemeine Freude über die glückliche Erkennung. Doppelte Hochzeit zwischen Clodion und Arabellen, Bliomberis und Celinen. Der Dichter führt uns — damit niemanden ein Zweifel übrig bleibe — endlich ans Brautbette. Die Zofen ziehen sich zurück —

— — — o! wehe nun Celinen!
sie liegt und zittert; nah' und immer näher droht
der Zagenden der Liebe süßer Tod.
Ihr Held besteigt das Bett — zu rauschen die
Gardinen.

Den andern Morgen findet man Lyonel in den letzten Zügen. Er hatte in der Nacht Gift genommen. Nur so lange hatte er leben wollen, bis er das Glück seines Zöglings gegründet sähe. Er glaubt nun alle seine Pflichten erfüllt zu haben, und eilt seiner Arlinde zu.

— — — Ihr Theuern lebet wohl!
Gott und Arlinde winkt, ich scheide gern; wir finden
Uns wieder . . . . denkt . . er schwieg und ist schon
bey Arlinden.

* * *

Einen Theil der Erfindung dieses Gedichts, obgleich nicht vielmehr als die erste Anlage, dankt der Verf. einer Novelle des Ritter Florian. Er hat das Verdienst, mehr Zusammenhang in die Begebenheiten gebracht, und sie folglich interessanter gemacht zu haben, als sie bey dem Franzosen sind. Aber viele Mühe kann ihm die Erfindung der Begebenheiten dennoch nicht gemacht haben. Es sind so ziemlich die gewöhnlichen Ereignisse einer jeden Rittergeschichte, ohne große Mannichfaltigkeit, und, was noch schlimmer ist, ohne sonderliche Verbindung. Die Verwicklung der Geschichte fängt da an, wo sich Pharamund der Liebe des Jünglings zu seiner Tochter widersetzt, und sie ihm nur unter der Bedingung zusagt, daß er sich ihrer Hand durch ausgezeichnete Thaten würdig macht. Man kann unserm Dichter nicht Schuld geben, daß er es seinem Helden an Gelegenheit habe fehlen lassen diese Bedingung zu erfüllen; denn beinahe von dem ersten Augenblicke an, wo er sich auf seine Fahrt begiebt, bis auf den letzten Tag, fallen ihm die Abentheuer so zu sagen entgegen. Recht zweckmäßig scheinen sie gerade auf der Straße, die er wählt, und recht eigentlich um seinetwillen entstanden, und jedesmal so weit gediehen zu seyn, daß es nur noch eines entscheidenden Streiches bedurfte, um den Knoten zu lösen. Was ist armseliger, als die Erfindung vom fünften bis zum eilften Gesang? und wie gleichgültig läßt uns der Dichter bey allen Gefahren, in die er seinen Helden stürzt, weil wir doch gleich sehn, daß Er,

nicht

nicht das Schicksal, es darauf angelegt hat, ihn eine bestimmte Anzahl von Abentheuern bestehen und glorreich in die Arme seiner Geliebten zurückkehren zu lassen. Welche Begebenheiten aber interessiren uns am meisten in der wirklichen und in der Fabelwelt? Gewiß nicht diejenigen, deren letztes Ziel wir gleich beym Anfang der Reihe so klar vor uns liegen sehen, daß uns kein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung übrig bleibt; aber wohl die, welche sich aus einer anscheinenden Verwirrung, in welcher nichts deutlich zu erkennen war, nach und nach ablösen, und die Vernunft auf einen, anfangs nur geahndeten Zweck hinführen. Eine scheinbare Unordnung aufzulösen und Ordnung in ihr zu entdecken, das ist es, was den Geist thätig erhält; das ist das Vergnügen, welches wir in dem pragmatischen Gedichte suchen. Eine so sichtbare und planmäßige Ordnung aber, als wir in den Begebenheiten des Bliomberis finden, verräth sogleich den Dichter, welcher absichtlich erfindet, und führt uns von der Idee der Natur weit ab, in welche unser Verstand Absichten legt. Wir werden sogleich gewahr, daß das, was wir lesen, ein Gedicht ist; wir werden gewahr, daß man uns täuschen will, und in diesem Augenblicke ist alle Täuschung dahin.

Und wie unerträglich ist nicht die Einförmigkeit, die in diesem Theile des vor uns liegenden Gedichtes herrscht! Eine Gefahr folgt auf die andere und wird durch den Muth und die Klugheit des jungen Helden besiegt; ohne daß zwischen die-

sen einzelnen Vorfällen ein anderer Zusammenhang statt fände, als den die Person des Helden hineinbringt. Sie sind zusammengereiht wie die Perlen eines Rosenkranzes, und werden eben so der Reihe nach abgezählt, ohne einen Eindruck in der Seele des Lesers zurückzulassen. Die dem romantischen Gedicht so nothwendige Verflechtung der Begebenheiten scheint unserm Dichter ganz unbekannt. Würde uns der wüthende Roland so fesseln, ohne diese künstliche Verschlingung so vieler Fäden, die sich am Ende doch auflöst, weil die Schicksale der meisten Personen so unter einander verbunden sind, daß die Begebenheiten der einen gewöhnlich einen Punkt in dem Leben der andern aufklären? Was scheint beym ersten Anblick verworrener, als die Geschichte der vier Facardin? Gleichwohl hängen die Schicksale aller dieser zerstreuten Personen genau zusammen, und die Bemerkung dieses Zusammenhangs ist es, welche den Leser bey jedem Schritt angenehm überrascht, seine Neugierde immer gespannt, und das Interesse immer gleich lebhaft erhält. Wie viel dürfte es wohl Leser geben, die den Bliomberis nicht bey jedem Gesang, ohne sich die mindeste Gewalt anzuthun, weglegen könnten?

In einigen episodischen Erzählungen ist Hr. von A. der Spur älterer Dichter gefolgt, die er in der Nachrede zum Theil selbst angezeigt hat. Die Beschreibung der Kämpfe im zweyten Buch sind dem Homer und Virgil nicht unglücklich nachgebildet. Aber weit weniger ist dem Verf. die

Nach-

Nachahmung des Wielandischen Itifall gesungen. Palissant, welcher seine Geschichte im Anfange des siebenten Gesanges erzählt, ist jenem Helden allzuähnlich, als daß man nicht eine Vergleichung anzustellen gezwungen wäre, welche gar sehr zum Nachtheil der Copie ausfällt. Ein großer Unterschied, welcher bey einer solchen Vergleichung zuerst in die Augen fällt, liegt in der Veranlassung, auf welche diese beyden Helden ihre antiplatonischen Grundsätze an den Tag legen. Itifall findet einen Ritter im Kampf gegen eine reizende Nymphe, die ihn umsonst zum Genuß einladet, und, erstaunt über ein so seltnes Schauspiel, spottet er des Mannes, der eine so strenge, aber vielleicht unwillkührliche Tugend übt. Es kömmt zwischen beyden zu einem sehr ernsthaften Gefecht, in welchem sie sich wechselseitige Achtung einflößen; und als hierauf Idris, den Vorwurf der Unempfindlichkeit von sich abzulehnen, einen Theil seiner Geschichte erzählt, giebt er darinne so reichen Anlaß, seine überspannten Ideen von weiblicher Vollkommenheit zu bestreiten, daß auch vielleicht ein andrer als Itifall Lust bekommen hätte, Parthey gegen den verliebten Schwärmer zu nehmen. Beym Palissant suchen wir vergeblich nach einer ähnlichen Veranlassung. Bliomberis verlangt von ihm zu hören, wie er in die Lage gekommen sey, aus welcher er ihn so eben gerettet hatte; er erfüllt dieses Verlangen und stellt bey der Gelegenheit sein ärgerliches System, und das Bild einer diesen Grundsätzen entsprechenden Lebensart auf. Er rechnet es sich

zur Ehre, ein unbeständiger Wüstling zu seyn. Er ist von seinen Grundsätzen überzeugt, weil sie ihm bequem sind; Itisall ist es von den seinigen, weil er sie durch eine vielfältige Erfahrung bestätiget fand. Jener äußert sie mit einem selbstgefälligen Wohlbehagen, das uns sehr widerlich scheint, aus eignem Willen, unaufgefordert; dieser, weil ihn die überspannten Ideen und der Widerspruch seines Gegners reizte. — Wie wichtig dieser Unterschied in Rücksicht auf den Eindruck sey, welchen die Charaktere beyder Helden machen, fällt ohne weitere Erinnerung von selbst in die Augen.

Eben so verschieden wie die Veranlassung ist auch die Art, wie sie ihre Gesinnungen äußern, und das Licht, in welches sie ihre Grundsätze stellen. Palissant spricht als ein Wollüstling, der nur die sinnliche Liebe kennt, weil er für feinern Genuß keine Empfänglichkeit hat.

— — Wenn ein Liebchen mich verschmähte, wenn es brach,
wenn, was das Aergste war, wenn es von Heirath sprach;
so tröstet' ich mich leicht mit einem vollen Becher
und — einer Andern, denn ihr wißt,
daß hier zu Lande noch kein Mädchenmangel ist.
So trieb ich ungestört mein fröhliches Gewerbe.
Untreue, Grausamkeiten, Körbe,
die manchen in das Grab befördern — achtet' ich
viel höher nicht als einen Mückenstich u. s. w.

Itisall dagegen spricht durchgängig als ein Mann, welcher überzeugt ist, daß alle Art der

Liebe,

Liebe, auch der erhabenste Platonismus, endlich auf den sinnlichen Genuß hinauslauft, ohne doch diesen für das Einzige zu halten, was der Liebe ihren Reiz verleiht. Jener ätherischen Leidenschaft, welche sich blos mit Ideen nährt, versagt er seinen Glauben, weil Er noch niemals eine Nymphe unüberwindlich gefunden hat, und weil er schließt, daß ohngefähr jeder andre so gut, als er, diese Erfahrung habe machen können. Der Wunsch, noch mehrere und untrüglichere Belege zu dieser Erfahrung zu sammeln, treibt seinen Muth immer höher, und seine fehlerhaften Grundsätze spornen ihn zu kühnen Unternehmungen an; während Palißant nichts als wiederholten Genuß in ganz gemeinen Intriguen sucht. Daher werden die Grundsätze des einen durch die Wirkung, welche sie zufälliger Weise hervorbringen, einigermaßen gut gemacht; während uns der andere, als ein äußerst gemeiner Mensch, mit einem Widerwillen und einer Verachtung erfüllt, deren Hervorbringung gewiß nicht die Absicht des Dichters war. Der muß ein niedriger Wüstling seyn, der sich wie Palißant ausdrücken kann:

Oft theurer Freund gelang es mir,
den Bräutigamen vorzunaschen,
oft leckre Braten im Revier
der heil'gen Eh als Wilddieb zu erhaschen.

In einem so feinen, scherzenden Ton ist der größte Theil dieser Erzählung abgefaßt:

Hat

Hat der Esel Palissant sich endlich fortgetrollt? — —
O! Freund, ihr hättet sie vom Ruh —
Vom Unruh-Bett aufspringen, ihn sich trollen
und mich im Zimmer sehen sollen. — —

Ein dritter wichtiger Unterschied liegt endlich im dem Gebrauche, welchen die beyden Dichter von diesen episodischen Personen machen. Beym Wieland ist Itifall zur Exposition nothwendig, und in seinem Gespräche mit Idris entwickeln sich nicht nur die Gesinnungen des letztern, sondern wir erfahren auch einen großen Theil seiner vorigen Geschichte auf eine äußerst natürliche und ungezwungene Art. Wir lernen den Gegenstand seiner Wünsche, die Gefahren und Vortheile kennen, die mit ihrem Besitze verbunden sind, und Itifall wird uns eine sehr wichtige Person, da wir sehen, daß er mit dem Helden des Gedichts nach Einem Ziele eilt. Palisants Geschichte wird erzählt, um einen Theil des sechsten Gesangs auszufüllen. Man hebe sie heraus und es wird kaum eine Spur von Verletzung übrig bleiben. Eine Wirkung bringt sie gar nicht hervor. Denn die Apostrophe des Bliomberis an seine Geliebte ist von gar keiner Bedeutung, da sie uns weder in der Geschichte noch in dem innern Zustande unsers Helden etwas Neues entdeckt.

Doch vielleicht misglückt unserm Dichter nur die Nachahmung jenes freyen und leichten Tons, welchen die Musen den Ariosten, Wielanden und Nikolais gleichsam zum Eigenthum gegeben haben. Vielleicht sind es die Schilderungen des Großen und

und Kühnen, in denen sich sein ernsterer Geist gefällt und mit Glück versucht. Das Talent, fein und gefällig zu scherzen, ist nur selten mit dem Genie gepaart, welches in das Innere dringt, und die oberflächlichen Verhältnisse oft aus der Acht läßt. Bisweilen ist sogar der Mangel des einen ein desto sichrer Beweis von dem Besitz des andern. Bisweilen — aber nicht immer, am wenigsten in dem gegenwärtigen Falle.

Da wir einmal bey den Nachahmungen stehen, so wollen wir uns einen Augenblick bey einer Stelle des Bliomberis verweilen, in welcher der Dichter Erstaunen und Bewunderung zu erregen gesucht hat. Es ist die Beschreibung des Riesen im sechsten Gesang, welchem der Cacus zum Vorbilde gedient zu haben scheint. Auch beym Virgil ist Cacus ein fürchterlicher Riese, das Schrecken des umliegenden Landes, ein Räuber und Mörder. In der Beschreibung seiner Höle benutzt der lateinische Dichter das Gräsliche mit einer weisen Nüchternheit:

—— semperque recenti
Caede tepebat humus; foribusque adfixa superbis
Ora virum tristi pendebant pallida tabo.

Auch Ovid, welchem diese Stelle vor Augen schwebte, so ein großer Freund von Erweiterungen und Uebertreibungen er sonst ist, hat sich doch diesesmal begnügt, nur einen einzigen Pinselstrich hinzuzuthun. Ora super postes *affixaque brachia* pendent. Das Beyspiel dieser Dichter hätte

den

den Hrn. von A. lehren müssen, daß man in der Darstellung des Gräslichen nicht zu weit gehn müsse, wenn die Schilderung nicht empörend und ekelhaft werden soll. Aber weit entfernt, diesen Unterricht zu benutzen, verfährt er als ein ächter Nachahmer, und häuft Gräuel auf Gräuel, um es seinem Original zuvorzuthun. Er macht seinen Riesen zum Menschenfresser, und schildert uns eine seiner Mahlzeiten mit einer Wahrheit, welche jeden Menschen von Gefühl empören muß:

— man führte sie gebunden
der Höhle zu; er stand, gleich Hunden,
die Zunge weit heraus, schon auf der Lauer da.
Er greift sogleich das Mädchen um die Mitte
und stößet, taub bey ihrer Klag' und Bitte,
an einen Fels der Unglücksel'gen Stirn.
Weit spritzt umher das rauchende Gehirn.
Dann packet er die Leiche; knirschend tönen
ihm unter klippengleichen Zähnen
die Knochen, die er rasch zermalmt;
Der Rachen dampft, so wie ein Schornstein qualmt.
Er ließ das Blut am Kinn und Barte stocken;
und fraß heißhungerig sein Opfer ganz und gar
denselben Abend noch; am andern Morgen war
nichts übrig als die blonden Locken.

Es ist fürwahr eine gefährliche Sache mit der Nachahmung vortreflicher Dichter, im Ganzen und in einzelnen Stellen. Da wo jeder Zug mit der größten Zweckmäßigkeit gewählt und angeordnet ist, da bleibt dem Nachahmer schwerlich etwas anders zu thun übrig, als das ganze Gemälde, so wie es

ist,

ist, auf seinen Grund überzutragen. Bey jeder Veränderung, die er mit demselben vornimmt, läuft er Gefahr, das Ganze zu verderben, und jeder Zusatz, den er macht, wird entweder etwas Ueberflüßiges, oder etwas Falsches und Uebertriebenes enthalten. Dem Hrn. von A. ist dieses mehr als einmal begegnet. Theokrit beschreibt in seiner Hymne auf die Dioscuren den Amykus, welcher den Pollux zum Faustkampf auffodert. Wir setzen die Stelle des Griechen hieher:

Δεινὸς ἰδεῖν, σκληραῖσι τεθλαγμένος οὔατα πυγμαῖς.
στήθεα δ' ἐσφαίρωτο πελώρια, καὶ πλατὺ νῶτον,
σαρκὶ σιδαρείῃ, σφυρήλατος οἷα Κολοσσος.
Ἐν δὲ μύες στερεοῖσι βραχίοσιν ἄκρον ὑπ' ὦμον
ἕστασαν ἠύτε πέτροι ὀλοοίτροχοι, οὕστε κυλίνδων
χειμάῤῥους ποταμὸς μεγάλαις περιέξεσε δίναις.

„Schrecklich war er anzusehn; seine Ohren waren geschwollen von Schlägen des Cästus; seine starke Brust und sein breiter Rücken wölbte sich von eisenfestem Fleische, einem getriebnen Coloße gleich. Hoch erhoben sich die Muskeln an seinen kraftvollen Armen nach den Schultern zu, wie Steine, die der wälzende Giesbach in seinen Strudeln rundete.“ Man halte nun die Beschreibung dagegen, welche unser Dichter von dem König der Corsen macht. VIII. 61. 62.

Lykanus blößt indeß die ungeheuern Glieder,
er läßt den langen Rücken sehn,
um den der Adern Reih sich dick und ästig windet;

Ge-

Gehämmert Eisen scheint das Fleisch, die Muskeln
stehn
Empor, gleich einem Fels, den Fluthen abgeründet.

Die Brust ist ein Gewölb' und überall besät
mit schwarzem Haare, Fett umschließet jede Rippe,
Das Hüftbein gleichet einer Klippe,
Die Schenkel Säulen; wenn er geht,
Erbebt der Grund. — — —

Diese beyden Beschreibungen unterscheiden sich in einem wesentlichen Punkt. Der Grieche begnügt sich, in der seinigen, nur auf diejenigen Theile seines Klopffechters aufmerksam zu machen, auf die wir, bey dem Gefecht, unsre Augen vornämlich zu richten haben; auf seine Brust, seinen Rücken und seine Arme. Auf seine übrige Gestalt und Größe läßt er uns blos durch einen allgemeinen Ausdruck der Empfindung schließen: **Er war schrecklich anzusehn.** Ganz anders der Deutsche. Anfänglich folgt er seinem Original; aber nun ist er einmal im Beschreiben, und so beschreibt er uns den ganzen Kerl vom Scheitel bis auf die Sohlen. Eben so merklich wie im Ganzen ist auch die Verschiedenheit beyder Beschreibungen im Einzelnen. Der Ausdruck des Griechen ist stark und kräftig; der seines Nachahmers übertrieben und abentheuerlich. Bey ihm ist das Fleisch des Fechters gehämmertes Eisen, wo das Original nur von eisenfesten Fleische weiß, einem gehämmerten Koloße gleich. Welch ein verworrenes Bild geben die Worte: **Die Muskeln stehn gleich einem Fels empor!** Und wie übertrieben und

frostig

frostig sind die Beschreibungen in den letzten Zeilen!

Das Hüftbein gleichet einer Klippe,
Die Schenkel Säulen — —

In keinen Fehler ist Herr von A. häufiger gefallen, als in den der Uebertreibung und des Frostes. Ein äußerst nüchterner Ausdruck, der oft bis zur Prose herabsinkt, wechselt mit einer aufgeschwellten Sprache und mit falschen Metaphern ab. Es fällt dem Dichter bisweilen ein, daß er sich emporreissen, daß er Gefühl und Wärme zeigen müsse; aber dann verräth seine Sprache nur allzuoft den Frost, der in seinem Busen herrscht, und welchen der bloße Vorsatz, begeistert zu scheinen, nicht vertreibt.

Wie viel Stanzen haben wir in diesem Bliomberis angestrichen, in denen, nach einer kleinen Versetzung der Worte, niemand die disjecti membra poëtae ahnden wird. Wer wird in folgenden Versen einen Dichter zu hören glauben: (XI. 9.)

Ein schön' System! nur Schad' Erfahrung widerstrebet,
der Eine Stern für den, der redlich Wahrheit sucht!
Muß in der Mutterleib die Frucht
nicht wohl geformet seyn, eh sie der Geist belebet?
Der Körper also ist's, woraus sich allgemach
der Geist entwickelt; Körper waren
die ersten Wirkungen der langen, undenkbaren,
Ernsthaften Ewigkeit, und Geister kamen nach.

 oder

oder in diesen: VI. 37.

Doch was bedaur' ich ihn? Der gute König könnte
unglücklicher vielleicht durch ihre Treue seyn.
Denn Untreu' ist ein Glück, — glaubt nicht, daß hier der Wein
Aus mir spricht, — ist ein Glück, das ich oft Freunden gönnte.
Die Weiber brüsten sich mit ihrer Treu so sehr,
und pflegen sie dem Mann so gar hoch anzuschlagen,
ihn Tag und Nacht dafür zu necken und zu plagen,
daß mancher gern gekrönt und ruhig wär.

Der Fehler, welcher hier in ganzen Strophen herrscht, und wollte der Himmel, es wären dieses die einzigen ihrer Art im Bliomberis! — ist noch weit häufiger in einzelnen Zeilen anzutreffen. Matte, nichts sagende Flickverse aus diesem Gedicht anzumerken, hat der Verf. seinen Rezensenten nicht schwer gemacht. Wir führen nur einige Beyspiele an. VI. 62. Bliomberis hat sich von der Fete einen Edelstein ausgesucht:

Der Edelstein wird Blanken anvertraut,
daß ihn Celine vorn an ihrem Busen trage,
und nah' dabey ihr Herz für ihn alleine schlage.

Der Reim hätte dem Verf. nicht leicht einen unglücklichern Streich spielen können, als hier. Bliomberis vertraut Blanken einen Edelstein an, damit Celinens Herz nah bey dem Edelstein für ihn

ihn allein schlagen möge! ! VI. 63. Bey der Beschreibung eines Tigerfelles

— die sanfte Glätte schmeichelt
Wie Sammt der Hand, die nach den Haaren streichelt.

VI. 64.

Die schöne Blanka giebt ihm an die Königinn
Liguriens, als ihre Blutsverwandte,
Empfehlungsschreiben mit; Bliomberis zieht hin,
so wenig er die Wege kannte.

VI. 70.

Dann sinnt er sich und steht —
auf seinen Stab gestützt — —
und geht er seinen Weg nun wieder — —

Nirgends ist diese matte prosaische Sprache unleidlicher als an dem Ende einer Stanze. Hier sollte der Dichter sich ganz vorzüglich heben, bis hieher sollte er die stärksten Gedanken, die kühnsten Pinselstriche aussparen; hier müßte er gleichsam den ganzen Sinn und die ganze Kraft der Strophe vereinigen. Herr von A. thut gemeiniglich das Gegentheil davon. Der Gedanke, das Bild ist in der Mitte derselben geendigt; aber die Stanze muß ausgefüllt werden. Der Gedanke wird also ausgesponnen, und mit andern Worten wiederholt, das heißt, er wird geschwächt und die Wirkung desselben zerstört. Wir führen nur ein einziges Beyspiel an, wo eine sehr pathetische Stelle mit zwey kahlen Versen beschließt. VI. 54.

Und dich mein Alles sollt' ich nicht
anbeten, aus der Seele tiefsten Tiefen
anbeten? ja, wenn gleich mir Höll' und Himmel
riefen:
Thu's nicht! so thät ich's doch; ich habe keine Pflicht,
die größer ist, als die, Celinen,
mit allem was ich bin, auch unbelohnt zu dienen.
Das ist mein Streben, das mein Ziel;
denn sie allein erschöpft mein ganz Gefühl.

So kalt uns die Sprache dieses Dichters da läßt, wo er keinen Schmuck sucht, so würden wir doch, wenn eine Wahl nothwendig wäre, diese Art des Ausdrucks seinen frostigen Hyperbeln, seinen kraftlosen, oft niedrigen Bildern vorziehn. Der poetische Schmuck ist die Klippe, an welcher eine frostige Einbildungskraft am leichtesten scheitert. Wer, wie Longin sagt, die Backen aufbläst, um in eine Kindertrompete zu stoßen, und wer mit einem Aufwand von Worten nichtsbedeutende Gedanken vorbringt, macht sich auf gleiche Weise lächerlich. Einige Stellen werden genug seyn, zu zeigen, wie unglücklich dieser Dichter bisweilen herabstürzt, wenn er sich auf den wächsernen Flügeln seiner Phantasie der Sonne nähern will. Palamed hat zwölf Rebellen umgebracht, deren Leichname in den Guadalquivir geworfen werden. (II. 10.)

Denn niemand durfte sie begraben;
den ungeheuern Leichen wurde schier
des Flußes Bett zu klein; ich glaube, daß die Raben
sie nicht in einem Jahr ganz aufgezehret haben.

Wenn

Wenn Palamed und Arlinde sich in dem Gebüsch heimlich umarmten, und der verliebte Lyonèl Wache hielt, so kamen sie

— — fast immer nach Stunden erst heraus,
zwar nach Minuten, wie sie wähnten,
die Glücklichen! mir aber dehnten
sich zu Jahrhunderten selbst die Minuten aus.

So frostig diese Uebertreibung ist, so muß sie dennoch gegen die folgende erträglich scheinen, die wir aus der Beschreibung des Gefängnisses nehmen, in welchem Palamed von dem Aquitaner König gehalten wurde:

— ein Stein, auf welchem oft ermüdet
das Haupt des Helden sank, dient ihm als Bett und Tisch.
Oft schreckt ihn aus dem Schlaf der Schlangen laut Gezisch;
doch ihren edeln Nachbar stechen
schien Schlangen selbst ein allzu groß Verbrechen.

Am häufigsten wiederfährt es dem Herrn von A., daß er bey schon benutzten Bildern, indem er ihnen durch einige Striche von seiner Hand aufhelfen will, in das Spielende fällt. Was soll man von dem Geschmack eines Dichters urtheilen, der sich schon in dem Eingange seines Gedichts eine Allegorie erlaubt, wie die folgende ist:

Sie (die Liebe) schenkt' ihm Muth und Treu zu einem (zum) Angebinde,
sie zog ihn groß, sie schnitzt ihm einen Wanderstab

aus ihren heil'gen Myrthenbäumen,
und ließ ihm Blumen oft in öden Wüsten keimen.

Offenbart sich hier nicht sogleich ein Geist, welcher nach Neuheit strebt, aber dieselbe auf verbotnen Wegen sucht? Es ist ihm nicht genug, daß die Liebe seinem Helden zur Stütze diene, sie muß ihm einen Wanderstab geben; ja, sie muß ihm denselben sogar selbst schnitzen. Hätte er es doch nur wenigstens hiebey bewenden lassen. Aber nein! auch die Materie, aus welcher dieser allegorische Wanderstab geschnitzt worden, darf uns nicht unbekannt bleiben, und wir erfahren, daß die Liebe einen ihrer Myrthenbäume zu diesem edeln Endzweck aufgeopfert habe. Wer sieht nun nicht den Helden an einem wirklichen Stab einher treten? und wer sieht nicht zugleich, daß der Geschmack eines Dichters, welcher den eigentlichen und bildlichen Ausdruck auf eine so abentheuerliche Art vermischet, eben nicht der zärtlichste seyn kann?

Wir setzen noch einige Beyspiele unglücklicher Neuerungen im metaphorischen Ausdruck hierher. II. 26.

Die Liljenbrust, wo Fluth und Ebbe wechselt,
ist wie der Mond, den halb ein Silberwölkchen deckt,
in Spitzen von Brabant versteckt;
und von der Hand der Liebe selbst gedrechselt.

Welcher Mischmasch von Bildern! — VII. 16.

Ich aber thu' Bescheid
Aus dem Pokal der Eitelkeit
Bis ich zuletzt mich ganz davon berausche.

VII. 29.

VII. 29

Doch hätt' ich, stets zernagt von innrer Unge-
dult
zu einer andern gern den Zepter hingeschoben.

VII. 34.

Ich sollte mich befleißen
vom Herzen Leodats das Siegel weg zu reissen.

VII. 35.

O! sagt er mir, wie manches Schmerzes Band,
das unauflöslich schien, hat eines Weibes Hand
von unsrer Seele losgeknüpfet!
wie manch Geheimniß, das der Grund
des Herzens barg, ist schnell durch unsern Mund
zum Ohr des Fragenden gehüpfet.

Hier ist es Zeit, die ausführlichen Gleichnisse unsers Dichters in besondre Betrachtung zu ziehn. Nur wenige haben wir gefunden, denen man den Ruhm der Neuheit, oder einer glücklichen Anwendung, oder einer vorzüglichen Lebhaftigkeit zugestehen könnte. Auch hier glaubten wir häufig zu bemerken, daß nicht die Einbildungskraft, sondern der Verstand des Dichters allein thätig gewesen; daß er sich nur von Zeit zu Zeit erinnert habe, es bedürfe, der Abwechslung wegen, eines Gleichnisses; und daß er dieses dann aufsuchte, wenn ihm auch seine Phantasie nichts darbot. Dann rafft er einzelne Bilder zusammen, die sich zu keinem Ganzen verbinden; dann stellt er seinen Leser oft in einen falschen Gesichtspunkt. Das

letztere geschieht, wenn wir nicht irren, im folgenden Gleichnisse: (IX. 43. 44.)

Wie wenn den kühnen Bösewicht,
der, überreif dem göttlichen Gericht,
sich auf das Meer, in dem mit seinen Sünden
beschwerten Schiffe, wagt, die Blicke Gottes finden,
und dessen Rächermund dem Heer der Stürme ruft.
Die Stürme dann aus aufgeschloßner Kluft,
Ergrimmt, die Fittige beladen mit Gewittern,
hertoben, und das Schiff an einem Fels zersplittern.

So tobet nun das Volk von allen Seiten her;
es sind nicht zwey Partheyen mehr u. s. w.

Der Vergleichungspunkt liegt offenbar in dem schnellen Herankommen zerstörender Orkane und dem Herbeyströmen des wüthenden Volks. Hat uns der Dichter das letztere anschaulicher gemacht? uns scheint es nicht. Statt die Heftigkeit der Stürme in einem ausgearbeiteten Gemälde zu schildern, und uns auf dieselbe, als den Vergleichungspunkt, vorzüglich aufmerksam zu machen, richtet er unsre Blicke zuerst und ganz vorzüglich auf den Bösewicht, zu dessen Bestrafung sich der Ocean empört. Nachdem ihn dieser Gegenstand fünf Zeilen hindurch beschäftigt hat, wird endlich auch der Stürme gleichsam nur beyläufig gedacht. Aber das Gleichniß hat noch einen andern wesentlichen Fehler. Das Volk erhebt sich gegen den Bösewicht Assakar; auch die Stürme erheben sich gegen einen Bösewicht. In einem Theile der Vergleichung herrscht also Gleichheit, nicht Aehnlichkeit, der Gegenstände. Und welche

che Kraft kann ein Gleichniß haben, welchem dieser Mangel anhängt? Sinkt es nicht bis zur Metapher herab? Und ist nicht die grössere Hälfte der ersten Stanze wenigstens ein ganz zweckloser Ueberfluß?

Eben so kraftlos scheint uns folgendes Gleichniß aus dem dritten Gesang. 13. 14.

— — An ihrer Spitze schimmert
der junge Clodion und blendet das Gesicht.
Das Gold, das ihm vom Helm und von dem Harnisch flimmert,
macht weit umher die Fluren licht,
doch mischt sich dessen Glanz mit einem weissen Strahle
von glattgeschliffenem und silbergleichem Stahle.

So glänzt, wenn vom Olymp der Frühling niederschwebt,
die Schlange neu beschuppt und hebt
das Kronenhaupt empor voll jugendlicher Kräfte.
Sie sog im Winter nichts als böser Kräuter Säfte
und lag versteckt im Boden. Traut
nicht ihrem goldnen Kamm, nicht ihrer bunten Haut;
in das Gewand der Schönheit ist Verderben
gehüllet; hier gilt nichts als fliehen oder sterben.

Worinne liegt wohl die Verschiedenheit der hier verglichnen Gegenstände, welche allein den Dichter zu einer Vergleichung berechtigen kann? Nur von dieser Verschiedenheit hängt das Vergnügen ab, das wir bey der Bemerkung einer Aehnlichkeit fühlen. Daß ein Ding wie ein anderes glänzt und gefärbt sey, das kann jedermann wahrnehmen;

dazu gehört nur ein mäßiges Gedächtniß, aber gar kein Scharfsinn. Eine Vergleichung zwischen Gegenständen gleicher Natur kann daher nicht anders als kraftlos ausfallen. Hier aber werden offenbar Dinge derselben Art einander gegenüber gestellt; — denn den Gedanken, daß der Krieger, seiner glänzenden Waffen ungeachtet, so wie die Schlange, ungeachtet ihrer schönen Haut, dennoch gefährlich sey, wollte der Dichter doch wohl nicht im Ernste durch dieses Gleichniß zur Anschauung bringen?

Wir glauben nicht, daß es nöthig sey, noch mehrere Beyspiele anzuführen, um unsre Leser zu überzeugen, wie gering die Verdienste des Verf. in Rücksicht auf den poetischen Ausdruck sind. Nicht, als meynten wir, er habe diesen Theil seiner Arbeit vernachläßigt, denn das Bestreben, neu, schön und erhaben zu sprechen, leuchtet, zum Nachtheil des Werks, nur allzu sehr vor; sondern es scheint vielmehr, daß dieser Dichter, bey aller Anstrengung seiner Kräfte, nicht im Stande sey, etwas hervorzubringen, das sich der Vollkommenheit mehr nähere als dieses Gedicht. Eben so häufig, als gegen den poetischen Ausdruck, hat er gegen die grammatische Richtigkeit angestoßen, ohnerachtet es sein ernstlicher Vorsatz gewesen zu seyn scheint, von dieser Seite auch nicht die mindeste Blöße zu geben. Wie viel Dichter würden sich wohl herab gelassen haben, so geringfügige Licenzen, als Stirne für Stirn, Bette für Bett, heute für heut durch das Beyspiel klassischer Dichter zu verthei-

theidigen, wie Hr. von A. in dem Anhang zum Bliomberis zu thun bemüht gewesen ist? Aber unglücklicherweise sind diejenigen Freyheiten, welche er vertheidigt, äußerst unbedeutend und wenig, gegen die, welche er sich stillschweigend herausgenommen hat. Aus dem einzigen sechsten Gesange haben wir eine zahlreiche Menge von Ausdrücken gesammelt, welche schwerlich durch das Ansehn klassischer Dichter gerechtfertigt werden dürften, und die wir, zu unsrer eignen Rechtfertigung, hieher setzen.

VI. 4. Auf einmal scholl der Ruf.

Der Ruf schallt durch das Land, ohne Beysatz muß es erschallt heißen.

8. Auch war uns das Gespenst beständig auf der Haube.

10. Die Liebesklemme.

13. wird grob und schob gereimt; gegen die eigne Regel des Verfassers, daß eine Sylbe, die den gedehnten Ton hat, nicht mit einer Sylbe von geschärftem Ton gereimt werden könne.

17. Und ich spiel' endlich die nicht mir vermeinte Rolle.

soll heißen: Er habe einen Platz eingenommen, der ihm nicht bestimmt, ein Glück genossen, das ihm nicht zugedacht war.

23. Ja

23. Ja eh, (statt ehemals) zu Schmaus und Bällen,
da pflegten sich die Herren einzustellen.

24. Der Knecht, den ich geschickt, blieb sieben Stunden aus.

So braucht der Verf. das Plusquamperfektum unzählige mal mit Auslassung des Hülfsworts. Eben so braucht er auch, auf eine ganz undeutsche Art, das Perfektum statt des Imperfekti, ohne Hülfswort, meist um des Reims willen. So

26. Sie schob mich in ihr Kabinet
Woraus sie bald Erlösung mir versprochen.

und gleich darauf

28. Und daß man mich gefangen nahm,
wie wohl ich mit der Faust zwey Heyden todtgeschlagen.

33. Man schüttet der Freundschaft neuen Opferwein (aus)

34. Ihr seyd ganz in Zärtlichkeit getunkt.

49. Die ihr versperrtes Weib in's stille Land der Todten
hinunter martern.

61. Noch vor dem Mittagsmahl wird in den Thurm gerückt.

62. deß' Strahlen sich umher verbreiten

63. Das bunte Fell des Thiers behaltet er.

70. Ein Erdebeben.

72. Und

72. Und wo der grimme Bösewicht
sich sehen läßt, dort (da) fliehet jedermann.

Dieser Fehler kömmt sehr häufig vor.

74. Ein Ton, wobey die Haare
Der Väter gegen Himmel stehn.

80. In des Walds vielfältigen Gewinden.

84. Man hört ein leis' Gekeich.

92. Sein Brüllen giebt die feyerliche Kunde
der Schäferwelt. . . u. s. w.

Diesen Beyspielen nach sollte man wohl bisweilen auf den Gedanken gerathen, der Herr von A. gehöre auch zu denen, die, wie er sich sehr zierlich ausdrückt, mit der Sprache umspringen, wie die Katze mit der Maus. Gleichwohl hat er den Dichtern, die solche ketzerische Grundsätze hegen, in den angehängten Bruchstücken, die Wahrheit bitter gesagt, und sie mit Ernst auf die Grammatik ihrer Muttersprache hingewiesen. Dieses beweist freylich, daß er die Obliegenheiten eines Dichters kennt, und daß er die Regeln studirt hat. Aber so dringt er auch auf Wohlklang der Verse, und doch müssen unsre Leser bey den angeführten Stellen bemerkt haben, wie rauh die Verse des Hrn. v. A. in die Ohren fallen. Einige dieser Art dürften wir wohl schwerlich jemals vergessen, z. B.

Und nicht von edler Lieb' edenscher Flammen
brennt . . .
Erröthend sah er hier vor sich hin, meine Schöne . .

Zwey

Zwey Klatsch' und beyde Schurken liegen . . .
Die Arm' erhoben, blos die Brust, ihr Antlitz
bleich . . . . . .

Wir kommen, nach so mannichfaltigem Tadel, endlich auf denjenigen Theil des Gedichts, welcher, unsrer Meynung nach, das meiste Lob verdient. Unstreitig sind es die philosophischen Betrachtungen, welche der Verf. hier und da eingestreut hat, welche ihm am besten geglückt sind. Die Rede des Bliomberis im zweyten Gesange, (58—87) wo er die Lehren seines Oheims wiederhohlt, enthält einige vortrefliche Verse, welche durch Stärke der Gedanken und Kraft des Ausdrucks das Gemüth des Lesers fesseln. Wir können uns nicht enthalten, einige dieser schönen Stanzen hier mitzutheilen.

Die nur durch Ahnenwerth sich auf den Thron geschwungen,
verdienen nicht des Volkes Huldigungen.

Das Volk hat seine Macht in unsern Schoos gelegt,
und kann, wenn wir durch Misbrauch sie entehren,
das was es gab zurück begehren.
Ist's billig, daß die Kron' Augustens Nero trägt,
daß, weil Julus Blut in seinen Adern fließet,
er ungestraft das Blut der Seneka vergießet,
Rom anzündt und dabey auf seiner Leyer scherzt,
der Mutter Bett besteigt und seinen Sporus herzt? — — —

Mein

Mein Neffe, wenn dich je der Väter Krone
schmückt,
so schmücke du noch mehr durch Tugenden die Krone.
Verachte, wer im Rath sich sklavisch vor dir bückt,
wer kühn die Wahrheit sagt, den schätze, den be-
lohne.
Gewaltsam sey kein Mittel, das du wählst,
auch selber zu den besten Zwecken;
dieß würd', erreichst du sie, doch deinen Ruhm be-
flecken,
und wie viel mehr, wenn du sie gar verfehlst.

Die Wissenschaften schätze du,
und halte hoch, die ihres Dienstes pflegen;
was du für sie thust, strömt dir zehnfach wieder zu,
ihr Kiel nützt manchmal mehr, als deiner Krieger
Degen.
In ihrer Hand ist dein und deines Landes Ruhm,
kein Pinsel, Meissel oder Stempel
verewiget so sehr; denn in der Ehre Tempel
verwalten sie das Priesterthum.

Verachte stets den Irrwahn schwacher Köpfe,
ein Fürst müß' alles selber thun:
Der König Mart durchsucht den Köchen ihre Töpfe,
sieht, ob der Gärtner wohl die kranken Bäume
schröpfe,
und ob der Meyer jedes Huhn
gefüttert, läßt sich selbst und andre niemals ruhn,
sieht immer Fehler, bessert immer,
und dennoch geht's im Ganzen desto schlimmer.

Von noch mehrerm Werth und größrer Kraft
scheint uns folgende Stelle des neunten Gesangs:

Glaubt

Glaubt ihr, daß lange da die Ehre wohnen wird,
wo stets der Henker droht, wo stets die Geißel
schwirrt,
wo kein Gesetz besteht, als toller Eigenwille;
wo die Religion für nichts als eine Grille
milzsüchtiger Matronen gilt,
und jeder Bube laut auf ihre Diener schilt;
wo edle Männer sich vor Metzen bücken müssen,
daß die sie nicht um Amt und Leben küssen.

Wo solch' ein feiles Schandgezücht
nicht seine Nächte nur um ungeheure Summen
Verpachtet, Aemter auch vertheilet, vor Gericht
Gesetz und Billigkeit verstummen,
und nur Partheylichkeit, nur Willkühr sprechen
heißt;
wo man den Fleiß erstickt, die Kunst, den Handlungs-
geist,
und wo das letzte Korn des Armuths in den Spei-
chern
der Wuchrer liegt, die prahlend sich bereichern.

Wo man die Wissenschaften höhnt,
wo ihnen Ueppigkeit und Wollust alle Schüler
verlocket, wo der Hof den, so der Lorbeer krönt,
nicht höher schätzt, als einen Taschenspieler;
mit Einem Wort, wo Tyranney,
was immer groß und edel ist und frey,
aus unsrer Brust zu reuten sich bemühet,
wo jede Tugend weint und Glück und Weisheit
fliehet.

Bey jener zuerst angeführten Stelle bleibt uns nur noch eines zu erinnern. So viel schöne

Ge-

Gedanken sie enthält, welche kein Leser von Verstand und Gefühl würde mißen wollen, so müssen wir dennoch eingestehn, daß sie noch vorzüglicher seyn würde, wenn sie besser in das Ganze paßte, und ihre Entstehung mehr einer innern Nothwendigkeit, als der bloßen Willkühr des Dichters zu verdanken hätte. Daß Arbogast den Jüngling bey einem Hoffeste auf die Seite ziehn, und ihn der Gesellschaft entreissen muß, um ihn zu fragen: wie er in aller Welt das geworden sey, was er ist? — das schmeckt doch wohl ein wenig nach dem Bedürfniß des Dichters, welcher Gelegenheit suchte, uns mit seinem Helden näher bekannt zu machen, und uns gewisse Grundsätze, die ihm vorzüglich am Herzen lagen, gelegentlich mitzutheilen. Eben dieß gilt noch von mehrern ähnlichen Stellen, welche der Dichter eher verfertigt zu haben scheint, als er ihre eigentliche Bestimmung wußte. Eben dieß gilt auch von einigen Erzählungen, welche ohne Noth, zum Theil sogar ohne vorhergegangene Auffoderung, blos nach Bedürfniß des Dichters vorgetragen werden.

— f —

III.

Das befreyte Jerusalem. Erster Theil. Leipzig bey Dyk, 1791. 304 S. in 8.

Die Verpflanzung exemplarischer Produkte eines fremden Himmelstrichs auf unsern vaterländischen Boden kann in mehr als einer Absicht unternommen werden. Entweder blos, um die Neugierde des Publikums zu befriedigen, oder die kleine Anzahl musterhafter Werke zu vermehren und zu gleicher Zeit zu versuchen, was die Sprache in der Nachbildung solcher Werke vermag, deren größter Werth in der Vollkommenheit des Ausdrucks besteht. Die Erreichung des ersten Endzwecks erfordert nur einen geringen Aufwand von Kraft. Die Neugierde nimmt es nicht so genau, und es ist ihr weniger daran gelegen, wie? als wie bald? sie befriedigt werde. Aber bey einem schon längst bekannten, längst bewunderten Werke der schönen Kunst pflegen die Forderungen des Publikums strenger zu seyn. Die Entschuldigung der Eilfertigkeit fällt hier weg; man verlangt nicht blos Uebersetzung, sondern vollendete Nachbildung; nicht auf die Materie, sondern auf die Form sind aller Augen gerichtet. Und je bekannter das Original vorher war, desto mehr wird auch der Uebersetzer nachtheilige Vergleichungen und das Vorurtheil eingenommener Leser zu fürchten haben.

Der

Der Uebersetzer eines solchen Werks, wenn er seinen Endzweck erreicht, und den Leser das Original vergessen macht, erhebt sich dadurch selbst zum Rang eines Originals. Das Verdienst, den Stoff durch die Sprache belebt und verschönert zu haben, geht in den meisten Fällen dem der Erfindung des Stoffs so zur Seite, daß es schwer ist, zu bestimmen, welches von beyden das grössere sey. Jenes Verdienst theilt der Uebersetzer eines Dichters mit dem Dichter selbst. Die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hat, um jedesmal den passenden, eigentlichen Ausdruck zu finden, der sich dem Verfasser in den meisten Fällen mit dem Gedanken zugleich anbieten mußte, sind unzählich; und sie zu besiegen bedarf es nicht nur einer genauen Kenntniß des ganzen Sprachschatzes, sondern eines poetischen Talentes, welches, unter denselben Umständen, ohngefähr die nämlichen Bilder würde geschaffen haben. Jeder Dichter hat gewisse ihm vorzüglich geläufige Ideen, die er denn auch vorzüglich gut darzustellen und auszudrücken versteht. Auf diesen Vortheil muß der Uebersetzer Verzicht thun, er muß seine Lieblingsideen aufopfern, um sich einzig und allein dem Geiste seines Originals anzuschmiegen.

Wer alle die Talente in sich fühlt, ohne welche sich niemand an die Uebersetzung eines Dichters wagen sollte, der wird in hundert Fällen lieber der Leitung seines eignen Geistes folgen, als sich blindlings den Gesetzen eines fremden Genies unterwerfen wollen. Nur ein lebhafter Enthusiasmus für

ein fremdes Original kann ihn über die Schwierigkeiten hinwegführen, die sich ihm von allen Seiten entgegenstellen; und nur dieser kann ihn vergessen machen, daß ein großer Theil des blöden Volks auch dem besten Uebersetzer nur einen subalternen Rang zugesteht, und ihn nicht selten geistlosen Originalen nachsetzt. Die Bewundrung eines schönen Werkes der Phantasie erzeugt bald den Wunsch, andern diese Empfindungen mitzutheilen; oft auch die Begierde, die Kraft seines eignen Geistes und das Vermögen der Sprache auf die Probe zu stellen. Der Uebersetzer des befreyten Jerusalem, von welchem wir die ersten fünf Gesänge vor uns liegen haben, scheint in diesem Falle gewesen zu seyn. Er besitzt alle Talente, welche zu einer glücklichen Beschäftigung mit der Poesie erforderlich sind. Mit dieser blühenden Einbildungskraft, diesem gebildeten Geschmack, dieser ausgebreiteten Kenntniß der Sprache, dieser Leichtigkeit der Versifikation, wäre es ihm vielleicht nicht schwerer geworden, unter den Originaldichtern Deutschlands eine eben so vorzügliche Stelle einzunehmen, als er durch diese so wohl gelungne Verdeutschung des Taßo unter den Uebersetzern errungen hat. Wir würden sein Verdienst herabzusetzen fürchten, wenn wir behaupteten, daß er alle bisherigen Uebersetzer des befreyten Jerusalem hinter sich zurück gelassen habe. Er ist in der That der Erste, der diesen mit Recht bewunderten Dichter in einer würdigen Gestalt unter uns eingeführt hat.

Taßo hat mehr als einmal das Unglück gehabt, in die Hände von Uebersetzern zu gerathen, die es recht geflissentlich darauf angelegt zu haben schienen, dem deutschen Publikum das günstige Urtheil verdächtig zu machen, welches Europa mehrere Jahrhunderte hindurch über diesen Dichter gefällt hatte. Sie haben nicht nur in Prosa, sondern prosaisch übersetzt, und so dem Dichter den Schmuck entrissen, welchem er bisweilen kein Bedenken getragen hatte höhere Schönheiten aufzuopfern. Vielleicht sollte kein Dichter in Prosa übersetzt werden. Am allerwenigsten aber diejenigen, welche so sichtbaren Fleiß auf Sprache und Wohlklang gewendet haben, als der Verf. des befreyten Jerusalem.

Die gegenwärtige Uebersetzung dieses Gedichts ist in achtzeiligen Stanzen, und nähert sich also schon von dieser Seite dem Original mehr, als irgend eine ihrer Vorgängerinnen. Aber diese Stanzen sind auch mit allen Reizen der Harmonie ausgerüstet. Die Sprache ist rein; der Ausdruck edel, natürlich, gewählt und nur an wenigen Stellen gesucht. Der Ton erhält sich überall gleich; müßige Verse und Worte haben wir fast gar nicht bemerkt.

Nirgends hat der Uebersetzer eines Dichters mit mehrern Schwierigkeiten zu kämpfen, als da, wo das Original Gegenstände behandelt, die an sich nicht zur Begeistrung einladen, und folglich keinen vorzüglichen Schmuck der Poesie zulassen; wo die schlichte Erzählung bey den eigentlichen Worten

 bleibt,

bleibt, ohne Metaphern und Bilder. Der höhere poetische Ausdruck, so wie er bey dem lyrischen und dem beschreibenden Dichter herrscht, ist sich in allen Sprachen ziemlich gleich, und seine Gränzen sind nicht so weit ausgedehnt, daß sie nicht durch mäßigen Fleiß und Eifer ausgemessen werden könnten. Die prosaischere Erzählung läßt eine weit größere Mannichfaltigkeit des Ausdrucks zu, und nur mit der ausgebreitetsten Kenntniß der Sprache und dem geläutertsten Geschmack wird es dem Uebersetzer gelingen, die gefährliche Klippe des matten und prosaischen Ausdrucks vorbeyzuschiffen. Von dieser Art ist in dem ersten Gesang des befreyten Jerusalem die Musterung des Heers. Dieses Stück, in welchem Namen und Zahlen die Hauptsache ausmachen, ist dem Uebersetzer vortreflich gelungen. Die Sprache erhebt sich weder zu sehr, noch sinkt sie zu tief herab. Sie ist durchgängig edel und schön. Die poetischen Stellen sind herausgehoben, und die prosaischen nicht vernachläßigt. Wie glücklich hat der Uebersetzer in der Beschreibung des Rinald mit seinem Originale gewetteifert:

— o! wie so lieblich wild
umher sein Auge schaut und nach Gefahren fraget!
Den Jahren ist der Held zuvorgeeilt und steht,
schon vor der Blüthenzeit, mit Früchten überdecket;
ein Mars, wann ihn der Helm verstecket,
ein Amor, wann er wehrlos geht.

Wenn

Wenn wir in dieser schönen Stanze etwas tadeln möchten, so wäre es die Vermischung des eigentlichen Ausdrucks mit der Allegorie in den beyden Zeilen

Den Jahren ist der Held zuvorgeeilt, und steht,
schon vor der Blüthenzeit, mit Früchten überdecket.

Der Dichter hätte gar wohl sagen können: Dieser junge Baum stand schon vor der Blüthenzeit mit Früchten bedeckt; aber sobald er einmal den Held selbst zum Subjekt der Rede gemacht hatte, konnte er ihn wohl schwerlich mit Früchten bedeckt seyn lassen, ohne das Bild, durch die Verbindung verschiedenartiger Theile, zu verwirren.

Die Geschmeidigkeit des Uebersetzers und sein Talent, jeden Ton des Originals zu treffen, hat uns bey der Vergleichung der schönsten und berühmtesten Stellen dieses Gedichts mehr als einmal mit Bewundrung erfüllt. Wenn er in den zärtlichen Stellen nicht ganz die schmeichelnden, lieblichen Töne des Italieners wiedergiebt, oder wenn in den kühnen Beschreibungen seine Worte nicht mit dem ganzen Gewichte des Originals auffallen, so bleibt er doch sicher nicht weiter hinter demselben zurück, als jeder, auch der vortreflichste Uebersetzer zurück bleiben muß. Es ist unmöglich, daß sich die eine Sprache in die andre verwandle, und wem die Verse des Originals in den Ohren tönen, der wird in jeder Uebersetzung noch etwas zu vermissen glauben.

Die vortrefliche Beschreibung der Scene der Unterwelt im Anfang des vierten Gesangs, welche Ohr und Imagination mit den stärksten Tönen und den kühnsten Bildern erfüllt, wird keine andre Sprache anders als unvollkommen nachbilden können. Herr Manso hat hier in der That alles geleistet, was die deutsche Sprache zu leisten erlaubte. Was könnte stärker und volltönender seyn, als folgende Stanzen, denen wir zur Bequemlichkeit unsrer Leser das Original an die Seite stellen:

Er winkt, rasch im Entschluß und rasch ihn zu vollziehn,
dienstbaren Geistern zu, die Seinen,
ein Heer, stolz wie er selbst, und zahllos und für ihn
auf jedes Wort bereit, am Throne zu vereinen.
Der Thor, der mit der Macht des Himmels seine mißt!
der, freche Hoffnung zu verdammen
nie lernet und, berauscht von Sicherheit, vergißt
daß Blitz und Feuerstrahl in Gottes Rechte flammen!

Der

Quinci avendo pur tutto il pensier volto
A recar ne' Christiani ultima doglia
Che sia, commanda, il popol suo raccolto,
Concilio horrendo, entro la reggia soglia;
come sia pur leggiera impresa, ahi stolto!
Il repugnare a la divina voglia;
stolto, ch'a ciel s'agguaglia, ed in oblio pone
come di Dio la destra irata tuona.

Chiama

Der ewigen Nacht Bewohner ruft
der fürchterliche Hall der Tuba; Fels und Kluft
und alle Höllenschlünde zittern,
und Lärmen und Getös steigt in die finstre Luft.
So dröhnt, bestürmt von Ungewittern,
die Axe des Olymps, so schüttern
der Erde Tiefen, wenn ein innerlicher Streit
den Dünsteschwangern Schoos vielfach zu spalten
dräut.

Urplötzlich sammeln sich die Götter aus dem alten
Abyßus. Welch Gemisch von seltsamen Gestalten!
Aus jedem Auge sprüht Verderben, Rachsucht,
Mord.

Chiama gli abitator del' ombre eterne
il rauco suon della tartarea tromba.
Treman le spaziose atre caverne
e l'aër circo a quel rumor rimbomba
nè stridendo così dalle superne
Regioni del Cielo il folgor piomba;
nè si scossa giammai tremala terra,
quando i vapori in sen gravida serra.

Tosto gli Dei d' Abbisso in varie torme
Concorron d' ogni intorno all' alte porte;
Oh come strane, oh come orribil forme
Quant' è negli occhi lor terrore e morte.
Stampano alcuni il suol di ferine orme,
e' n fronte humana han chiome d'angui attorte
e lor s'aggira dietro immensa coda
che quasi sferza si ripiega e snoda.

Centauren ziehn einher mit schreuslichen Gorgonen,
Chimären speyen Gluth, es toben Geryonen,
hier heult die falsche Sphinx, die gierige Scylla dort;
bald hört man Pythons Brut, bald wilde Hydern zischen,
und sieht Harpyen sich zu Geryonen mischen.

Ein Theil umschloß den Thron zur Rechten, einer stand
zur Linken. Hoch empor aus ihrer Mitte raget,
ein Riesenscepter in der Hand,
der Fürst, in dessen Reich kein Sonnenstrahl sich waget.
Klein gegen ihn erscheint die kleinste Klipp' im Meer;
Klein Kalpe's Haupt, von Dampf und trägen Wolken schwer;

zusam-

Qui mille immonde Arpie vedresti e mille
Centauri e Sfingi e pallide Gorgoni;
molte e molte latrar voraci Scille
e fischiar Hidre e sibilar Pitoni;
e vomitar Chimere atre faville,
e Polifemi horrendi et Gerioni
e in novi mostri e non più intesi ò visti
diversi aspetti in un confusi e misti

D'essi parte a sinistra e parte a destra
A seder vanno al crudo Rè davante;
Siede Pluton nel mezzo e con la destra
Sostien lo scettro ruvido e pesante
nè tanto scoglio in mar, nè rupe alpestra
nè pur Calpe s'inalza ò'l magno Atlante

ch'anzi

zusammen sinkt vor ihm der König stolzer Berge,
der Atlas Lybiens, und wandelt sich zum Zwerge.

Sturm droht die finstre Stirn und Wuth der Blick,
sein Mund
spricht Donner, wie wann sich aus Aetnas weitem
Schlund
die Flamme prasselnd stürzt, und Asch' und Sand,
zum Schrecken
der blühenden Natur, die Felder überdecken.
Die Ströme, deren Fluth sich durch sein Reich er-
goß,
entflohn als er begann; langsamer rollend
schoß

der

ch'anzi lui non paresse un picciol colle
Sì la gran fronte et le gran corna estolle.

Horrida maestà nel fero aspetto
Terrore acoresce e più superbo il rende;
rossegian gli occhi e di veneno infetto,
come infausta cometa, il guardo splende.
Gli involve il mento e sù l'irsuto petto
hispida e folta la gran barba scende
e in guira di voragine profonda,
s' apre la bocce d'atro sangue immonda.

Qual i fiumi sulfurei et infiammati
escon di Mongibello et 'l puzzo e'l tuono;
tal della fera bocca i neri fiati
tale il fetore e le faville sone
Mentre ei parlava Cerbero i latrati
ripressa e l' Hidra si fè muta al suono;

resta

der losgerißne Fels in ihre Wellen nieder,
und diese Worte gab des Orkus Tiefe wieder:

restò Cocito e ne tremar gli Abissi
e in questi detti il gran rimbombo udissi:

Diese Stelle kann zugleich einen Beweis abgeben, welche glückliche Veränderungen Herr Manso hin und wieder mit seinem Originale vorgenommen hat. Er hat nicht nur die barokke Vermischung christlicher und heidnischer Mythologie vermieden, sondern auch dadurch, daß er einige Stanzen beynahe ganz weggelassen, hat er seinen Dichter auf eine wesentliche Art verschönert. Die Beschreibung der grotesken Gestalten der unterirrdischen Geister, „welche die Erde mit Thierklauen treten, und mit ungeheuern Schweifen begabt sind, die sich gleich einer Peitsche beugen und verschlingen," ist fürwahr nicht mehr in dem Geschmack unsrer Zeit, und, wenn wir nicht sehr irren, von gar keinem Geschmack. Sie konnte mit desto größerm Rechte abgeschnitten werden, da dieselben Gegenstände nur unter andern Namen, aber auf eine weit poetischere Art, in der folgenden Stanze dargestellt werden. Mit eben dem Grund ist aus der Beschreibung des Pluto alles, was weder schön, noch erhaben, sondern blos barokk ist, die rothen, giftigen Augen, der einem verderblichen Kometen gleiche Blick, der sträubige, dicke Bart, der ihm das Kinn und die borstige Brust umhüllt, endlich der mit schwarzem Blut befleckte Rachen weggelassen worden.

Solche

Solche Veränderungen, welche wahre Verbesserungen genannt zu werden verdienen, und mehr als irgend etwas für den richtigen Geschmack des Uebers. beweisen, haben wir an mehr als einer Stelle mit Vergnügen entdeckt. Man vergleiche folgende Beschreibung des Gabriel, welcher zu Gottfried herabgesendet wird, mit dem Original.

Gott sprach es, und bevor das letzte Wort verhallt,
Enteilet Gabriel dem Lichtkreis und umwebet
mit leichter Luft die himmlische Gestalt,
die anzuschaun umsonst ein sterblich Auge strebet.
Zum Menschen wandelte der hohe Seraph, doch
mit Majestät geschmückt, sich plötzlich um, nahm Flügel,
und schwang, halb Jüngling schon, halb zarter Knabe noch,
das blonde Haar bekränzt, sich über Thal und Hügel.

Così parlogli e Gabriel s'accinse
Veloce ad eseguir l'imposte cose:
La sua forma in visibil d'aria cinse.
Ed al senso mortal la sottopose.
Humane membra, aspetto humano si finxe:
Ma di celeste maestà il compose.
Tra giovane e fanciullo età confine
Prese ed ornò di raggi il biondo crine.

Ali bianchi veste, ch'an d'or le cime
Infaticabilmente agili o preste.
Fende i venti e le nubi e va sublime
Sovra la terra e sovra il mar con queste.

Eine

Eine flüchtige Vergleichung zeigt schon, daß das Original weit wortreicher ist, daß es einige Bilder mehr hat, als die Uebersetzung; aber was ist dieser Reichthum anders als wahres Flittergold, das nur die Augen der Kinder blendet? Der Uebersetzer hat der ganzen Beschreibung eine andre Wendung gegeben. Tasso zeigt uns den Engel und seine Kleidung; der Uebersetzer läßt uns die Absicht dieser Bekleidung sogleich in ihrer Wirkung sehn. Dort hören wir, daß Gabriel Flügel habe, mit denen er Wolken und Wind durchschneiden kann; hier wird uns ihre Schnelligkeit selbst, durch einen einzigen glücklichen Zug, den das Original nicht hat, vor Augen gestellt:

Gott sprach es, und bevor das letzte Wort verhallt,
Enteilet Gabriel dem Lichtkreis —

Im dritten Gesang ist die 6, 7 und 8te Stanze des Originals in diese Einzige zusammen gezogen:

Und beym Gedanken an die Milde
des Schuldlos leidenden fließt seinem theuern Bilde
der Rührung heiße Thräne nach.
Laut klagen sie, als ob sie noch zu schwach
für ihn und seine Huld empfänden,
des Kaltsinns selbst sich reuig an.
In jeder Brust verliehrt sich des Verdienstes Wahn,
lebt nur der Wunsch, für ihn, den Göttlichen, zu enden.

Mehre-

Mehrere Ursachen scheinen den Verf. zu dieser Abkürzung bewogen zu haben. Einmal vielleicht die Kraftlosigkeit des Gleichnißes, in welchem das Schluchzen und Seufzen des von Freude und Schmerz durchdrungenen Heers mit dem Geräusch des Windes in den Büschen oder dem Murmeln der Wellen verglichen wird. Wir nennen dieses Gleichniß kraftlos, weil es blos ein Geräusch überhaupt schildert, ohne uns die besondere Art desselben anschaulich zu machen. — In der siebenden Strophe war ihm vielleicht das abergläubische und weibische Benehmen des Heers und seiner Häupter anstößig, die bey dem Anblick der heiligen Stadt die Füße entblößen und allen Schmuck von sich werfen. Er wählt daher von mehrern Zügen nur den Einzigen aus, welcher allgemein interessant ist, weil er eine allgemeine Aeußerung religiöser Empfindungen enthält, und erhöht ihn noch durch einen bedeutenden Zusatz, welchen das Original nicht hat. Die beyden Zeilen:

In jeder Brust verliehrt sich des Verdienstes Wahn,
lebt nur der Wunsch, für ihn, den Göttlichen, zu enden

sagen mehr als alle die frostigen Antithesen der folgenden Stanzen des Originals. Denn fürwahr, daß der Uebers. die tausend blutigen Bäche, welche aus Christi Wunden strömen, und nicht einmal zwey lebendige Thränenquellen erwecken können; daß er das erfrorne Herz, welches nicht durch die Augen

Augen ausfließt, und sich in Thränen wandelt, nicht mit übertragen hat, wird ihm jeder Leser von Einsicht und jeder Verehrer des italienischen Dichters wahren Dank wissen.

So in die Augen fallend sind die Verändrungen des Uebersetzers nicht immer. Oft bestehen sie nur in einzelnen Ausdrücken, in Hinzufügung eines einzigen Pinselstrichs, der das Gemälde mehr heraushebt, und ihm eine bessere Haltung giebt. So scheint uns das Colorit der 52sten Stanze des Ersten Gesanges (Uebers. 50.) in welcher den Griechen ihre Feigheit vorgerückt wird, durch die Erwähnung der Gesinnungen des alten Griechenlands um vieles gewonnen zu haben.

> Erkenne, Pflegerinn der Helden, deine Schande!
> o! Griechenland, so nah der Krieg, so ruhig du!
> Ruf' ihn zurück den Geist, der in den goldnen Tagen
> der Miltiade dich belebte, oder laß,
> nichtswerthe Sklavinn, ab, ob deinem Joch zu klagen.

Wie viel bittrer wird nun der Vorwurf, welchen der Dichter den unthätigen Griechen macht, wenn er den Muth und die Tapferkeit jener alten Helden, die einst diese Gegenden bewohnten, mit ihrer Feigheit und Trägheit in Contrast setzt! — Nur mit der letzten Zeile dieser Stanze können wir nicht ganz zufrieden seyn:

> Werth dieser Ketten ist der Freyheit schnöder Haß.

Denn offenbar ist es nicht, Haß der Freyheit, was die Griechen in diese Unthätigkeit setzt, sondern

sondern ihre Gefühllosigkeit, ihre Trägheit ist es, die sie unfähig macht, die Ketten, die sie hassen, abzuwerfen.

So auch in folgender Stelle (I. 62.)

Der dritte Fürst Alcast, wie weiland Kapaneus
vor Theben, ungestüm und brausend,
warb an dem Fuß der Alpenhöhn sechstausend
Helvezier, ein Volk, das jüngst noch seinen Fleiß
und seiner Arme Kraft dem Bau der Erde schenkte,
itzt Pflug und Feldgeräth' in neue Formen goß,
und statt des Hirtenstabs, der stille Heerden lenkte,
mit Schwerd und Spieß bewehrt, zum Krieg zusammenfloß.

ist das Gemälde, welches die Stanze schließt, durch eine geringe Veränderung bedeutender und schöner geworden. Das Original sagt nur

E con la mari che guardò rozzi armenti
Par ch' i reggi sfidar nulla paventi.

wo der Ausdruck noch überdieß nicht ganz richtig ist.

So sehr uns indeß die Freyheit gefällt, mit welcher der geschmackvolle Uebersetzer sein Original behandelt, und so wenig wir ihm an den meisten Stellen unsern Beyfall versagen dürfen, so haben wir doch darum nicht überall seiner Meinung beytreten können. Gleich in dem Eingange des ersten Gesangs finden wir eine sehr auffallende Veränderung. Nach Anrufung der Muse widmet Tasso dem Herzog von Ferrara sein Gedicht: „Du warst

es, sagt er, der mich irrenden Pilgrim in den Hafen aufnahmst, und aus den Wogen des Meeres rettetest. Empfange diesen Gesang, der weißagend vielleicht deine künftigen Thaten schildert. Vielleicht wird in erneuerten heiligen Kriegen dein Ruhm mit Gottfrieds Ruhm wetteifern" — Statt dieser Stelle, deren Inhalt wir blos flüchtig angedeutet haben, finden wir in der Uebersetzung folgende Verse:

Du aber, deren Bild an jeder Zauberey
der Lieb' und Anmuth reich, mein Herz allein erwärmet,
und unter Rosen bald in süße Phantasey
mich wieget, bald mit mir vergnügt in Lauben schwärmet,
Amanda, lange schon der Laute liebster Klang,
Empfang', ein Opfer, den Gesang,
der itzt zum dunkeln Ziel voll Ungewißheit schwebet,
und mehr noch als der Welt dir zu gefallen strebet.

Ach, schon ein Blick voll Huld kürzt mir die lange Bahn;
Ein Lächeln weckt den Geist, der matt in Schlummer sinket,
und stärkt mit neuer Kraft, wann Nachruhm ihm ein Wahn,
Unsterblichkeit ein leeres Traumbild dünket.
Fern rauscht sie, aber schön, die Myrt' in deiner Hand,
die, täuscht mich Amor nicht, einst meine Stirn umwindet,
indeß er unsichtbar dich mit den Fesseln bindet,
womit er ewig mich an deine Seele band.

Diese

Diese Verse sind ohne Zweifel vortreflich; sie sind selbst schöner als die ausgelaßne Stanze des Originals; aber doch nur so lange, als man sie für sich betrachtet und den Eindruck vergleicht, den sie, abgelöst von dem Ganzen, machen. Als Theile dieses Ganzen scheinen uns doch die Strophen beym Taßo weit zweckmäsiger zu seyn. Sie enthalten eine doppelte Ursache der Zueignung. Es ist nicht blos sein Wohlthäter, dem er durch ein solches Geschenk einen schönen Beweis seiner Achtung und Dankbarkeit giebt; sondern in diesem Wohlthäter erblickt er auch einen künftigen Gottfried, von welchem er die erhabnen Thaten, die sein Lied besingt, erneuert zu sehn hoffen darf. Welche Ursache aber kann der Uebers. dafür anführen, daß er den Dichter dieses Werk seiner Geliebten zueignen läßt, als eine ganz allgemeine, welche mit dem Inhalte desselben in keiner Verbindung steht? Was hat Amanda mit den Schilderungen kriegerischer Scenen gemein? und verliert nicht die Würde und Erhabenheit des Süjets durch die Vorstellung, daß nicht die innere Größe des Stoffs, sondern die Liebe, den Geist des Dichters stärken, und, wenn er sinkt, aufrecht erhalten soll?

Folgendes Bild hat uns nicht ganz dem Ton des epischen Gedichts angemessen geschienen. (I. 46.)

> O Wunder! Amor, kaum der zarten Schaal' entflohn,
> Irrt Jüngling schon umher, fliegt schwer gerüstet schon.

O miraviglia! Amor ch' a pena è nato
Già grande vola e già triomfa armato.

Man erinnert sich leicht, daß eine bekannte Stelle Anakreons dem Uebersetzer im Andenken schwebte. Aber diese Idee ist bey dem Lyriker so artig, daß sie für den epischen Dichter beynah allzuartig klingt. Ueberdieß scheint uns auch die Wortfügung in dem: Irrt Jüngling schon umher, ein wenig hart zu seyn.

Bey den vielen und mannichfaltigen Vorzügen, deren diese Uebersetzung sich rühmen kann, verglichen mit den zahllosen Schwierigkeiten, die sich dem Verfasser derselben entgegen setzen mußten, würde es wahre Undankbarkeit seyn, an einzelnen Flecken ängstlich zu haften, und diese ganz vorzüglich zum Gegenstande der Kritik zu machen. Ein Theil der Mängel, welche man an diesem Werke tadeln könnte, fallen in der That nur wegen der vorzüglichen Schönheit der übrigen Theile in die Augen, und wenn wir auch sie hier anmerken, so geschieht es nur darum, weil wir ein so schönes Ganze bis in seine kleinsten Theile vollendet und über allen Tadel, selbst des eigensinnigsten Lesers, erhaben wünschen. So hat uns an einigen Stellen der Ausdruck dunkel geschienen. Erstes Buch. 7.

Und nahe war die Zeit, die Kriegern Ruhm verkündet,
und Frost und Regen fast entflohn,
als von dem stralenreichen Thron,
Der in des Himmels Innersten gegründet,

so

so fern vom Sternenraum des Abgrunds Tiefe liegt,
so weit sich übern Glanz der Sphären selbst erhebet,)
der ewige Vater schau't.

Die Trennung des Subjekts-Nominativ von seinem Zeitwort, durch Einschiebung eines andern Subjekts, verursacht eine Dunkelheit, welche vielleicht durch die bloße Versetzung der beyden Verse: So fern — So weit hätte gehoben werden können. Fürchtete der Uebers. vielleicht, daß die gewöhnliche Wortfügung allzuprosaisch scheinen möchte? Aber gegen diesen Vorwurf hätte ihn ja schon die Art des Gedankens und des Ausdrucks hinlänglich geschützt.

Wir wollen hier sogleich noch einige Stellen anmerken, welche uns dunkel, und einige, in denen der richtige Ausdruck verfehlt zu seyn schien. Ueber den letzten Zeilen folgender Stanze schwebt eine Dunkelheit, welche wir uns nur durch Vergleichung des Originals aufklären konnten (II. 19.)

Gerührt vom edeln Ernst, der ihre Rede schmückt,
und wund vom schnellen Blitz der heiligen Schönheit, blickt
der Wüthrich, überrascht und halb besiegt, zur Erde
und sänftiget die schreckliche Geberde.
Wär er von mildern Sinn, sie minder streng, so wand
unmerkbar sich um ihn der Liebe zartes Band:

 allein

allein ein zartes Herz macht rauhe Schönheit spröder,
und ewig bleibt Gefühl und Huld der Liebe Köder.

Diese ganze Strophe ist dem Uebers. weniger gelungen; am wenigsten der Schluß derselben. Die Dunkelheit, welche über denselben verbreitet ist, scheint einmal darin zu liegen, daß der Gegensatz, auf welchem hier alles beruht

S'egli era d'alma ò se costei di viso
Severa manco —

nicht bestimmt genug angedeutet ist. Streng scheint sich mehr auf etwas Inneres als auf das Aeußere der Mienen beziehen zu können. Ferner ist in dem vorletzten Vers das Subjekt verworfen, und man bleibt ungewiß, ob ein sprödes Herz, welches die Grammatik fordert, oder rauhe Schönheit das Hauptwort ist. Endlich scheint der Ausdruck sprödes Herz, vom Aladin gebraucht, nicht der richtige zu seyn. — Einen ähnlichen Mangel an Deutlichkeit, der zum Theil aus derselben Quelle entsprungen ist, glauben wir in der 56 St. des ersten Gesangs bemerkt zu haben. Taßo sucht das Verhältniß, welches zwischen Odoardo und Gildippen herrscht, in einer Reihe gesuchter Antithesen anschauend zu machen. „Man sieht sie niemals getrennt, und kein Streich kann geführt werden, der nur eines von beyden träfe, denn sie theilen den Schmerz von jeder Wunde. Das Eine erkrankt, wenn das andre ver-

verwundet ist, und wenn eines sein Blut vergießt, vergießt das Andre seine Seele." Hr. M. hat diese Antithesen nicht scharf genug bezeichnet, um allgemein verständlich zu seyn:

Seit er zur Kriegerinn sie weihte,
wich die Geliebte nie von des Geliebten Seite,
und nannte jeden Tod mit ihm zu sterben Pflicht.
Nun kann auf eins allein kein Schwerdstreich niederschweben;
allein und ungetheilt brennt keiner Wunde Schmerz;
das eine sinkt betäubt, dem andern bricht das Herz;
Blut strömet jenes aus, und dieß verhaucht das Leben.

Wir blättern weiter und finden im dritten Buch (3te St.) noch eine Stelle, die wir uns nicht erklären können. Die Armee war mit Hitze aufgebrochen und eilte nach Jerusalem zu:

Und jeder wähnt, wiewohl er Flügel
Am Herzen trägt, er eile nicht.
Kaum aber schmückt der Sonne Licht
die abendwärts gelegnen Hügel
Sieh da Jerusalem — —

Wir können nicht anders als einen Schreibfehler in dieser Stelle vermuthen, da der Widerspruch, welcher in den ersten Zeilen liegt, sogleich in die Augen fällt. Der Ausdruck Flügel am Herzen tragen kann doch nichts anders bedeuten, als mit seinen Wünschen vorwärts eilen, lebhafte und heiße Wün-

sche hegen. Diesen aber gehen auch die schnellsten Füße nicht schnell genug. Also eben darum, weil sie Flügel am Herzen trugen, mußte es ihnen scheinen, als gingen sie langsam, wenn sie auch noch so sehr eilten. Das Original sagt: Mit beflügelten Herzen und beflügelten Füßen eilten sie vorwärts und keiner bemerkt, wie sehr er eilt.

Unsere übrigen Anmerkungen beziehen sich noch auf einige Unrichtigkeiten des Ausdrucks. I. Ges. 3.

> Erst wann der Täuschung Reiz sich mit der Wahrheit paart,
> horcht jedes Herz und wird des schnöden Kaltsinns müde.

Die letzten Worte geben, unserm Gefühl nach, einen unrichtigen Sinn. Man wird einer Sache müde, welche zu lange dauert. Dieser Ermüdung folgt der Wunsch nach Veränderung unsers gegenwärtigen Zustands, und diese Veränderung suchen wir absichtlich auf. Davon aber kann die Rede hier nicht seyn. Der Dichter spricht von Lesern, welche in ihrer Gleichgültigkeit beharren würden, wenn er nicht die Kunst verstände, sie durch mancherley Reiz aus diesem Zustand aufzuwecken. Die Wahrheit würde die meisten Leser kalt lassen. Nur dann erst, wenn sie in dem lockenden Gewande der Dichtkunst erscheint, erwärmt sie die Herzen und verbannt den Kaltsinn, der sie beherrscht.

> — che'l vero condito in molli versi
> I più schivi allettando à persuaso.

Sai

I. 36.

I. 36 ist uns der Vers: Der noch nie durch den Betrug des Glücks für sein Vertrauen büßte, unverständlich. Das Heer hatte, nach Hugos Tode, Klotaren das Commando anvertraut. Diesem war von der Zeit an das Glück immer günstig gewesen. Dieß scheint der Sinn zu seyn. Aber von welchem Vertraun ist die Rede? das er auf sich setzte? oder das, welches das Heer auf ihn gesetzt hatte? Der letzte Sinn würde ohne Zweifel der passendere seyn, wenn nur die übrigen Worte eine solche Beziehung auf das Heer erlaubten. — I. 44.

So innig hatten nie Muth und Erhabenheit
mit sanften Sitten sich und schlauem Geist vermählet.

Die Verbindung der Schlauheit mit Erhabenheit des Geistes fiel uns auf; diese beyden Eigenschaften, von denen die eine den geraden Weg vermeidet, die andere jeden Schleifweg verschmäht, schienen uns unverträglich zu seyn. Wir finden auch, daß Taßo nichts weiter hat als: Bel di maniere ed di sembianti. O più eccelso ed intrepido di cuore. Und so erscheint Tankred auch durch das ganze Gedicht. — II. Gesang. 37. Klorinde entzog sich schon in ihrer Jugend den weiblichen Beschäftigungen und durchzog die Wälder:

Denn auch im ofnen Feld besteht der Tugend Adel.

Schwerlich dürfte man hier sogleich an die weibliche Tugend denken, welche der Dichter doch im

Sinne hat; das ofne Feld wird, beym ersten Anblick, auf den Begriff von Tapferkeit führen. Adel ist hier nicht das rechte Wort, sondern Reinheit, Unbeflecktheit. Che ne' Campi honestate anche si serba. II. 90.

Und in ein feyerliches Schweigen
versinkt die müde Welt, und allgewaltiger thront
die Königinn der Nacht. Was unterm Himmel wohnt,
das scheue Wild im Thal, der Vogel in den Zweigen,
der Wandrer auf der Flur, der Hirt im fernen Hayn,
vertauscht Mühseligkeit und Kummer,
und athmet, aufgelöst in Schlummer,
das lieblichste Vergessen ein.

In dieser vortreflichen Strophe haben wir nur eine Kleinigkeit zu tadeln. Das Beywort fern bey Hayn scheint müßig. Wenigstens wüßten wir keinen Grund auszudenken, warum der Hirte nicht eben so gut in einem nahen als in einem fernen Hayne ruhen könnte. Fern ist ein relativer Begriff, und hat hier nichts, worauf er bezogen werden könnte. Statt vertauscht wünschten wir ebenfalls ein andres Zeitwort hierher. Denn die Worte: Vertauscht Mühseligkeit und Kummer, enthalten eine unvollständige Redensart, welche den Verstand nicht befriedigt.

Noch eine Bemerkung, und dann setzen wir unsrer Kritik ein Ziel. Der Uebersetzer scheint die

Wie-

Wiederholungen desselben Worts, zur Hervorbringung eines größern Nachdrucks, vielleicht ein wenig zu sehr zu lieben. Z. B. II. 23.

> Schmach darf kein Unchrist nun dem heiligen Bilde drohn,
> kein Unchrist es entweihn, kein Unchrist es verhöhnen.

II. 32. Ist dieß, ist dieß der zarte Brand u. s. w.

Wir leugnen nicht, daß solche Wiederholungen oft eine vortrefliche Wirkung thun; aber oft geben sie der Rede ein deklamatorisches Ansehn, und machen sie frostig, statt sie zu beleben.

Es würde unbillig seyn, die Beurtheilung eines Werks, das wir mit Dankbarkeit und Bewunderung empfangen sollten, mit Tadel zu beschließen. Wir wollen also unsere Leser noch durch einige vortrefliche Stanzen aus Aletens Rede, im zweyten Buch, welche dem Uebers. vorzüglich gelungen ist, für die Langeweile schadlos halten, die ihnen die Kritik einzelner Stellen und Wörter gemacht haben könnte.

> Zwar ist des Feindes Rath verdächtig, und der Sinn
> der Jugend stolz, und süß die Aussicht auf Gewinn;
> zu schmeichlerisch der Glanz eroberter Tropäen,
> der Herrschaft Reiz zu stark, um ihm zu widerstehen.
> Was Wunder, wenn du früher nicht
> des Schwerds, das jede Schlacht dir neuen Ruhm verspricht,
> dich zu entgürten denkst, bis Asien erlieget,
> und Mahoms Glaube sinkt und Christus Fahne sieget.

Ein

Ein zauberisches Bild! — Steht aber, vor der List
der Schmeicheley bewahrt, dein Herz dir selber offen,
o! so erkennst du leicht, wie wenig hier zu hoffen,
wie viel für dich zu fürchten ist.
Auf dieser Erde pflegt von Einem zu dem Andern,
bald zürnend, bald versöhnt, das schlaue Glück zu wandern.
Den neidisch unser Blick zum Himmel streben sah,
bringt oft ein Ungefähr dem Rand des Abgrunds nah.

In Scheuren aufgethürmt, ruht hinter sichern Wällen,
des Jahres reife Frucht, und Obst und Beeren schwellen
die Kammern schon; ein Theil des Feld's liegt durch die Hand
der Eigenthümer selbst verwüstet und verbrannt.
Kennst du ein Korngefild, von dem dein Volk sich nähre? —
Ihm winkt, wohin es blickt, ein weit geöfnet Grab.
Du denkst: durchseegelt doch die Flotte freye Meere!
Wie? von den Wellen hängt des Heeres Leben ab?
u. s. w.

Wir bemerken noch, daß dieser Uebersetzung ein kurzer Inhalt des ganzen Gedichts und eine Abhandlung über die Fabel des befreyten Jerusalems und Taßos Verdienst in Absicht auf ihre Erfindung und Anordnung voraus geschickt ist.

IV.

Erscheinungen und Träume von Mercier und einigen deutschen Gelehrten. Uebersetzt und herausgegeben von G. Schaz. Erster Theil 336 Seiten. Zweyter Theil 391 S. in 8. Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung.

Der Beyfall, den Merciers langer philosophisch-politischer Traum über die veränderte Lage Frankreichs im Jahr 2440 gefunden, und die seltne Freude, die er erlebt hat, vieles von dem, was nach seiner Meynung in einem Zeitraum von beynah sechs hundert und funfzig Jahren nach und nach geschehen würde, schon itzt ausgeführt zu sehen; mußte ihn natürlich reizen, in einem Felde fortzuarbeiten, auf dem er frischere Lorbern, als auf dem dramatischen, eingeärntet hat. Es ergiebt sich aus dieser Sammlung, daß er mehrere Jahre daran gearbeitet, und daß er dieses Buch größtentheils vor seiner Zurückkunft nach Paris unter den itzigen französischen Unruhen, während seines Aufenthalts in der Schweiz, nachdem er Frankreich wegen seines Buches, Tableau de Paris, hatte verlassen müssen, ausgearbeitet hat; daher sich auch häufige Anspielungen auf die Schweizer-Gegenden, auf Lavater,

vater, Geßner, Haller rc. darin finden. Eines der vorzüglichsten Stücke, die Schule der Fürsten, hat er bereits 1772, bey der Thronbesteigung Ludwig XVI. verfertiget; ein Umstand, den der Uebersetzer vielleicht hätte anzeigen sollen, weil er dem Stücke einen eignen lokalen Reiz ertheilt. Dieser und der sechszehnte Traum, die hohe Gesellschaft, sind Muster in dieser Gattung von Dichtungen, jener in der feyerlichen Platonischen, letzterer in der scherzhaften und von den Neuern fast noch gar nicht versuchten Lucianschen Manier. Gewiß aber verdient sie eben so sehr weiter ausgebildet zu werden, als jene; so wie wir überhaupt die hier von Mercier und seinen deutschen Continuatoren ausgeführte Idee glücklich finden. Moralische und politische Reflexionen, Tadel der fehlerhaften gegenwärtigen Einrichtungen, und Vorschläge zu Verbesserungen, können auf diese Weise unter einem gefälligen Gewande ins Publikum gebracht werden. Die vielfachen Auftritte unserer Tage, bey welchen ein allgemeines Streben zum Besserseyn unter den Nationen Europens sichtbar ist, und bey denen doch die Thorheiten und Fehltritte so häufig sind, geben einen reichen Stoff zu philosophischen Träumen. Wenn man erst mißlungene oder sehr verunstaltete Versuche zu Reformen vor sich sieht; so kann die Imagination das Ideal einer wahren und gründlichen Verbesserung eher finden. Oder sollen diese Träume blos die Debatten über wichtige und jetzt mehr als sonst streitig gewordene Punkte der Politik, des Staats-Rechts

und

und der Moral enthalten; so ist auch dazu unsere Zeitgeschichte geschickt, viele solche Punkte aufzustellen, und die Aufmerksamkeit des Publici darauf hinzuziehn. Nur möchten wir denjenigen rathen, die sich mit dieser Dichtungsart abgeben wollen, erst mit sich selbst über ihre philosophischen und politischen Grundsätze einig zu werden, und dann zweytens, falls sie nicht blos ihr Raisonnement einem Dämon, der ihnen erscheint, in den Mund legen, keinesweges zu raisonniren, als ob sie wachten, sondern vielmehr die Handlung so anzulegen, daß aus der Reihe der gehabten Empfindungen das Resultat selbst hervorgehe und dem Leser anschaulich werde. Mit Vergnügen bemerkte der Recensent, daß die vier deutschen Fortsetzer des Merciers die Gesetze einer poetischen Composition ungleich mehr vor Augen behalten haben, als der Franzose, der ihnen dagegen in Absicht auf blühenden Vortrag, Reichthum der Phantasie, Frischheit und Eleganz des Ausdrucks, wenigstens zum Theil, überlegen seyn dürfte. Die deutschen Stücke verdienen den Vorzug in Absicht auf gründliches Raisonnement, die französischen in Ansehung des Colorits; die deutschen Philosophen zeigen sich als Dichter, die eine Handlung anzulegen verstehen, der französische Dramen-Dichter ist fast immer blos Rhetoriker, und mit unter Sophist und Deklamator, was seinen deutschen Fortsetzern nie begegnet, vielleicht eben deshalb, weil sie einen Sophisten zu bestreiten hatten. Auch sieht man aus mehr denn einer Stelle, daß Mercier nicht nach festen Principien urtheilt,

sondern

sondern daß ihn die Umstände bestimmen, über die nämliche Sache bald so, bald anders zu sprechen: bald ist er daher Republikaner, bald Royalist, heute Stoiker und morgen Epikuräer, in dieser Stunde ein Mystiker, in einer andern ein Freydenker. Roußeau hat unstreitig in seinem Kopfe zuerst ein Licht angezündet; er ahmt offenbar dessen Schreibart nach, und trägt dessen zum Theil schwärmerische Ideen von allgemeiner Gleichheit, Liebe ohne conventionelle Bande, Entbehrlichkeit der stehenden Armeen u. s. w. mit allem Feuer der Beredsamkeit, und vom Schimmer der Phantasie unterstützt, vor. Es war daher so nothwendig als nützlich, diese Meynungen nicht ohne Warnung ins deutsche Publikum zu senden, und auf jeden Fall besser, sie nicht blos durch beygefügte Anmerkungen zu widerlegen, sondern durch neue Dichtungen die andere Seite verschiedner von Mercier geschilderten Gegenstände zu zeigen; zumal jetzt so viele Schriftsteller recht absichtlich darauf ausgehen, die Menschen mit ihrem Schicksale misvergnügt zu machen, indem sie die Staats- und gottesdienstlichen Einrichtungen immer nur von ihrer schlimmsten Seite zeigen, auch das Studium der Classiker und alten Sprachen als entbehrlich vorstellen. Können wir denn ins patriarchalische Leben zurück kehren? Müßten sechs Achttheile der Europäer nicht erst von der Erde verschwinden, um sich in ein Hirtenvolk umzubilden? Und giebt es denn unter den herumwandernden Horden, und zu Otaheite, nicht auch Zank und Streit, Knechtschaft und Unterdrückung?

Zogen

zogen die Erzväter mit ihren Söhnen und Knechten nicht auch aus, und bekriegten einen benachbarten Stamm? War unter ihnen nicht auch Diebstahl, Ehebruch, Sodomiterey und Brudermord zu finden? Ist die Glückseligkeit im Stande der Natur und das ganze goldne Zeitalter nicht blos eine poetische Idee? sehr schön beym Hesiod und Ovid, aber so unzulänglich als unschicklich, um darauf ein Lehrgebäude des Staats- und Civil-Rechts zu gründen. Der Genfer Philosoph verdient unsern Dank, daß er uns erinnerte, über die conventionellen Gesetze nicht die Natur-Gesetze zu vergessen, und uns rieth, soviel möglich, uns an diese zu halten: aber entbehren können wir jener nicht, denn wir leben nun einmal nicht im Natur-Stande, sondern in einer bürgerlichen Verfassung, welche nach dem Local sich nach und nach von selbst bildet, und nicht überall dieselbe seyn kann. Dieß ist in den hinzu gekommenen Stücken, die Weltalter, der Stand der Natur, das Misbündniß, der Soldat, Benjamin Franklin sehr gut durch Beyspiele entwickelt, so wie in dem, die alte und die neue Welt, der Nutzen des Studiums der alten Schriftsteller in einer ungemein anmuthigen Dichtung gezeigt worden.

Die übrigen deutschen Aufsätze sind nicht so unmittelbar mit dem Werke von Mercier verbunden; aber anziehenden Inhalts. Es sind folgende: **Der Traum des Empedokles** von Hrn. Prof. **Manso**; ein würdiges Seitenstück zu dem schönsten philosophischen Traum, den wir vielleicht

in unserer Sprache besitzen, zu dem Traum des Galiläi von Engel (im 2ten Theil des Philosophen für die Welt.) Kenner der alten philosophischen Geschichte dürfte es vielleicht befremden, daß Empedokles wie ein Kantianer spricht: aber da sein Buch von der Natur verloren gegangen ist, so konnten ihm wohl Kants Ideen über die Erkennbarkeit der Natur in einem Traume von seinem Lehrer Pythagoras offenbart werden, zumal da, wie es im Eingange zu einem andern Stücke (S. 274) sehr richtig heißt, „der Traum eben so wenig ein „treuer Lehrer der Geschichte, als ein beglaubigter „Prophet ist, sondern sich die Freyheit nimmt, an „den Begebenheiten, die er der wirklichen Welt „abborgt, die individuellen Umstände zu ändern," und es hier nicht auf historische Wahrheit, sondern darauf ankam, so vielen Gelehrten, die den Werth der Kantischen Lehrmethode, aus Mangel am Studium derselben, verkennen, einen deutlichen Begriff von ihrem Eigenthümlichen und ihrer Nützlichkeit für die Moral zu geben, Allen aber zuzurufen: „Diese Welt ist vorhanden, nicht daß „sie von uns erkannt werde, sondern, daß wir „durch sie uns bilden und uns ihrer erfreuen." — Die Mode von Hrn. Mag. Maaß in Halle, eine witzige Allegorie, ernsthaftern Inhalts, als der Titel vermuthen läßt. Dieser junge hofnungsvolle Gelehrte wird unsern meisten Lesern schon aus verschiednen Aufsätzen in Eberhardts philosophischen Magazin als ein denkender Kopf bekannt seyn, und er zeigt sich in den drey hier von ihm befindlichen

Auf-

Aufsätzen als Dichter und Mann von Geschmack. — Lessing, die Söhne der Unsterblichkeit, der Tempel der deutschen Dichtkunst, alle drey von Hrn. Schaz. Es war natürlich, daß sich Merciers Uebersetzer dessen Manier am meisten zu eigen machte: alle drey haben ganz das Gepräge der Mercierschen Eleganz; aber der Geist, der darin herrscht, ist der Geist eines tiefdenkenden, und gleich dem Franzosen tieffühlenden, Deutschen. Das Charakteristische unserer Poesie wird in dem letzten Stück mit wenigen, aber treffenden Zügen angegeben. Der Verf. macht bey einer abermaligen Durchlesung unserer Dichter, während einer Frühlingskur auf dem Lande, die Bemerkung, daß ihnen allgemeine charakteristische Merkmahle fehlen. „Die Dichter aller übrigen alten und „neuen Nationen mögen noch so verschiedene Gattun„gen in noch so verschiedener Manier bearbeitet ha„ben, durchaus tragen doch ihre Werke, (die „Sprache ungerechnet) das Gepräge der Nation „und des Zeitalters, das sie hervorbrachte. Im „Corneille wie im Chaulieu, im Milton wie im „Waller, im Tasso wie im Zappi, ist der Franzose, „der Engländer, der Italiäner unverkennbar; da„gegen scheinen die größten Meisterstücke unserer „Litteratur, äußerst wenige ausgenommen, mehr „vortrefliche Uebersetzungen ausländischer Werke, „als Produkte des deutschen Grund und Boden zu „seyn. Unsere besten Schriftsteller haben in einem „Zeitraum von nicht einmal funfzig Jahren ge„schrieben; allein man sollte glauben, ihre Schrif-

„ten wären in verschiedenen Jahrhunderten, auf
„den verschiedensten Stufen der Nationalkultur,
„verfertigt worden.“ Im Traum, der auf diese
Betrachtungen folgt, sieht der Verf. ein großes
und äußerst sonderbares Gebäude. „Einzelne
„Theile waren mit großer Kunst und feinem Ge-
„schmack aufgeführt, im Ganzen aber herrschte we-
„der Ebenmaas noch Uebereinstimmung. Neben
„einer Faßade von italiänischer Bauart erhob sich
„ein hoher gothischer Thurm. Eine Seite zeigte
„die Gestalt eines griechischen Tempels; ich ging
„um die Ecke, und glaubte nun ein leichtes franzö-
„sisches Lusthaus vor mir zu haben. Die daran
„stoßende Seite zeigte einen Pavillon im chinesischen
„Geschmack: die nächste schien die Fronte eines
„Feenschlosses zu seyn, so sehr glänzte alles von
„Gold und dem köstlichsten Marmor, dessen Fugen
„mit Perlen und Edelgesteinen besetzt waren. Am
„andern Ende zog sich das Gebäude in einen dum-
„pfen Kerker, mit kleinen Fenstern und eisernen Stä-
„ben verwahrt, zusammen.“ Ein dämonischer Führer
bietet sich ihm an, und zeigt ihm, auf wie verschiedne
Weise und durch wie verschiedene Thore und Oef-
nungen man in dieses barocke Gebäude hineinzu-
kommen sucht; er durchgeht mit ihm alle innere
Hallen, und kommt zuletzt zu dem Heiligthum des
Tempels. „Hier (sagt er) siehst du die Dichter
„des goldnen Zeitalters der Poesie in Deutsch-
„land, nicht der deutschen Poesie: die wahrhaft
„großen Männer, die sich durch den Kaltsinn der
„Nation und die blinde Verachtung der Großen
„nicht

„nicht niederschlagen ließen, und allein durch in-
„nern Antrieb des Genies, auf den Dank der
„Nachwelt rechnend, unsterbliche Werke hervor-
„brachten, die schon die Aufmerksamkeit fremder
„Völker erregen. Unendlich über ihre meisten
„Zeitgenossen erhaben, war es eben die Größe ih-
„res Genies, die sie hinderte, ihrer Nation das zu
„werden, was die Dichter anderer Nationen den
„ihrigen wurden. Sie sahen, daß sie mehr ange-
„staunt als verstanden und gefühlt wurden: der
„Mittelmäßigkeit feind, flohen sie den Pfad, den
„sie hätten betreten müssen, wenn sie den großen
„Haufen ihren Schritten hätten nachziehen wollen.
„Vergebens suchten sie im Vaterlande nach Gegen-
„ständen, die allgemeine Theilnahme erwecken
„könnten. Da war kein gebildeter Geschmack,
„dessen Befriedigung sie zum Ziel ihrer Bemühun-
„gen machen, kein Nationalinteresse, das sie zur
„Belebung ihrer Schöpfungen nützen konnten.
„Sie mußten auswärts und in der Vorwelt suchen,
„was sie bey sich nicht fanden: sie mußten in der
„Phantasie Ersatz für das suchen, was die Wirk-
„lichkeit ihnen nicht darbot: Begebenheiten, Sit-
„ten, Charaktere, die der Behandlung der göttli-
„chen Kunst nicht unwerth wären. Natürlich ver-
„loren sie so ihr Volk und ihre Zeitgenossen fast
„ganz aus den Augen, und nachdem einen jeden der
„eigene Hang seines Geistes leitete, mußte er, mitten
„in Deutschland, bald für Griechen oder Römer,
„bald für Engländer oder Franzosen, wie Griechen
„und Römer, Engländer und Franzosen dichten.

„Einst nach Jahrtausenden werden, in der ausge-
„storbenen Sprache, später aufblühende Völker
„die Reste ihrer Meisterwerke studiren, und dann
„wird es der Nachwelt ein unerklärbares Problem
„seyn, wie das unpoetischste Land, und die unpoe-
„tischste Nation so große Dichter hervorbringen
„konnte." —

Daß Herr Schaz die Mercierschen Träume
vortreflich übersetzt hat, haben wir nicht nöthig
durch Beyspiele zu erweisen, da er sich schon durch
die Uebersetzung von Goldoni's Memoiren, des Ca-
zotte und der Laura, als einen von denen, beson-
ders in Deutschland, so seltenen poetischen Copi-
sten gezeigt hat, die mit fester Hand den Contour
der gewählten Originalbilder nachzuzeichnen, und
mit dem f[illegible]en Gefühl und aller praktischen Kunst-
fertigkeit das Colorit derselben überzutragen verste-
hen. Solche Copien haben den Werth von Origi-
nalbildern, und man betrachtet sie neben diesen
mit Vergnügen, bemerkt mit Vergnügen, warum
ein so geschickter Copist hier einen kleinen Zug än-
derte, dort etwas stärker oder schwächer hielt, als
im Original, ohne daß der Geist darunter litte;
wie künstlich er sich zu helfen wußte, wenn ihm
eine Farbe fehlte, und welchen Vortheil er aus ei-
ner andern zu ziehen verstand, die er auf seiner
Palette schöner hatte, als der Maler des Origi-
nals. Man sehe z. B. im ersten Theil S. 259,
wo Mendelssohn, viel schicklicher, wenigstens für
deutsche Leser, für Peter Corneille steht, ingleichen
S. 229 und 230, wo einige litterarische Anspie-
lungen

langen mit ungleich treffendern auf unsere Litteratur vertauscht worden sind; besonders aber im zweyten Theil den ganzen sieben Bogen langen, in seiner Anlage so barocken, als in der Ausführung schönen Traum, der eiserne Mann, (der, gleich der französischen National-Versammlung, die er personificirt darstellt, alles Holprichte ebnet, alles Fehlerhafte verbessert, und alle politische Uebel durch seinen mächtigen Arm, im Traume, vertilgt,) aus welchen einige Nummern, welche die ehemalige Pariser Polizey-Verfassung angingen, ganz weggeblieben, einige zu harte und einseitige Urtheile gemildert, manche Wendung verändert, und eine in das Ganze sehr gut passende Erzählung, Nummer 58, eingeschoben worden; und troß aller dieser Veränderungen fühlt man doch immer, daß man einen Traum von Mercier liest, denn die hinzu gekommenen Züge sind ganz in dem Style des Originals, und keine Localität ist weggefallen, die für deutsche Leser, welche mit Frankreichs Verfassung bekannt sind, interessant seyn könnte. Mit Recht ist dieserhalb auch der sechste Traum beybehalten worden. Doch dieser hat vielleicht für Deutschland bald noch näheres Interesse, da man in einem gewissen Staate beschlossen haben soll, die französische Einrichtung der Leibrenten nachzuahmen, die so unmittelbar zur Egoisterey und zum Sittenverderbniß führen, wie Mercier sehr gut ausgeführt hat. — Auch die beygefügten Anmerkungen des Uebersetzers, besonders zum zweyten und siebenzehnten Traum, zeigen ihn als einen Mann, der mit sei-

nem Autor denkt und ihn zu verbessern im Stande ist. — Wer die kleinen Veränderungen, die er mit dem Original vorgenommen hat, genau kennen will, und dieses nicht zu Rathe ziehen kann, der darf sich nur die, zu gleicher Zeit, in der Richterischen Buchhandlung zu Dresden herausgekommene wörtliche Uebersetzung von Merciers Träumen holen lassen und sie mit der von Hrn. Schaz vergleichen. Die Dresdner rührt offenbar von einem schätzbaren Gelehrten her, der sein Original vollkommen verstand, aber den poetisch-prosaischen Ausdruck nicht in seiner Gewalt hat. Ein Berliner Recensent sagt daher von ihr: „Sie „verhalte sich zur Leipziger, wie Bley zu Silber.“ Wir möchten doch noch lieber sagen: wie ein verblichnes Colorit zu einem frischen, wie der matte Pinsel von *** zu dem saftigen Pinsel eines Dieterich.

V.

Vermischte Nachrichten.

Italiänische Litteratur.

Poesie militari dell' Abate *Gaspare Cassola*. Milano ap. Marelli. 77. p. 8. Dieser schon durch Werke gelehrten Fleißes bekannte Abbe besingt, nach dem Muster der Sänger des Alterthums, die Kriegsthaten der vorzüglichsten Generale der kaiserlichen Armee, besonders des nun verstorbenen Laudon und des Prinzen von Koburg. Zwar verdienen die Helden den Weihrauch, doch

würde

würde er lieblicher duften, wenn er in minder dichten Wolken aufstiege.

Thomae Serrani Valentini carminum libri IV. opus posthumum. Fuligno, 1788. 8. Th. S. war ein geborner Spanier, der vor einigen Jahren in Bologna starb. Er war ein großer Bewunderer des Martial, den er gegen verschiedene Gegner muthig vertheidigte. Er machte auch selbst Versuche in der Gattung und Manier seines Helden, allein nicht mit dem glücklichsten Erfolg. Die Catullische Naivität gelingt ihm weit besser, als der beißende Witz des Martial.

Englische Litteratur.

Lorenzo; a Tragedy in five Acts. As it is performed at the *Th. R.* in Coventg. Written by Robert Merry. 1791. 81. p. 8. Cadell. Der kritische Geist des Zeitalters ist dem romantischen Schwung der tragischen Muse nicht sehr günstig. Es muß ein recht blutiges, mörderisches Stück seyn, wenn es die Bürger kleiner Städte herbeylocken soll, in den größern will man jetzt fast nichts als Lustspiele oder Operetten sehn. So ist es in Deutschland, so in England, so würde es auch in Frankreich seyn, wenn die Tragödie nicht ein so herrliches Mittel wäre, den Königs- und Priesterhaß der verwandelten Franzosen zu befriedigen und zu nähren. Gegenwärtiges Stück ist ein neuer Beweis des poetischen — doch eben nicht dramatischen Talents des Verfassers. Der Plan ist sehr verwickelt, doch ohne Neuheit

und Interesse. Der Dialog hat Verdienste, nur an einzelnen Orten ist der Ausdruck zu kostbar und dunkel. Dieser Tadel trift auch folgenden schönen Monolog. Seraphina ist beym Mondschein in einem Hain:

Whither is flown thy spirit, lov'd Lorenzo!
What are its dear delights? thinks it of me,
As thus I mourn in the sequesterd grove?
Perchance 't is wafted by the zephyrs wing,
That fans my burning bosom; or it floats
Amid these chrystal beamings of the moon,
To decorate the scene with silver glory.
Ah! 't was thy soothing voice which stole but now
From yon lone cypress in the plaintive song
Of sorrows fav'rite bird; for each sad swell
Had such a heav'nly and prevailing sweetness,
It charm'd my heart. Methinks, at times, I've seen thee
Melt into tears upon the flowrs of morn,
And I have trac'd thy visionary step
O'er the grey lake at eve's unruffled hour.
Where'er thou art, cast one approving glance
On this cold Urn, which an unwearied love
Devotes to thy remembrance — —

The Rights of Kings; or Loyal Odes to disloyal Academicians. By Peter Pindar. Esq. 70. p. 4. 1791. Mr. Lawrence, ein junger nicht ungeschickter Portraitmahler, war dem König und der Königinn bekannt worden, und diese wünschten ihn in die Akademie aufgenommen zu

zu seyn. Der Präsident trug diesen königlichen Wunsch den Akademisten vor, allein die Herren fanden ihn so wenig nach ihrem Geschmack, daß, wie es zum Stimmen kam, Lawrence nur drey, Mr. Wheatley, sein Nebenbuhler, hingegen deren sechzehn erhielt. Hierüber werden den Akademisten in diesen sogenannten Oden, in denen hier und da meisterhafte Züge von Ironie vorkommen, heftige Vorwürfe gemacht:

Refuse a Monarchs mighty orders! —
It smells of treason — on rebellion borders!
S death, Sirs, it was the Queen's fond wish as well,
That Mr. Lawrence should come in!
Against a Queen so gentle to rebel!
This is another crying sin!
What not oblige in such a trifling thing.
So sweet a Queen and such a goodly King! ——

Stanzas of Woe; addressed from the heart, on a Bed of Illness to L. Eames by *A. Yearsly*, a Milk-woman of Clifton near Bristol. 1790. 30. p. 4. Die poetischen Talente der Mstrs. Yearsley sind schon bekannt. Sie klagt hier über grausame Behandlung, die ihre Kinder von einem Bedienten einer vornehmen Magistratsperson in Bristol erlitten. So wird der Arme allenthalben, selbst im Lande der Freyheit, unterdrückt!

Verses on the arrival of the great Musician, *Haydn*, in England, 1791. 14. p. 4.

Der

Der Verf. dieser Verse hält den berühmten Haydn nicht blos für einen großen Tonkünstler, sondern für einen wahren musikalischen Wunderthäter. Vorzüglich bewundert er seine unerschöpfliche Erfindungskraft. Haydn war schon vor seiner Ankunft in England daselbst sehr geschätzt. In den Konzerten in Hannover-Square, die er dirigirte, erregte seine Gegenwart eine Art von Enthusiasmus, die dem Wahnsinn nahe kam. Es ist billig, daß der große Künstler, dem die Natur seiner Kunst nur vorübergehenden Beyfall verstattet, ihn in einem Grad genieße, der nicht mit kalter Pünktlichkeit abgemessen ist.

Miscellaneous Poems by Samuel Ross, Trinity Coll. Dublin 1790. 71. p. 12°. Flüchtige kleine Gedichte, meist von elegischer Art, nicht ohne Verdienst. Das Merkwürdigste an ihnen ist indeß der ungeheure Preiß von Einem Thaler für 4½ nicht sehr sauber gedruckte Bogen auf mittelmäßiges Papier.

A New and Litteral Translation of Juvenal and Persius; with copious explanatory notes, by which these difficult Satirists are rendered easy and familiar to the Reader, by the rev. M. Madan. II. Voll. 8. 940 p. Da der Uebers. sein Original so treu und so wörtlich als möglich in seine Sprache übertragen wollte, so mußte natürlich darüber oft die Sorge für Schönheit und Eleganz vernachläßiget werden. Der größte Werth dieses Werks liegt ohnstreitig in den Anmerkungen, die sehr zahlreich und ausführ-

lich

lich sind, und auch wirklich die häufigen schweren und dunkeln Stellen dieser beyden Satyriker meist recht gut und gründlich erläutern.

The Alliance of Music, Poetry and Oratory. By Anselm Bayley. 390 p. 8. Stockd. Der Verf. giebt sich das Ansehn eines Selbstdenkers, der das meiste aus eigenen Untersuchungen geschöpft, und seinen Vorgängern nur wenig zu danken habe: gleichwohl läßt sich des Neuen so viel nicht bemerken. Musik ist dem Verf. unmittelbare Tochter der Natur, und die Beredsamkeit nur eine Nachahmerinn derselben und Tochter des Unterrichts. Der zweyte Abschnitt handelt von der Poesie, allein der Verf. verliert seinen Gegenstand bald aus den Augen, und geräth immer von einer Nebensache auf die andere: wobey jedoch nicht geläugnet werden kann, daß er mitunter manche gute Bemerkung vorbringt. Der dritte Abschn. handelt von der Beredsamkeit, und beurtheilt den Styl verschiedener englischen Klassiker nach den Regeln der alten Rhetoriker, besonders Cicero's und Quintilians.

Tracts philological, critical and miscellaneous by the late *John Jortin* D. D. etc. II. Vol. 8. 1790. White. Von den in dieser Sammlung enthaltenen Stücken gehören für diese Bibliothek: 1) Lusus poetici, bereits im Jahr 1748 einzeln gedruckt. Einige Stücke sind von vorzüglichem Werthe, sowohl was die Sprache, als den Inhalt anbetrift, und ganz im Geiste des Alterthums. Z. B.

Epita-

Epitaphium Felis.

Fessa annis, morboque gravi, mitissima felis
  Infernos tandem cogor adire lacus:
Et mihi subridens Proserpina dixit; »Habeto
  Elysios soles, Elysiumque nemus.“
Sed bene si merui, facilis regina silentûm
  Da mihi saltem una nocte redire domum;
Nocte redire domum, dominoque haec dicere in aurem:
  Te tua fida etiam trans Styga felis amat.

2) Anmerkungen über den Spencer, voll schöner ästhetischer und kritischer Bemerkungen. 3) Bemerkungen über Milton. 4) Kritische Bemerkungen über neuere Schriftsteller, Anekdoten von Pope, Swift, Voltaire u. s. w.

Popular Tales of the Germans. II. Vol. 8. Enthält die Uebersetzung von 5 Volksmährchen von Musäus. Sehr lustig ists, daß der Uebers. seinen Lesern sehr treuherzig versichert, Musäus sey nicht der eigentliche Nahme des deutschen Verf. sondern ein Ehrennahme, den man von jenem bekannten griechischen Dichter hergenommen, der die Liebe von Leander und Hero besungen.

Anzei-

Anzeige.

In der Verlagshandlung dieses Journals ist erschienen:

Sammlung auserlesener Abhandlungen zum Gebrauch für praktische Aerzte; in einen Auszug gebracht von D. Christian Martin Koch, 1ster Theil, welcher den ersten bis dritten Band enthält; gr. 8. 2 Rthr.

— — Derselben 2ter Theil, welcher den vierten bis sechsten Band enthält; gr. 8. 2 Rthlr.

Der dritte Theil, welcher den siebenten bis neunten Band enthalten wird, erscheint zur Ostermesse 1792, und der 4te Theil, welcher den zehnten bis zwölften Band enthalten wird, zur Michaelmesse 1792. Wer auf diese beiden Theile noch vor der Ostermesse 1792 3 Thaler pränumerirt, erhält auch die beiden bereits fertigen Theile für 3 Thaler, und das Register über alle vier Theile oder zwölf Bände, das einzeln 16 Groschen kostet, ohnentgeldlich, und also für 6 Thaler, was nach vollendetem Druck aller vier Theile, nebst dem dazu gehörigen Register, nicht anders als für 8 Thaler 16 Groschen in den Buchhandlungen zu kaufen seyn wird. Der Beyfall, welchen das vortrefliche Werk, welches man hier im Auszuge liefert, erhalten hat, und der durch solches geschafte Nutzen, bewogen die Verlagshandlung, Statt einer bald nöthigen dritten Ausgabe, zur größern Ausbreitung und Erleichterung des Ankaufs, aus den zwölf ersten Bänden desselben einen Auszug, unter der Aufsicht des Sammlers dieser periodischen Schrift, zu veranstalten, der nicht nur alles Wesentliche und praktischen Aerzten Nützliche der darin befindlichen Aufsätze enthält, sondern auch, in

beyge-

beygefügten neuen Anmerkungen und Zusätzen, die Leser mit dem Fortschritte der Entdeckungen und Beobachtungen in jeder Materie bekannt macht. Daher man hier noch mehr erhält, als was man bis jetzt mit 18 Thaler 16 Groschen bezahlen mußte. Der Druck ist so eingerichtet worden, daß sich der 13te Band des größern Werks, welches ununterbrochen fortgesetzt wird, an diesen Auszug der 12 ersten Bände anschließt. Von dem 14ten Bande ist gegenwärtig das 3te Stück unter der Presse, und der Preiß jedes Stückes 9 Groschen.

Von Meißners Skizzen ist gegenwärtig die dritte, gänzlich umgearbeitete (so daß auch keine Seite ohne Veränderungen geblieben ist), mit einigen neuen Stücken vermehrte und mit neuen Kupfern von Geyser und Penzel gezierte Ausgabe unter der Presse, welche ohnfehlbar, zugleich mit einem neuen, nämlich dem 6ten und letzten Bande, welcher die eilfte und zwölfte Sammlung enthält, zur Ostermesse fertig seyn wird. Der Preiß jedes Bandes, der immer zwey Sammlungen enthält, bleibt unabänderlich 1 Thaler sächs. Geld; wer aber bis zur Ostermesse 1792 Vier Thaler sächsisch postfrey unmittelbar an uns schickt, oder an eine mit uns in Rechnung stehende Buchhandlung bezahlt, erhält dafür die drey ersten Bände in der Neujahr-, die drey letztern aber in der Ostermesse 1792. Nach dieser Zeit wird kein vollständiges Exemplar anders, als für 6 Thaler, verkauft werden.

Auch ist daselbst die Original-Ausgabe des Hannöverischen Landes-Catechismus, von den Consistorial-Räthen Köppe und Schlegel ausgearbeitet, in Commißion à 2 Groschen, zu haben.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Fünf und Vierzigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
In der Dyckischen Buchhandlung.
1792.

VI.

Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich im Jahr 1785 bis 1786. Erster Theil. Leipzig, bey Göschen 1791. 278 Seiten. Zweyter Theil. 320 S. in 8.

Wenn von dem Antheile, den die Menschen an der Ausbildung mancher Kunst und Wissenschaft nehmen, auf die Fortdauer ihrer Verehrung zu schließen wäre, so würde die Dichtkunst, ohne Widerrede, noch itzt bey uns auf der obersten Stufe stehn.. Welche Freude, welcher allgemeine Jubel, als endlich einmal nach langem Warten und Sehnen, die Morgenröthe des guten Geschmacks anbrach! welcher Eifer, welcher warme Enthusiasmus für die Glücklichen, welche die ersten würdigen Opfer auf den Altar der Musen und Grazien niederlegten! Noch lesen wir davon mit Entzücken in den Zeitschriften jener Tage, und wünschen uns zu dem Patriotismus unsrer Väter Glück.

Wie sehr hat sich nicht die Scene seitdem geändert! wie sehr sich diese warme Theilnahme ver-

 min-

mindert! Das Publikum, sagen unsre Dichter, hat kein Gefühl mehr für Werke des Witzes. Es ist kalt, undankbar, übersättigt. Sie verlangen, daß es sich lebhafter interessire, sie wollen, daß es sie mehr bemerken soll. Ist diese Beschuldigung wahr, und diese Foderung billig? Vielleicht, doch beydes gewiß nur unter Einschränkungen.

Die Periode, in welcher die Poesie über alle andere Künste hervorragt, und die Musen eines ungetheilten Triumphes genießen, ist unter allen Völkern glänzend, aber auch unter allen kurz und vergänglich. Die Geistesprodukte, die wir unter dem Namen der schönen begreifen, erreichen gewöhnlich schnell ihre höchste Vollkommenheit und gehn allemal der Ausbildung der übrigen wissenschaftlichen Kenntnisse voraus. Wir lieben sie daher mit Heftigkeit und um desto schwärmerischer, weil sie die einzigen sind, die uns Liebe einflößen können. Schriftsteller und Leser begeistern, so zu sagen, einander, eine geraume Zeit, um die Wette. Es ereignen sich alle jene Erscheinungen, welche ein lebhaftes Interesse in dem Reiche der Gelehrsamkeit ohne Ausnahme zur Folge zu haben pflegt. Ein Idyll, eine Ode, ein Schauspiel ist die merkwürdigste Neuigkeit für die Gesellschaft, und der wichtigste Gegenstand des Gesprächs. Man begnügt sich nicht mit allgemeinem Lobe und Tadel: man lobt mit Feuer und tadelt mit Ernst und Strenge. Unter den handelnden Personen entstehen Fehden, Cabalen, Kriege, und die Zuschauer nehmen Parthey. Selten nur wird wahres dichterisches Verdienst verkannt,

kannt, und noch seltner trägt ein unwürdiges Haupt lange den erschlichenen Lorbeer. Das ist die Zeit, wo das Vergnügen, das aus dem Schönen hervorgeht, sich aller Herzen bemeistert; das ist die glückliche Epoche der Dichtkunst, wo sie, als die liebenswürdigste Gefährtinn durchs Leben, verehrt wird; das ist das poetische Zeitalter eines Volkes.

Aber mitten in diesem Rausche erwacht von Zeit zu Zeit die Vernunft und fragt, wovon und warum sie sich so berauschen läßt. Man stellt Betrachtungen über das Wesen der Dichtkunst an, man bemüht sich, die Ursachen dieses Wohlgefallens an ihr zu erklären, man denkt über Leidenschaften, Sitten und Charakter, man prüft, vergleicht und zergliedert, und allmählig bildet sich die Philosophie des Geschmacks, und lenkt den Geist von dem Genusse des Schönen zu der Untersuchung desselben hin. Da man über Werke schreibt, die sich ganz vorzüglich durch Sprache und durch Ausdruck empfehlen, so befleißigt man sich ebenfalls, seinem Style die höchste Vollkommenheit zu ertheilen. Der Tiefsinn gewinnt zum erstenmal ein muntres, gefälliges Ansehn, und die Gründlichkeit wirft ihr steifes Gewand ab und kleidet sich leicht und natürlich. Man erkennt, daß es möglich ist, auch dem philosophischen Vortrag Anmuth und Leben zu schenken, und fängt an, die Vorzüge einer wohl ausgearbeiteten Prose zu schätzen. Mit wenigen Worten: man lernt durch die Dichtkunst schreiben, und wandelt, an der Hand der Musen,

durch den Vorhof der Kritik, zu dem eigentlichen Heiligthume der Weltweisheit.

Nicht lange, so gelingt es dem einen, oder dem andern Auserwählten, sich der Göttinn, die bis itzt noch in ein heiliges Dunkel gehüllt war, zu nähern. Einige ihrer Lehren werden in einer verständlichen und allgemein faßlichen Sprache dem größern Publikum mitgetheilt, und von ihm durch Beyfall belohnt. Mit diesen Versuchen eröffnen sich neue Aussichten. Kenntnisse, die bis itzt vergraben gelegen, oder Wenigen nur genützt hatten, werden hervor gezogen und in Umlauf gebracht, Wahrheiten, die man bisher übersehen, oder verkannt hatte, gewinnen, durch Hülfe der Darstellung, Licht und Klarheit, und erscheinen wichtig und fruchtbar; die ganze Masse des Wissenswürdigen vermehrt sich und kömmt in Umschwung. Man interessirt sich, auf eine sehr begreifliche Weise, für Untersuchungen, die bald die vorzüglichsten Angelegenheiten unsres Geistes, seine Wünsche, Hoffnungen und Erwartungen betreffen, bald uns tiefer in die Geheimnisse der Natur hineinführen, bald uns den Menschen und sein Verhältniß, als Staats- und Weltbürger, näher bringen. Man überzeugt sich allmählig, daß es, außer den Gesetzen des Schönen, noch eine Menge Dinge giebt, die den denkenden Kopf angehn, und ihm sogar nöthiger sind, als jene, und der Hang zur Spekulation nimmt mehr und mehr über Hand.

Allein in eben dem Maaße, in dem dieser sich erweitert, vermindert sich gewöhnlich die Liebe zur Poesie.

Poesie. Abgerechnet, daß jeder Genuß uns um desto früher ermüdet und abspannt, je höher und vollkommner er selbst ist, abgerechnet, daß das Mittelmäßige und Unvollendete nirgends mehr beleidigt, als in den Werken des Geschmacks, weil hier der Inhalt, der uns oft den nachläßigen Styl eines philosophischen Buches erträglich macht, nicht in Erwägung kommt, abgerechnet endlich, daß der Nahme eines Denkers doch noch bedeutender klingt, als der Nahme eines Kenners, so scheint auch die Philosophie einen reichlichern und brauchbarern Stoff für das Gespräch zu liefern, und mehr Werth, beydes für das kontemplative und thätige Leben zu haben, als die Dichtkunst. Diese betrachten daher die Menschen, wie sie gewöhnlich sind, von der Zeit an, wo sie sich den ernsten philosophischen Untersuchungen hingeben, fast immer nur als ein Mittel der Unterhaltung. Da sie nicht mehr Eifer genug besitzen, die Werke des Geschmacks zu prüfen und zu zergliedern, so verlieren sie allmählig die Kunst, über sie zu sprechen und zu schreiben, und wissen nur noch, von ihnen zu erzählen, uns zu sagen, daß sie dieß und jenes Produkt gelesen und bey der einen Scene gelacht und bey der andern gegähnt haben. In solchen Zeiten macht nichts so sehr sein Glück, als das Rittergedicht und der Roman, nicht, weil sie wirklich unter den Dichtungsarten einer vorzüglichen Schätzung werth sind, sondern, weil sie, wie sich die Leute von Ton ausdrücken, noch am besten amüsiren. Am wenigsten hingegen bekümmert

man sich um die lyrischen und didaktischen Dichter. Die ältesten stehn bestäubt in den Bibliotheken, und die neuern kauft Niemand; der sicherste Beweis, daß man die Poeten, nur um der Unterhaltung willen, in die Hand nimmt. Selbst die ältern und vortreflichen Theaterstücke weichen den neuern und schlechtern, weil doch die Fabel an den letztern neu ist.

Es wäre wohl die ungereimteste Foderung von den Dichtern, wenn sie verlangten, daß ihre Werke zu allen Zeiten die Lieblingslektüre des Publikums seyn sollen. Was ist natürlicher, als daß die Leser, da immer mehr Zweige der Litteratur kultivirt werden, ihren Beyfall theilen, und ihre Aufmerksamkeit den ihnen näher liegenden Wissenschaften schenken; was begreiflicher, als daß der Enthusiasmus, wie für alles, so auch für die Dichtkunst, mit den Jahren abnimmt, und die schwärmende Bewundrung aufhört? Auch wäre es wohl höchst unbillig, den größern und ausgebreitetern Nutzen, den die Philosophie stiftet, und ihr Verdienst um Welt und Menschenglück aus dem Auge zu lassen, und ihr die Stelle, die sie dermahlen einnimmt, zu beneiden. Nein, es ist nur zu wahr, daß es eine Menge Dinge giebt, denen die Gabe zu dichten, und die Kunst gute Verse zu machen, nachstehen muß, und daß allein Einseitigkeit im Urtheil, oder Eitelkeit diesen Vorzug zu hoch anschlagen kann. Aber auf der andern Seite heißt es ebenfalls die Bestimmung, die Würde und den Einfluß der Poesie und schönen Litteratur verkennen, wenn

der

der richtende Theil ihre Produkte, bald mit allgemeinen Lobeserhebungen abfertigt, bald durch kleinliche oder aburtheilende Kritik niederschlägt, und der Lesende sie blos als Puppe und zeitverkürzendes Spiel betrachtet. Die Rede ist hier gar nicht von schallenden Anpreisungen und lautem Posaunenton. Wahrlich es ist ein zweydeutiger Beweis, daß man die Werke des Geschmacks kennt und sie richtig zu schätzen weiß, wenn man sie nur bewundert. Die Rede ist von jenem mühsamen Lobe, das aus lauter ästhetischen Gemeinsprüchen zusammengesetzt ist, und wie eine Copie eines allgemeinen Formulars aussieht, dem man die Anstrengung und das Gesuchte anmerkt, dergleichen man täglich in berühmten Journalen lieset und aus dem Munde seynwollender Kenner hört, und von jenem hochmüthigen Tadel, mit dem sich mancher Aristarch das Ansehn geben will, als habe er tiefer, denn Andre, in die Geheimnisse der Kritik eingeschaut, von jener Kälte, mit der die Welt, wie sich Lessing irgendwo ausdrückt, gewissen Leuten zu verstehen giebt, daß sie ihr auch gar nichts recht machen können, die, wenn nicht tödtend, doch erstarrend ist. Leser, die mit dem kritischen Geist unsrer Zeit vertraut sind, werden die Data von diesen Behauptungen von selbst und ohne eine nähere Erklärung von unsrer Seite finden. Wenn der Partheygeist, wie man wohl zuweilen zu rühmen pflegt, auf dem deutschen Parnasse aufgehört hat, so ist dafür eine Gleichgültigkeit eingetreten, die man umsonst itzt unter dem Schein allgemeiner Höflichkeitsbezeugungen,

und itzt unter dem Ernste der Kritik zu verbergen sucht, eine Gleichgültigkeit, bey der man nur zu deutlich gewahr wird, daß ihr etwas anders, als das, durch mannichfaltigere Lektüre und philosophisches Studium getheilte und vervielfältigte Interesse der Leser zum Grunde liegt.

Und doch war vielleicht die sorgfältige Aufmerksamkeit auf die schöne Litteratur und die Empfehlung der bessern Dichter und Prosaisten der Nation niemals nothwendiger, als itzt. Unser Zeitalter hat eine Philosophie hervorgehen sehn, die alles, was bisher für Philosophie galt, an Scharfsinn und Gründlichkeit übertrifft, und die den Hang zur Spekulation neu geweckt hat. Da man sich nicht unbillig schmeichelt, durch sie zu Aufschlüssen zu gelangen, die dem menschlichen Geiste wichtig sind, und Beruhigung über Zweifel zu finden, die man noch nicht aufzulösen im Stande war, so ist es ja wohl natürlich, daß eine nicht unbeträchtliche Anzahl vorzüglicher Köpfe sich ihr widmet, daß ein Feld, wo man so verdienstliche Lorbern zu brechen hofft, fleißiger angebaut, und daß, eben über diesem Anbau, die Kultur des Schönen noch mehr verabsäumt wird. Hätte diese Verabsäumung keine andre Folge, als daß sie einige gründliche philosophische Werke statt einiger schöngeisterischen hervorbrächte, so könnte man wohl noch fragen, ob der Gewinn, oder der Verlust größer wäre: denn noch haben wir in beiden Gattungen keinen Ueberfluß. Allein es läßt sich eine Einbuße fürchten, die entscheidender und wichtiger ist. Die

Nei-

Neigung zu metaphysischen Spekulationen wird sicher unserm Styl, nach und nach, noch mehr Trockenheit geben, als er itzt hat, und jene Lebhaftigkeit, diese so unentbehrliche und unter uns doch so seltne Eigenschaft der guten Schreibart, jene Leichtigkeit, die wir unaufhörlich an den Franzosen bewundern, und deren Mangel wir, und wirklich nicht ohne Grund, an unsern Schriftstellern rügen, vollends tödten, und ihre Stelle durch eine kalte Gründlichkeit, und durch eine ängstliche und schwerfällige Richtigkeit ersetzen, vor welcher unsre Weltweisen bis itzt das Studium der schönen Wissenschaften bewahrt hat, und einzig bewahren kann.

Man wird sagen, daß es noch zu früh sey, in dem Vortrag einer Philosophie, die sich durch ihren Tiefsinn so vorzüglich auszeichnet, und erst, seit einer kleinen Reihe von Jahren bearbeitet werde, ästhetische Schönheit zu fordern; sagen, daß es ja auch lang genug gewährt habe, ehe es Mendelssohn und andern geglückt sey, die wolfische Philosophie in die Welt einzuführen, und für das Leben brauchbar zu machen, ungeachtet dort weniger Schwierigkeiten zu überwinden, keine alte, schon geläufige Terminologie zu verdrängen, kein Heer von möglichen Mißverständnissen zu heben, keine so genauen Trennungen und Absonderungen vorzunehmen, keine so subtilen Begriffe zu entwickeln gewesen wären. Man wird, (und, unsres Bedünkens, kann man dieß, ohne Beleidigung des großen Urhebers,) zu bedenken geben, wie, und in welcher Form uns seine Philosophie in die Hand gekommen

sey,

sey, wie viel Mühe es denkenden Köpfen gekostet habe, sie zu verstehen, und wie viel Mühe es noch koste. Man wird sich endlich auf verschiedene Gelehrten berufen, die es versucht haben, sie des abschreckenden systematischen Gewandes zu entkleiden, und in einer gefälligern Gestalt darzustellen. Aber grade diese Gelehrten sind es, die uns in unsern Zweifeln mehr bestärkt, als von ihnen zurück gebracht haben. Wir kennen einen, oder zwey unter ihnen, die sich durch ihren Vortrag empfehlen, aber wir kennen noch zehn andre, die sich einen Nahmen erworben haben, und alle Augenblicke verrathen, daß sie Philosophen, aber ohne Geschmack, und scharfe Kritiker ihrer Wissenschaft, aber schlechte Kunstrichter sind. *)

Unsre

*) Oder tragen vielleicht folgende Vergleichungen die Kennzeichen eines geläuterten Geschmackes an sich: Die Moral ist auf den unerschütterlichen Felsen der Vernunft gebaut, an welchem alle Macht der Waffen fruchtlos versucht wird, und wo die Belagerer früh oder spät, zuletzt aber doch ganz gewiß, unverrichteter Sachen zum Abmarsch blasen müssen. Ferner: die Zw[illegible] Töne der Trompeten, wel[illegible] Vernunft unterbrechen [illegible] laufe antreiben so[illegible] wir des Papier[illegible] Aber Blumen [illegible] den Schrifte[illegible] vor.

Unsre Leser werden vielleicht fragen: und warum dieß alles bey einem Buche, auf welches diese Einleitung gar nicht zu passen scheint, das sich von der Trockenheit der heutigen Philosophie und von ihren tiefgelehrten Abstraktionen so weit entfernt? Eben um deswillen, weil es nichts mit ihr, aber desto mehr mit der guten Schreibart gemein hat, weil es grade nichts von jenem Ernste und Scharfsinne an sich trägt, in welchem sich unsre meisten Weltweisen so wohlgefallen, und dem ungeachtet lesenswürdiger ist, als viele ihrer gründlichen Schriften; weil es grade als Muster eines leichten und anmuthigen Vortrags, der täglich unter uns seltner wird, angesehen werden kann; weil die Kunstrichter ihre Pflicht erfüllt zu haben glaubten, wenn sie hinter ihrem Vorhange hervorriefen: Wir erkennen unter den fünftehalb tausend Schriftstellern Deutschlands den Verfasser der Wilhelmine; und ihm in aller Geschwindigkeit ein paar Sträuße, aus ihrer Blumenfabrik, darbothen; endlich, weil so viele, für geschmackvoll geltende Leser nichts weiter von dem Buche zu rühmen wußten, als daß es — ein unterhaltendes Buch sey.

Allerdings unterhaltend, aber auch etwas mehr. Indeß — wir gehn dießmal von dem Totaleindruck aus, den es auf das Publikum gemacht hat, und fragen: worin denn das Unterhaltende des Buches für den großen Haufen bestehe? Das mehr wird sich am Ende von selbst finden.

Irren wir nicht, so war es wohl zuerst Etwas, worauf der Verfasser selbst nicht gerechnet

hatte,

hatte, oder worauf er doch keinen besondern Werth legte, wir meynen, die Neuheit der Situation, und die dadurch erweckte Neugierde, was wohl aus einem so sonderbar gestimmten und gelaunten Reisenden werden werde, welche die Leser anzog und fesselte. Ein Hypochondrist, unzufrieden mit sich selbst und der Welt, der den Entschluß faßt, sein Zimmer, den einzigen Aufenthalt, wo Leute der Art noch erträglich sind, zu verlassen und sich unter die Menschen zu wagen; wer wird ihn nicht gern, als Reisegefährte auf dem Papier, begleiten? Das Süjet ist ungewöhnlich, und eben schon um deswillen gut, und die Behandlung? — Der Verfasser versteht die Kunst die Erwartungen zu spannen. Eine Scene, ein Abentheuer folgt auf das andre, jedes eigen in seiner Art, jedes auf eine eigne Weise gelös't. Solche Anlagen, solche Wendungen verfehlen selten, oder nie ihre Wirkung.

Eine zweyte Ursache des allgemeinen Wohlgefallens finden wir in der klugen Benutzung der Vorfälle unsrer Tage. Der Reiz, den ein Buch hiedurch gewinnt, ist freylich nur vorübergehend und temporell. Er verliert sich, je seltner und unbedeutender der Unsinn und die Thorheiten werden, auf welche der Schriftsteller anspielt, und verschwindet zuletzt in eben dem Maaße, in welchem jene sich in der Gesellschaft unsichtbar machen. Dieß hindert indeß nicht, daß der Dichter nicht wenigstens so lange auf die Leser wirke, als die Lächerlichkeiten, die er aufstellt, ihnen selbst wichtig und neu sind. Eine Modekrankheit der Nation,

eine Schwäche des Zeitalters, aufgefaßt und durch einen glücklichen Zug bezeichnet, sind des Beyfalls des Publikums gewiß, und bringen den Namen des Spötters stets in Umlauf. Wie weislich aber hat der Verfasser nicht so manche seltsame Geschichten, Meynungen und Irrthümer unsrer Tage benutzt! wie fein so manchen Charlatan und Thoren gezüchtigt! wie treffend oft durch einen einzigen Zug verewigt! Ob es gerade diese Feinheit, diese Kürze, dieses kräftige Kolorit war, was anlockte und gefiel, bleibt uns nach den gemachten Erfahrungen allerdings noch problematisch, keineswegs aber der Antheil, den diese Ausstellungen, überhaupt genommen, an dem Beyfall der Menge haben.

Ein dritter Grund, warum man unsern Reisenden so unterhaltend fand, liegt endlich wohl in der Jovialität, die, ungeachtet seiner hypochondrischen Laune, immer als Hauptfarbe seines Charakters und seiner Schreibart hervorsticht. Diese Eigenschaft ist es, die den Menschen dem geselligen Umgang, diese, die den Schriftsteller der Welt empfiehlt. Mit dem einen, wie mit dem andern, wandelt sichs eben so leicht, als bequem. Auch ein Weg von beträchtlicher Länge ermüdet nicht, und die Gegenstände um uns her gewinnen ein heiteres und gefälliges Ansehn. Diese glückliche Stimmung, die um desto schätzbarer ist, je eigentlicher sie unter die Naturgeschenke gehört, steht unserm Verfasser, man möchte sagen, so oft er ihrer bedarf, zu Gebothe. Lachende Scenen werden durch sie noch lachender, und das Düstre ge-

wisser

wisser Situationen und Ansichten ist bis zu jenem Grade gemildert, wo es das Auge nicht mehr beleidigt; das Ganze aber um desto geschickter, sich Beyfall von Lesern zu erwerben, die immer mehr ergötzt, als beschäftigt, und mehr unterhalten als belehrt seyn wollen.

So unverkennbar indeß alle diese Tugenden sind, und so schätzbar sie selbst dem denkenden, nicht blos dem lesenden Publikum seyn müssen, so sind es doch bey weitem nicht diejenigen, welche dieß Werk von andern unterscheiden, und auch bey einer wiederholten Lektüre fesseln. Wir glauben in der Anlage und in der Darstellung noch andre Schönheiten zu entdecken, die wichtiger sind, als die genannten und mit denen beydes, der Werth des Buches und das Vergnügen der Leser inniger, als mit jenen, zusammen hängt.

Was auch immer diesen Hang für Harmonie und Einheit in unsrer Seele gründet, sey es eine zufällige Schönheit, die wir zuerst in einigen Werken des Alterthums wahrnahmen, und in der Folge als Regel beobachteten, sey es eine Empfindung, die sich aus der Betrachtung der Natur, und aus ihren zusammenstimmenden Verhältnissen, ohne daß wir selbst wissen, wie und warum, erzeugt, sey es eine unbekannte und unerklärbare Eigenschaft unsres denkenden Wesens — immer bleibt diese Uebereinstimmung zu einem Ganzen, wo wir sie auch finden, eine angenehme Erscheinung, immer schmeichelt es uns, zu bemerken, wie zu einem Ziele alles hinstrebt, und alle einzelne Umstände

und

und Begebenheiten sich zuletzt in einem Punkte vereinigen. Dieß Gefühl ist es, das sich unsrer, auch bey der Durchlesung dieser Reisen, bemächtigt hat, und was uns um so mehr überraschte, je weniger es der Verf. auf irgend eine Art von Entwickelung angelegt zu haben scheint. Es ist wahr, es wird uns weder hier eine Handlung, pragmatisch ausgeführt, dargestellt, noch sehn wir überhaupt eine Begebenheit zu Stande kommen. Das Ganze ist ein Gemählde von mannichfaltigen Parthien und Scenen. Aber in dieser Mannichfaltigkeit findet nichts desto weniger Verwickelung und Aufschluß, Mittel und Zweck statt. Dieser ist nämlich kein andrer, als die Genesung des Reisenden, die Rückkehr seiner verlornen Laune, die Umstimmung seiner Empfindung; jene die Lagen, in die er versetzt wird, und von denen auch nicht eine wirkungslos und für die Veränderung seines Seelenzustandes gleichgültig ist. Keinem geübten Geschmacke kann es entgehen, wie weislich der Dichter alle diese Vorfälle und Begebenheiten gewählt, wie harmonisch er sie gestellt, wie glücklich er eine der andern untergeordnet habe. Man darf sagen, daß er jenen allmähligen Uebergang vom Dunkel zum Licht, den wir täglich in der Natur bemerken können, auf das Geistige übergetragen, und in allen seinen Schattirungen und Abstuffungen verfolgt, und, eben so vollkommen, als wahr, dargestellt habe. Wie viel Charakteristisches liegt in diesem Hin- und Herschwanken zwischen Behaglichkeit und Unbehaglichkeit, das durch den ganzen ersten Theil hindurch

 dauert,

dauert! wie viel in diesem, bald besänftigten, bald wieder erwachenden Unmuth! wie viel in dieser, bald zurückkehrenden, bald verschwindenden Munterkeit! Wie kurz und unterbrochen sind anfänglich die frohen Augenblicke und hellern Zwischenräume der Seele, und wie natürlich werden sie alle herbey geführt! Jene erste Regung der ächten Menschheit, die Ermunterung: „Habe Lust zu leben, und eile in die Arme der Natur zurück!“ die dem Reisenden, nach dem Genuß eines leichten und erquickenden Schlafes, sein beßres Ich zuruft; jene plötzliche Rührung, welche die Predigt des Fremden zu Kehl, über die unerkannte Sünde der übeln Laune, hervorbringt; jenes willige Selbstgeständniß zu Straßburg: „Ich bin ein Thor, lieber Jerom!“ — wer ist, der nicht bey jeder dieser Scene mit Wohlgefallen verweilt und den Künstler bewundert, der die Natur so geschickt zu belauschen und die Empfindungen so wohl zu ordnen und an einander zu reihen wußte? Und als endlich die Gesundheit des Kranken mehr Festigkeit und seine gute Laune mehr Bestand und Dauer gewinnt, und die glücklichen Symptome der auflebenden Genesung sich vervielfältigen, wer kann auch dann die kluge Wahl und Folge, und das Bestreben, alles nach einem Zwecke hinzuleiten, verkennen? Wie so ganz der Natur gemäß ist die erste Empfindung des Kranken, der wohlthätige Einfluß des Reisens selbst, und das glücklich hergestellte Einverständniß zwischen Körper und Seele! wie so wahr und richtig die zweyte, die stärkre Aufmerksamkeit auf das,

was

was außer ihm vorgeht, und die Entbehrlichkeit der Arzeneyen! Nicht lange, so erwacht das Gefühl für die Natur und ihre Schönheiten. „Ich bin nun mit meinem Tagebuche in den Gang gekommen, theuerster Freund, und schreibe dir in diesem Augenblicke unter der kleinen Wölbung zweyer sich umarmenden fruchtvollen Granatenbäume, die mich doch kaum vor dem Eindringen der Sonne schützen. Aber wo soll ich Worte, ohne sie an allen Ecken zusammen zu suchen, hernehmen, dir das ganze Glück meiner bis jetzt gefühlten Existenz anschaulich zu machen? Welche Reize der Neuheit für einen Deutschen umflossen den lachenden Wintermorgen, an dem ich Besitz von meiner heimlichen Wohnung nahm! Sie schwebten den Mittag um die Kost meines kleinen Karthäuser-Tischchens, um die jungen Erbsen, Erdbeeren und Feigen her, mit denen er besetzt wurde. Ein wolkenloser Abend, von dem du keinen Begriff haben kannst, voller Hoffnung eines gleich schönen Morgens, zauberte mich in den friedlichsten Schlaf; und diesem Tage glichen alle die folgenden, die ich bis heute in diesem Lande verlebt habe.“ An dieß Interesse schließt sich unmittelbar das allgemeine an den Freuden und Annehmlichkeiten der Gesellschaft, und an dieses zuletzt das besondere für Freundschaft und Liebe, und für das Glück guter Menschen. „Freund! ich bin gerettet — wie ein Fisch, der den Köder vom Faden gebissen hat, und mit dem Angelhaken in der Gurgel davon schwimmt. Hätt' ich, zu einem Bettler herabgesunken, mein Land verlassen müssen, wo

ich als König regierte, bänger hätte mir kaum um das Herz seyn können, als da mir nun die Wohnung der Unschuld und Freude im Rücken — und, abgeschnitten von allem, was mir lieb war, die ganze weite freudenlose Welt vor mir lag. Ach! nichts begleitete mich, als mein trauriger Schatten. — Mir fehlte Margots sonorische Stimme — ich vermißte den Nachtrab meines treuen schwatzhaften Johanns, und mein zerstreuter Blick, der selbst manchmal sich nach meinem guten asthmatischen Mops umsah, kehrte betroffen über seinen Verlust zurück. Und o wie viele andere stachlichte Empfindungen — die ich aus Zärtlichkeit gegen mich nicht berühren mag — ketteten sich nicht an dieses belastende Gefühl von Trennung und Einsamkeit! Es war mir, als ob an jedem Pflasterstein, über den ich auf meinem Wege fortschritt, ein Theil meines Eigenthums hängen blieb, so daß ich es mit jeder Minute kleiner, unbedeutender werden, und zuletzt in ein Nichts verschwunden sah. Ich konnte es nicht über mich gewinnen, auf der Chaussee fort — bey der steinernen Bank vorbey zu gehen, auf der sich meine Eigenliebe, und, wie du weißt, ganz ohne Noth, brüstete, und aus einem Mißverständnisse, das ich mir noch nicht vergeben kann, in so lebhafte Bewegung gerieth. In solchen Umständen, lieber Eduard, ist es sehr bequem, wenn man neben der Landstraße noch einen Rasenweg findet. Wie klein war indeß die Erleichterung, die ich mir damit verschaffte! — Denn, ob ich gleich weder Menschen noch Eseln begegnete,

te, die mich an mein Dörfchen erinnerten, so konnte ich doch unmöglich jedem Moose, jedem sprossenden Strauche, der einem auf dem Fichtenberge ähnlich sah, aus dem Wege gehen, und als ich mir vollends einfallen ließ, einen seitwärts gelegenen Hügel zu besteigen, so brachte ich mich auf einmal um allen Vortheil meines listigen Umwegs; denn nun trat mir, in dem weiten Zirkel des freundlichen Languedocs, den ich übersah, das kleine liebe Caverac so nahe vor die Augen, daß sie mir übergingen, ehe ich es wehren konnte." Gewiß die schönste und vollkommenste Auflösung! Wie vortreflich entspricht sie beydes, dem Wunsche der Leser, von denen vielleicht keiner seyn dürfte, der sich nicht für die Wiederherstellung des Reisenden interessirt hätte, und den Foderungen des Kunstrichters! Wie schön runden sich, vermittelst desselben, die Theile des Gemäldes zu einem Ganzen! wie zusammenhängend erscheinen itzt die mannichfaltigen einzelnen Scenen, und wie bedeutend und zweckmäßig jede!

Aber nicht blos als poetische Zusammensetzung befriedigt uns diese Reise, nein, auch dann, wenn wir in das Detail gehen, finden wir sie nicht blos, von Seiten der Anlage, des Witzes und der Lebhaftigkeit schätzbar, sondern in Rücksicht auf Menschenkenntniß und Charakterzeichnung eben so lehrreich, als unterhaltend. Wahrlich wir erinnern uns weniger Bücher, in denen so verschiedne Charakter und alle so treu und richtig, und mit so lebendigen Farben geschildert sind, wie in diesem, und

unsers Bedünkens macht dieß nicht den unbedeutendsten Vorzug desselben aus. Es ist wahr, jene Entwickelung durch eine Reihe von Handlungen, die uns im Roman, es versteht sich, in einem gut geschriebnen, gegeben wird, findet hier und konnte, nach der Anlage der Erzählung, nicht statt finden. Aber man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er die Kunst zu beobachten inne hat, und seine Beobachtungen meisterhaft wieder zu geben weiß. Keine Begebenheit ist zu klein, keine Situation zu gering, kein Zug zu unbedeutend, den er nicht zu benutzen versteht. Wenige Striche, und der Mensch steht, wie er ist, vor uns. Wer sieht ihn nicht, den epikuräischen Arzt zu Frankfurth, dessen Löwenaugen von einer Schüssel zur andern fliegen, und von fern schon nach der Beute stören, wie er, bey der Anhörung der Krankengeschichte, plötzlich von Abscheu ergriffen wird, und die fette Gans, nach der er schon geschmeckt hat, im Stiche läßt? Wer sieht nicht das Dutzend artiger Geschöpfe, die sich alle auf einmal nach der bläßesten Gestalt im Saale umwenden, alle auf einmal ihre Zungen in Bewegung setzen, und alle auf einmal das Dutzend schöner Köpfchen wieder zurecht drehn, als der Lautenist anhebt? Wie viel Weltkenntniß spricht nicht aus der Scene mit dem schlafenden Propheten zu Straßburg? Wie begreiflich wird nicht der Ausruf, den wohl tausende in dem Stande der Schwärmerey vor und nach dem Verfasser wiederhohlt haben mögen: „Ist ein hellsehender Schläfer der leidenden und irrenden Mensch-

Menschheit nicht mehr werth, als die ganze Summe von Verstand, der den leiblich- und geistigen Aerzten aller Zeiten einzeln zugetheilt war, und wirft so eine einzige Thatsache, als ich seit heute erlebt habe, nicht alle ihre herrlichen Systeme über den Haufen?" Wie lebhaft ist ferner die Schilderung von dem Sprachzimmer im Hotel der vier Nationen? Oder befinden wir uns in dem Augenblicke, wo wir sie lesen, nicht mitten unter diesen Haufen von Zudringlichen? glauben wir nicht das Charmante Gabriele des dienstwilligen Abbe's selbst zu hören? Endlich —— doch wir wetten, unsre Leser errathen schon, was uns vorschwebt. Ja es sind jene liebenswürdige Menschen, jene Kinder der Natur und der Wahrheit in dem stillen einsamen Caverac; und vor allen die schalkhafte Kleine, deren Reize, auch in der Beschreibung, unwiderstehlich sind. Wenn, wie man sagt, einer der schönsten Triumphe, den sich die Dichtkunst bereiten kann, darin besteht, daß sie unsre Herzen, die nur zu früh, in dem Geräusch der Welt, der Natur und Einfalt abtrünnig werden, durch die zarten Gemählde von Unschuld und schäferlichem Glücke bezaubert, und, wenn auch nicht den Städten entführt, wenigstens den Sinn für ländliche Freuden und für die reinen Sitten der Hüttenbewohner in uns offen erhält und stärkt, so darf der Verf. vor tausend andern auf dieß Verdienst Anspruch machen. Wer ist, der in dem Augenblicke, wo er die Geschichte jener reizenden Tage liest, sich der Vergleichung zwischen dem lärmvollen Getöse

der Welt und der lieblichen Ruhe des Feldes, zwischen der eleganten und studierten Höflichkeit der Herren und Damen von Ton, und der rührenden Gutherzigkeit der edlen Landleute, zwischen seinem und ihrem Genusse erwehren kann? Wer ist, der nicht in diesem Augenblicke ein Leben zu leben wünscht, das so schön, wie das Leben der Geßnerischen Hirten, aber weniger arkadisch, und eben daher nur um desto wahrer und entzückender ist? So reizend auch jene idealischen Wesen seyn mögen, die wir in dem Daphnis erblicken, so kann es doch nicht fehlen, daß sich unsre Theilnahme an ihnen nicht ein wenig vermindert, sobald es uns einfällt, daß es Geschöpfe einer nie existirenden Welt sind. Der Mensch befindet sich nirgends besser, als unter Menschen, denen er entweder gleicht, oder, die doch nicht so weit über ihn erhaben sind, daß er ihnen nicht nachzuempfinden vermöchte. Jener überirrdische Nimbus von Glück und Tugend, in den die Dichter die Einwohner ihrer Idyllenwelt hüllen, entzieht sie halb und halb unsern Augen und macht ihr Leben zwar zum Gegenstand unsrer Wünsche, aber nie zum Gegenstand unsrer Hoffnungen. Wir sehn, daß all die Seeligkeit, deren sie genießen, nichts, als ein poetischer Traum ist, und beklagen in der Stunde, wo das Gefühl über unsern Verstand den Meister spielt, daß es nichts mehr ist. Es kann seyn, daß die Lebhaftigkeit der Phantasie unser Urtheil besticht, aber noch izt, d. h. nach einer mehrmaligen Lektüre, thut uns die Ueberzeugung so wohl, daß die Charaktere, die der Verfas-

ser

ser gezeichnet hat, daß seine glücklichen Menschen auch außer dem Idyllenlande vorhanden seyn können; noch izt schmeichelt uns das Menschliche, das wir in ihnen entdecken; noch izt freut es uns, daß er uns die schöne Natur nicht verschönert, sondern ungeschmückt und unverändert gegeben hat. Selbst die Hinterlist der kleinen Margot, dieser Zug, den manche Leser der drolligten Auflösung zu gut halten, dünkt uns, auch ohne diese specielle Rücksicht, vortreflich. Sie soll ja keine Hirtinn aus Arkadien, sie soll ja nichts anders, als ein Mädchen von unverdorbnem Herzen, das aber von der Schalkheit der Mädchen dieser Erde nicht frey ist, sie soll ja nichts anders, als ein Kind der Natur seyn.

Nächst diesen Charakterschilderungen, die eben so viel Scharfsinn, als psychologische Kenntnisse verrathen, hat uns eine andre, nicht genug bemerkte Seite dieses Buches, die wir seine moralische nennen möchten, am meisten angezogen. Niemand hat es vielleicht so sehr in seiner Gewalt, auf die höhern Stände und auf die größere Leseklasse wohlthätig zu wirken, als der Schriftsteller, den sie, um sich zu vergnügen, zur Hand nehmen. Abgerechnet, daß weder den einen, noch der andern mit der Miene des philosophischen Ernstes gedient ist, so lehrt auch schon eine alte Erfahrung, daß ein lebendiges Beyspiel, oder eine treffende Maxime von je her einen größern Nutzen stiftete, als die gründlichsten und eindringendsten Untersuchungen. Jene sind Goldstücke, die man, weil sie nicht beschweren, und überall gelten, stets mit sich her-

um trägt, diese hingegen Schaumünzen, die man, weil sie zu schwer wiegen, bey Seite legt. Zu jenen nimmt man immer, zu diesen nur im Nothfall seine Zuflucht. Man könnte sagen, daß in gewisser Rücksicht, das Ganze selbst, eine moralische Idee ausdrücke, indem es die Folgen des Unmuths, in einem charakteristischen Gemählde vereinigt, darstelle: aber wir fürchten mit Recht, daß wenige Leser diesen Gesichtspunkt auffaßen dürften, und in Wahrheit, was für Leser müßten das auch seyn, in denen dieser Eindruck, bey so großen und so mannichfaltigen Schönheiten des Buches, sich als der lebendigste erhielte? Desto mehr Wirkung versprechen wir uns von einzelnen Stellen, in welchen der Verf. absichtlich bald feine Lebensphilosophie einstreut, bald manche Thorheiten durch eine glückliche Anspielung, oder durch ein tiefgreifendes Raisonnement bezeichnet, bald endlich gewisse Flecken der Seele, eben so wahr als kräftig, schildert. Oder sollte folgende Zeichnung der bösen Laune, deren wir schon oben im Vorbeygehn erwähnten, bey denen, die sich nicht sicher wissen, ihres Zweckes so ganz verfehlen? „Wie kann der Urheber eines markigen und in sich glücklichen Menschen — eines Pitt — eines Washington, eines Haller, eines Friedrich werden, dessen Herz keine von den Neigungen nährt, die den Saft des Lebens, den jeder seiner Pulsschläge ausströmt, läutern und versüssen? Ein so murrsinniger Mann, wie der Vater meines Zöglings, ist in der moralischen Welt, was ein Gichtbrüchiger in der physischen ist — für das

Wohl

Wohl des Ganzen untauglich zur Fortpflanzung. Der eine betrügt die Nachwelt mit lahmen Körpern, der andre mit Krüppeln an Geist. — Glaube es meiner Erfahrung, Freund: dieser Schnupfen der Seele, den man viel zu gelinde üble Laune nennt, verbreitet sich über alles, was der Angesteckte berührt, begleitet ihn zu seinen Geschäften, hinkt neben ihm auf seinen Spaziergängen, und verlöscht die lauterste Flamme der geheiligten Liebe in seinen ehelichen Umarmungen. — Die es gut mit der Menschheit meynen, sollten diese schleichende, jetzt so sehr um sich greifende Krankheit mit aller Macht der Moral und Erziehung aus der Welt zu bannen suchen, wie die Aerzte die Blattern, — denn es giebt keine, die den Kranken unglücklicher macht, und der allgemeinen Freude nachtheiliger und fortwirkender auf die Nachkommenschaft wäre, als diese.“ Nein, wir denken, dieß Wort, in unsern Tagen ein Wort zu seiner Zeit, werden mehrere Kranken und vielleicht um so eher sich zueignen, da alles so ernst und doch so gemäßigt ausgedrückt ist, und keine Uebertreibung den Gedanken: das bin ich nicht! im geringsten begünstigt. Eben so treffend, und falls sie beherziget würde, eben so lehrreich ist die Anwendung, die der Verf. von der Geschichte der Harlemmer Wirthinn auf das Benehmen unsrer neuesten Schriftsteller macht. „In beyden einerley Triebfedern und Räder — Unverschämtheit aus Ruhmsucht, und Ruhmsucht aus Gewinn. Das ist die Progression, nach welcher sie handeln, denken und schreiben — und du

siehst,

siehst, ob es ihnen gelingt! Schlage alle unsre gelehrten Zeitungen und Journale nach! Welche Namen sind es, die am meisten darinnen flimmern? Die Namen der Schwärmer, der Lügner, der Mitglieder geheimer Gesellschaften, und die sich's etwas kosten lassen, gelobt zu werden. Was für Winkelzüge werden nicht gebraucht, um dem Recensenten — so schwer es ihm auch ankommen mag — eine beyfällige Miene abzulocken, und was für Antikritiken treten ihm frech unter die Augen, wenn er die guten Leute — wie sie sagen — nicht verstanden hat!

Non erubescit denken Alle,
Vom Tiberstrom bis an den Rhein,
Im schmetternden Trompetenschalle
Mit meiner Witwe überein:
Belohnt, wenn unter ihrem Schilde
Die Marktgeschäfte stille stehn,
Und Tausende mit ihrem Bilde
Und ihrer Schrift hausiren gehn!"

Wenn wir indeß irgendwo die Wirksamkeit der Satyre bezweifeln, so ist es grade hier. Es ist zu lange her, daß die Herren das Erubesciren verlernt haben; was sie nicht verlernen, ist allein der Neid und die Kunst zu verkleinern. „Der Gedanke Aufsehn zu machen," wie es einige Seiten vorher heißt, „und die Augen auf sich zu ziehen, die sich eben nach einem andern umdrehen wollen; das ist der Dämon, der sie treibt und lenkt! Keiner kann vertragen, daß er vernachläßiget werde, und so bald

einer sein Pult mit Ruhm verläßt, setzen sich gleich hundert an das ihrige um so geschwind, als möglich, das Händeklatschen auf ihre Seite zu bringen." Wie vortreflich ist ferner das Sentiment über die so genannten Confessionen, die sich, in unsern Tagen, so sehr vermehren, und über die Wichtigkeit, mit der man sie gewöhnlich ankündigt! wie so ganz eines Weisen würdig das Urtheil über das Glück, in dem Mund der Nachwelt zu leben! „Schilderungen von uns selbst," sagt der Verfasser, „verdienen nur dann erst, daß man den Kopf dazu schüttelt, und sich über ihren Autor ein wenig aufhält, — wenn man sie, wie Rousseau, mit einer geheimnißvollen Miene auf den Altar der Unsterblichkeit niederlegt, und durch ein mit einem Anathema versehenes Codicill verordnet, daß sie nicht eher, als zwanzig Jahre nach unserer Verwesung, der Welt zur Schau gestellt werden. Zu was so viele Umstände? Ich gebe überhaupt nach meiner jetzigen Denkungsart — und Gott erhalte mir sie! — nicht den Augenblick einer leichten Verdauung für die ganze Ehre, der zweyten Generation namentlich bekannt zu bleiben: doch kann ich auch nicht so viel Wesens daraus machen, wenn ein Freund, wie du, bey meinem Leben mich im Hemde überrascht. Das schließt jedoch, wohl zu merken, nicht den gutmüthigen Wunsch aus, durch mein Daseyn — wo nicht mit so pathetischem Ernste, wie Rousseau, oder mit dem Schrecken jenes, der das Pulver erfunden hat — doch sonst durch eine gesegnete Kleinigkeit auf die Nachwelt fortzuwirken. — Und

geschähe

geschähe es nur durch einen Schwefelfaden, den ich incognito zu meiner eigenen Bequemlichkeit verbesserte, und nachher damit bis ans Ende der Welt den Armen erleichterte, ihre Lampen anzuzünden — nur durch ein Liedchen, wie Anakreon sang, das einige tausend Jahr hindurch, Menschen, wie wir sind, einen frohen Augenblick mehr erträllern hälfe — ich wollte damit zufriedner seyn — zufriedner, als wenn ich jetzt mein Leben an Reichs- und Kreis-Relationen verschreiben — in der Ungewißheit verschreiben müßte, ob die Nachwelt so viel Nutzen, als aus meinem Schwefelfaden, ziehen würde.“ Ja gewiß so ist es. Alle unsre Bemühungen erhalten ihren einzigen Werth durch den Nutzen und durch das Vergnügen, das sie unsern Zeitgenossen und Nachkommen gewähren. Dieser Gedanke ist es, der, wenn er auch den Dichter nicht zu Gesängen begeistert, ihn doch gewiß in manchen einsamen Stunden beglückt, und die öftere Gelegenheit, sich von den Wirkungen der Poesie zu überzeugen, einer von den Vorzügen, um welche wir die Griechen zu beneiden Ursache haben.

Doch genug! Wann würden wir enden, wofern wir alles, was zu unserm Herzen gesprochen hat, ausheben wollten, und warum sollten wir unsern Lesern die Freude rauben, gewisse Bemerkungen, die sich ihnen sicher bey einer zweyten Lektüre aufdringen werden, selbst zu machen? Auch haben wir ohnehin eines wichtigen Theiles des Buches, wir meynen, der eingestreuten Poesien, noch nicht erwähnt.

Sie

Sie sind sämtlich durch Zeit, Ort und Umstände veranlaßt, und bestehen theils aus launigten Erzählungen und Gemählden, theils aus Ergießungen eines gerührten Herzens. Wir glauben für den einen, wie für den andern Genuß, gleich gestimmt und empfänglich zu seyn, allein wir müssen dem ungeachtet bekennen, daß uns der Verf. in der ersten Gattung weit weniger befriediget hat, als in der letzten. Seine Empfindungen strömen größtentheils so leicht und ungezwungen hin auf's Papier, als wären sie in einem und demselben Momente empfangen und wieder gegeben worden, und sind so mild und so freundlich, wie die Natur und die Liebe, welche die meisten von ihnen hervorgerufen haben. Wer sympathesirt nicht mit ihm, wenn er seinem Freunde aus dem glücklichen Caverac schreibt:

Wohl mir, daß mir noch unverwöhnet
Die Lockung der Natur gefällt!
Ein solches Dörfchen, Freund, versöhnet
Mich mit dem Ueberrest der Welt.
Man wird des Lebens überdrüßig
Bey aller Ebb' und Fluth der Stadt:
Doch hier — geschäftig oder müßig,
Wird keiner seines Daseyns satt.

Kannst du den Werth der Wahrheit fühlen,
So ändre deinen stolzen Lauf;
Such' unter ländlichen Gespielen
Die Freundschaft und die Tugend auf!
In unsern Sittenschulen tauschet
Man Falschheit gegen Falschheit ein:

Hier

Hier — ist, was dir vom Herzen rauschet,
Wie eine Silberquelle rein.

Hier seh' ich von den Fußgestellen
Der Zedern, in verdienter Ruh',
Dem Eifer meiner Kampfgesellen
Am Fuß des niedern Thrones zu,
Wie sie einander zu berücken
So helle sehend — und so blind
Für Bänder und bemahlte Krücken,
In nie gestilltem Aufruhr sind.

Selbst ihres Führers Macht — wie wenig
Naturvergnügen ärntet sie!
Groß ist zu Potsdam unser König,
Froh — ist er nur in Sanssouci.
Da wird er Mensch, irrt in der Stille,
Wie unser eins, im Mond herum,
Und denkt wohl auch: beatus ille —
Ut prisca gens mortalium.

Oder wer wünscht sich nicht hin, in jenen glücklichen Winkel der Erde, von dessen Bewohnern er an einem andern Orte singt:

Die dreymal Glücklichen! Wie leicht
Wird's ihnen nicht, in ihrem vollen Garten
Des Lebens Traum, durch Sorgen nie verscheucht,
Ganz durchgeführt, so weit er reicht,
In jener Einfalt abzuwarten,
Die dem Gefühl so gütlich däucht!

Die Freude tanzt hier ohne Regeln;
Der Scherz gesellt sich ohne Zwang
Zu ihrem Wein, zu ihren Kegeln

Und

Und ihrem baskischen Gesang.
Sie haben das, was sie bedürfen:
Ein leichtes Blut und Lieb' und Wein,
Und alle ihre Sinne schlürfen
Den Zaubertrank des Lebens ein.

Im Schatten ihres Oelbaums wohnen
Glück und Zufriedenheit. Kein Sturm der Leidenschaft
Jagt sie aus ihrer Ruh' nach weit entferntern Frohnen
In's magere Gebiet wurmstichiger Patronen,
Nach Gnadenmitteln ohne Kraft,
Und die der Müh' des Wegs nicht lohnen. —
Giebt es für Wallungen ein sichrers, als den Saft
Von ihren kühlenden Limonen?

Wenn Colas Händedruck, im Ringelstanz mit Rosen,
Die erste Scham des lieblichen Gesichts,
Den ersten Seufzer weckt, so fragt er nicht nach Mosen,
Nach den Propheten und dem großen
Christophel wenig oder nichts.
Welch ein Elysium! Schon dreyzehn Jahre steuern
Des Landes Töchter aus. Ihr spähendes Gesicht
Trifft unter einem Trupp von Freyern,
Bald auf den Glücklichen, dem nicht der Muth gebricht,
Auch ohne Heirathsgut der Liebe Fest zu feyern.
Willst du den ächten Ton von ihren Hochzeitleyern,
So trällre nach, was oft der Spottgeist spricht:
»Sie spinnen, säen, ärnten nicht,
Und sammeln nicht in ihre Scheuern.«

Doch sorge nicht für sie! Um einen Blätterschmaus
Hilft Amor hier, ein Heer verliebter Spinnerinnen
Den Kindern der Natur gewinnen,
Die Schüsseln auf den Tisch und Möbeln in das Haus,
Und Feuer auf den Herd erspinnen.
Kein leerer Raum läßt sich ersinnen;
Der Gott der Liebe füllt ihn aus!

Lesern, welche unsere alten Dichter noch zuweilen zur Hand nehmen, werden vielleicht einige ähnliche Stellen aus Hallers Alpen einfallen. Da Vergleichungen der Art nie ohne Nutzen und Vergnügen sind, so theilen wir die hieher gehörigen Zeilen in der Note mit. *) Man wird leicht sehen, daß der

*) Sobald ein junger Hirt die sanfte Gluth empfunden,
Die leicht ein schmachtend Aug' in muntern Geistern spürt,
So wird des Schäfers Mund von keiner Furcht gebunden,
Ein ungeheuchelt Wort bekennet, was ihn rührt;
Sie hört ihn, und verdient sein Brand ihr Herz zum Lohne,
So sagt sie, was sie fühlt, und thut wornach sie strebt.

— — — — — — —

Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist, wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst

der ältre Dichter in Absicht auf die Simplicität des Styls den jüngern übertrifft, dafür aber diesem in der Frische des Kolorits, und in dem, der Sache so angemessenen Tone, des Frohsinns nachsteht.

Doch, wie gesagt, diese Leichtigkeit und Natürlichkeit, die wir für das Siegel aller poetischen Vollkommenheit halten, herrscht nicht durchgehends, und am wenigsten in den witzigen und scherzhaften Stücken. Hier, wir gestehen es aufrichtig, kommt uns einiges räthselhaft und andres ganz unverständlich vor. Von der erstern Art ist folgende Stelle Theil 2. S. 62. (Die Rede ist von Sujets, die unter der tragischen Würde sind.)

Der Kenner klagt auch dort, die Bühne sey, zum Schimpfe
Des heutigen Geschmacks, bey'm Tode Cäsars leer.
Allein was schadet das? Weint etwa das Parterr
Beym Centfall einer Bauernymphe
Um einen Tropfen weniger?

Verdienst macht alles werth, und Liebe macht es gleich.
Die Sehnsucht wird hier nicht mit eitler Pracht belästigt,
Er liebet Sie, Sie Ihn, das macht den Heirathsschluß.
Die Eh' wird oft durch nichts, als beider Treu, befestigt,
Für Schwüre dient ein Ja, das Siegel ist ein Kuß.

Sonst hatten die, die unsre Lymphe
Zu Thränen wandelten, mit Kronen nur Verkehr:
So stolz gewöhnt sind wir, Gottlob, nicht mehr,
Denn unser Mode-Held — wirkt Strümpfe.

Wir zweifeln sehr, ob Jemand glücklich genug ist, den Sinn dieser Zeilen gleich auf das erstemal einzusehn, und gesetzt, er erklärt sie, werden sie dadurch besser? Der Centfall einer Bauernymphe klingt immer schwerfällig und fremd, und die in Thränen verwandelte Lymphe bleibt ein medizinisches Blümchen, das man hier weder verlangt, noch erwartet. Indeß an diesen Versen und an dem Räthsel S. 191. hat sich unsre exegetische Kunst, wie wir glauben, wenigstens nicht umsonst versucht, aber ganz gescheitert ist sie an folgender Stelle:

Doch ich, dem jetzt der Retter seines Vaters
Und deutsche Ritterschaft gleich nah' am Herzen lag,
Fand noch, so schwer es war, ein Mittel zum Vertrag:
Den festen Mann führt' ich bis an die Thür des Praters
In allem Pomp von einem Ritterschlag,
Und Fabern mit dem Ernst des tragischen Theaters
Der Pforte zu, die nur am letzten Probetag
Die Tugend einzugehn vermag.
So mischt' ich schlau mit Ernst und Spotte
Die Karten so, daß mein verdecktes Spiel,
Mit zwey Gesichtern, gleich dem Kriegesgotte,

Den

Den Streitenden gleich wohl gefiel,
Und wie Pompilius, ward ich, kraft einer Kunde,
Die mich der Hof, die Welt, die mich mein Herz gelehrt,
Von Freund und Feind mit Einem Munde
Als Kenner des Verdiensts geehrt.

Ist der Prater die Esplanade? Ist der Pomp des Ritterschlages und der Spott, dessen hernach erwähnt wird, einerley, und worin bestand er? in einer feinen Persiflage, die der Graf für baare Münze nahm, oder worin sonst? Ist die Pforte, welche die Tugend, nur am letzten Probetage, einzugehen vermögend ist, die öffentliche Ausstellung derselben auf der Bühne, oder ist sie's nicht? Ist der Kriegsgott gleichbedeutend mit Janus, oder von ihm verschieden? Endlich von welchem Menschenkenner Pompilius und Verehrer des Verdiensts ist die Rede? Alle diese Fragen begegnen uns zwar, so oft wir dieses Stück lesen, aber wir sind nicht glücklich genug, sie uns befriedigend zu beantworten.

Aehnliche Bedenklichkeiten und Zweifel sind uns noch in einigen andern Poesien des Verfassers aufgestoßen; allein theils sind wir überzeugt, daß er diese kleinen Mängel und Flecken, sobald er sie suchen will, auch ohne uns, finden wird, theils ziemt es dem Kunstrichter bey einem Buche wie dieß, wohl mehr, denn irgendwo, das Ne quid nimis zu beherzigen. Möchten wir doch etwas dazu beygetragen haben, ein so schönes Kunstwerk,

 nicht,

nicht, in größern Umlauf zu bringen, (das Glück bekannt zu werden, wenn es wirklich ein Glück ist, hat es gefunden,) nein, es dem Publikum als ein solches darzustellen, das einer genauern Betrachtung, als man Werken der Art gewöhnlich angedeihen läßt, werth ist. Uns selbst wird diese feine Gewandheit des Geistes, der sich allen Gegenständen ohne Mühe anschmiegt und für alle den rechten Ton wählt, diese, nicht tiefgelehrte, aber nützliche Lebensweisheit, die nur der Mann von Welt so ungesucht und anspruchslos hinzugeben weiß, diese Eleganz, die nie die Gränzen des Natürlichen überschreitet, und diese Laune, die dem Verfasser, so oft er ihrer bedarf, zu Gebothe steht — uns selbst, hoffen wir, werden alle diese mannichfaltigen Vorzüge, bey den so genannten gründlichen Schriftstellern, entschuldigen, wenn wir, in einen so schönen Genuß verloren, den Werth ihrer tiefsinnigen Untersuchungen nicht so hoch anschlugen, wie andere, und bey einem Buche, das so viele Schönheiten des Styls in sich vereinigt, lebhafter, als sonst, an die Fehler des ihrigen erinnert wurden.

VII. Ernst

VII.

Ernst Platners Neue Anthropologie für Aerzte und Weltweise. Mit besondrer Rücksicht auf Physiologie, Pathologie, Moralphilosophie und Aesthetik. Erster Band. Leipzig, bey Crusius, 1790.

Der Herr Verfasser sagt in der Vorrede: „Gegenwärtige neue Anthropologie ist nicht eine veränderte, oder erweiterte Ausgabe der ältern; sie ist ein davon ganz unterschiedenes, ganz unabhängiges Buch, welches mit jenem nichts gemein hat, als den Verfasser, und nichts ähnliches als den Titel;" *) und wir setzen hinzu: welches die Erwartungen vollkommen befriedigt, wozu uns Platners Name berechtigt. In der That, wir haben darin so viele Wahrheiten in ein neues, wohlthätiges Licht gesetzt, so viele Schwierigkeiten weggeräumt gefunden, daß wir dem berühmten Herrn Verfasser nur im Allgemeinen dafür danken können. Eine Inhaltsanzeige von einem Werke zu machen, das die Liebhaber der Wissenschaften ohnehin schon lesen, wäre eine überflüßige Arbeit. Es bleibt uns daher nichts übrig, als einige Stellen beyzubringen, bey denen uns noch Belehrung zu wün-

*) Daher die ältere Anthropologie, als Compendium, noch immer ihren Werth behält.

wünschen übrig blieb. Hiedurch verdienen wir vielleicht am ersten den Dank der Leser, wenn wir den Hrn. Verfasser veranlassen sollten, das gelegentlich weiter aufzuklären, was uns der völligen Deutlichkeit noch zu ermangeln schien. Wir wählen, dem Zwecke dieser Schrift gemäß, solche Stellen, die auf ästhetische Untersuchungen Bezug haben.

In dem Abschnitte: von Ueberzeugung und Zweifel (§. 577 ꝛc.) wird die Ueberzeugung der Vernunft von der Ueberzeugumg des Gefühls unterschieden (588). Die letztere, die man sonst sinnliche Gewißheit nennt, wird nach §. 589 ꝛc. durch Ursachen bewirkt, die theils in dem Menschen selbst liegen, welcher glaubt, theils in der Vorstellung, die geglaubt wird. Diese Wahrheit: daß die Gründe der sinnlichen Gewißheit sowohl subjektiv, als objektiv seyn, ist für eine wichtige ästhetische Theorie, für die Lehre von der Täuschung, von großer Bedeutung. Wir wünschten, daß der Hr. Verfasser auf diese Theorie Rücksicht genommen hätte, die gewiß weniger bearbeitet ist, als sie es zu seyn verdient, und worüber wir seit Sulzer nur erst neuerlich eine tief eindringende Untersuchung erhalten haben. *) Jede Täuschung, als welche uns eine logisch falsche Vorstellung für wahr halten läßt, muß, als solche, subjektive Gründe haben. Sie beruht allezeit auf einem falschen Schlusse des Vernunftähnlichen. Denn, was wir für wahr

*) Eberhards philosophisches Magaz. IV. Band, 1. Stück.

wahr halten sollen, das müssen wir entweder durch unmittelbare Erfahrung, (innre, oder äußre) oder durch einen Schluß erkennen. Ein Drittes giebt es nicht. Das Logisch-Falsche aber kann nicht durch unmittelbare Erfahrung erkannt werden, weil es eben darum nichts Falsches seyn würde. Also durch einen Schluß. Dieß kann aber kein Schluß der Vernunft seyn. Denn die Schlüsse der Vernunft sind objektiv, und, als solche, nicht falsch. Also ein Schluß des Vernunftähnlichen.

Wie nun mit Beyhülfe eines solchen Schlusses die sogenannte pathetische Täuschung (die zunächst von dem Begehrungsvermögen abhängt,) entstehen könne, das ist weniger dunkel. Schwerer ist es, den geheimen Mechanismus der Seele zu enthüllen, welcher bey derjenigen Täuschung in Bewegung ist, die nicht zunächst von einem leidenschaftlichen Zustande, oder überhaupt dem Begehrungsvermögen abhängt, und die in der eben angeführten Abhandlung die räsonnirte Täuschung genannt wird. Jede der schönen Künste bedarf ihrer eignen Art der Täuschung, und jede hat ihre eigenthümlichen Mittel, dieselbe zu bewirken. Diese Mittel zu entwickeln, und sie aufs vortheilhafteste gebrauchen zu lehren, das ist eine Materie, woran der Theoretiker noch manches zu bearbeiten findet.

Die Empfindungen sind (657. 658.) 1) geistige (die vorzüglich in einem Bewußtseyn des geistigen Zustandes bestehen,) 2) thierische, (die mehr den thierischen Zustand vorstellen,) 3) eigentlich menschliche, (die aus einem ohngefähr

gleich großen Bewußtseyn des geistigen und thierischen Zustandes zusammengesetzt sind.)

Jede Empfindung nun ist entweder angenehm oder unangenehm, (613.) macht also entweder Vergnügen oder Mißvergnügen. Von den letztern aber ist Wohlgefallen und Mißfallen zu unterscheiden (629.) Wenn ein Gegenstand die nächste Ursache von einem vollkommnen Zustande der Seele ist, so wird er selbst für etwas Vollkommnes erkannt. Das Bewustseyn jenes Zustandes ist das Vergnügen; das Urtheil über die Vollkommenheit des Gegenstandes, der die nächste Ursache jenes Zustandes (also die entferntere des Vergnügens) ist, macht das Wohlgefallen aus. Hierbey ist uns eingefallen: 1) Der nächste Grund von der Vollkommenheit eines Seelenzustandes liegt eigentlich in den Vorstellungen, in den Thätigkeiten der Seelenkräfte selbst; darin, daß die erstern eine angemeßne Beschäftigung für die letzern ausmachen; 2) Wenn daher der Unterschied, den der Herr V. zwischen Vergnügen und Wohlgefallen macht, wie wir nicht zweifeln, im allgemeinen richtig ist, so dürfte doch das letztere nicht immer in einem Urtheile über die Vollkommenheit des Gegenstandes, als solchen, bestehen; sondern auch ein Urtheil blos über die Vollkommenheit der Vorstellung von ihm seyn können. Das erhellet daraus, daß wir nicht selten an der Vorstellung blos eingebildeter, oder auch solcher Gegenstände Wohlgefallen finden, denen wir, als Gegenstände betrachtet, eine große Unvollkommenheit beymessen. Dieß ist

auch

auch Mendelssohns Meynung, mit dem der Herr Verf. einstimmig zu seyn scheint (631. Anm.) Mendelssohn hat bewiesen: daß dieß gerade einen eigenthümlichen Charakter der Schönheit eines Gegenstandes ausmache, daß die bloße Vorstellung von ihm mit Wohlgefallen verknüpft ist. Hierin ist ihm auch Herr Kant gefolgt. Er sagt (Kritik d. U. S. 6.): „Wenn man frägt, ob ein Gegenstand schön sey? so will man nur wissen: ob die bloße Vorstellung davon in mir mit Wohlgefallen begleitet sey!"

Hierzu erfordert er, daß die Einbildungskraft durch die Vorstellung zu einem freyen Spiele dergestalt belebt werde, daß auch der Verstand Einheit darin finde; also, daß die Vorstellung eine angemeßne Thätigkeit unsrer Kräfte hervorbringe.

Die eigentlich menschlichen Empfindungen sind, nach §. 793. von dreyerley Art: 1) Empfindungen des gemeinen sinnlichen Vergnügens; 2) Empfindungen an ästhetischen und moralischen Vollkommenheiten; 3) Empfindungen, welche auf Neigungen gegen die Menschen insbesondre beruhen. Wir wollen uns bey denen von der zweyten Art aufhalten. „Zu den angenehmen Empfindungen," heißt es §. 797., „welche theils aus der ästhetischen, theils aus der moralischen Vollkommenheit entspringen, gehören: die Empfindungen des Großen, Erhabnen, Starken, Schönen, Edlen, Niedlichen; so wie auch das Vergnügen an dem Naiven, an Nachahmung und Gegensatz; an dem Neuen, an Mannichfaltigkeit und Wechsel,

sel, an dem Wunderbaren, und an Schicklichkeit.“

Sehr treffend erläutert der 799ste §. die Analogie, die zwischen den Empfindungen und der Größe in sichtbaren, räumlichen Dingen, und derjenigen, die wir unräumlichen Dingen beymessen, so auffallend ist. Ursprünglich entwickeln sich die Empfindungen der Größe an sichtbaren Gegenständen. Diese vereinigen Vieles, das außereinander ist, in Eins. Sie erwecken viele Vorstellungen, die leicht in ein Ganzes zusammen fließen. Der nämliche Zustand der Seele ist der Erfolg des Eindrucks, den die Größe unräumlicher Gegenstände auf uns macht, da diese gleichfalls Vieles, das nur nicht außer einander ist, in Eins vereinigen. Die Aehnlichkeit der Wirkungen wird, nach einer gewöhnlichen Täuschung, auf die Objekte übergetragen. Daher denken wir uns auch die Größe der unräumlichen Dinge als eine räumliche Ausbreitung. Dieß ist, wie wir glauben, der Sinn des Hrn. Verfassers.

Die Empfindungen des Großen drücken sich sehr lebhaft im Körper aus (800.) „Das Auge, der Mund, und jeder Theil des Angesichts werden mehr auseinander gezogen; die Brusthöhle wird aufgetrieben; ja sogar die Adern, nebst dem Herzen scheinen Erweitrung zu empfangen.“ Diese Erscheinung wird hergeleitet aus einer gewissen Sympathie der Seele, wonach sie gewissermaßen das selbst wird, was die Objekte ihrer Vorstellungen sind; wonach also ihre Kräfte bey dem Gedanken

ken an große Gegenstände erweitert werden müssen, (800. 626.)

Wir glauben eines Theils, daß sich der Ausdruck der Empfindungen des Großen noch weiter erstrecke, und anderntheils, daß er durch die angegebne Ursache nicht erklärt werde. Die erwähnten Empfindungen werden auch in den mehr willkührlichen Bewegungen, ja! durch eine Ausdehnung des ganzen Körpers abgebildet. Wir richten uns aufwärts bey dem Anblicke des Großen; wir begleiten den Vortrag eines großen Gedanken mit hoch aufgehabnen Händen. Der Grund von allen diesen Erscheinungen liegt, wenigstens zum Theil, in dem doppelten Bestreben der Seele, die Vorstellung des Großen theils recht klar zu machen, theils sich zu erleichtern. So wird z. B. die Hand in die Höhe gehoben, um die Größe des vorgestellten Gegenstandes in einem nachahmenden Bilde anschaulich darzustellen; wodurch der angedeutete doppelte Zweck erreicht wird. Daß die Empfindungen des Erhabnen sich von den Empfindungen des blos Großen specifisch unterscheiden, scheint bey §. 802 ꝛc., und zwar mit Recht, vorausgesetzt zu werden. Ob aber dieser Unterschied getroffen ist? „Die Empfindungen des Erhabnen," heißt es am angeführten Orte, „sind das Bewußtseyn eines ausnehmenden Grades von Wirksamkeit unsrer Natur, wodurch wir dem Einflusse der Dinge entzogen werden, die sonst und außerhalb diesem Zustande Gewalt über uns haben." Sonach wären diese Empfindungen von den Empfindungen

des

des blos Großen nicht verschieden. Denn die letztern (man vergleiche §. 798.) geben auch ein Bewußtseyn eines hohen Grades von Wirksamkeit unsrer Natur, unsrer geistigen und thierischen Kraft. Das Erhabne muß, nach dem Urtheile mehrerer scharfsinnigen Kunstrichter, sinnlich unendlich seyn. Das nennt Herr Kant: es muß die Idee des Unendlichen erregen. Ein solcher Gegenstand ist also (da die Idee des Unendlichen nur von dem Verstande gedacht wird, aber keine anschauliche Vorstellung ist,) für die anschauliche Erkenntniß unerreichbar. Er erweckt daher von dieser Seite das Gefühl von einer Beschränkung unsrer Kraft. Darin liegt der Grund von der Achtung und Ehrfurcht, die das Erhabne gebietet; und eben darin auch der eigenthümliche Charakter, der die Empfindungen des Erhabnen auszeichnet. Sie erheben und demüthigen uns zu gleicher Zeit; das erste durch die höchst erweiterte Thätigkeit unsrer Kraft, das andre durch das Gefühl einer Beschränkung derselben. Sie sind daher nicht blos das, wofür sie der 802te §. ausgiebt, nicht blos ein Bewußtseyn eines ausnehmenden Grades von Wirksamkeit unsrer Natur. Vielleicht könnte, dem 1002ten §. zufolge, eingewandt werden: die von uns charakterisirte Empfindung sey Bewundrung, und diese müsse von der Empfindung des Erhabnen unterschieden werden. Allein dann ist die Bewundrung entweder ein eigenthümliches Attribut der Empfindung des Erhabnen, und kann also zu einer Nominal-Erklärung der letztern gebraucht werden,

den, oder diese ist von der Empfindung des blos Großen gar nicht specifisch verschieden. Im ersten Falle haben die Kunstrichter, unter denen §. 802. Eberhard genannt wird, nicht Unrecht, welche die Empfindung des Erhabnen durch Bewundrung erklären.

Uebrigens ist das Erhabne, so wie alle ästhetische Größe, etwas Relatives. Für eine unendliche Vorstellungskraft würde gar kein Gegenstand erhaben seyn.

„Die Empfindungen des eigentlich Schönen (809.) lassen die Seele eine Thätigkeit fühlen, die sich durch eine leichte Allmählichkeit auszeichnen. Hierunter wird verstanden: das Sanfte, Stetige, Ununterbrochne, leicht in einander Uebergehende in den Bewegungen der Seele.“ Sehr scharfsinnig bauet der 813te §. hierauf die Bemerkung: daß die genannten Empfindungen vorzüglich geschickt seyn, Entzückung mit allen ihr anhangenden Folgen der Schwärmerey, Ausgelassenheit, Uebertreibung, Thorheit, u. s. w. zu bewirken. „Denn wenn die Vorstellungen leicht und stätig dahin fliessen, so ziehen sie das Bewußtseyn ganz auf sich hin, und von dem Gefühl der selbsteignen Person ab. Eine angenehme Empfindung aber, in welcher das Bewußtseyn der Persönlichkeit verdunkelt wird, ist Entzückung.“ Den folgenden §§. aber können wir nicht beystimmen. Nach dem 814ten ist „der ursprüngliche, eigentliche Gegenstand der Empfindungen des Schönen die sichtbare, geschlechtsmäßige Schönheit des menschlichen, vornehmlich

nehmlich des weiblichen, oder überhaupt jugendlichen Körpers, mit sanfter Vollkommenheit des Geistes verbunden," und schön überhaupt ist das, „was durch seine Eigenschaften mit dem geschlechtsmäßig liebenswürdigen eine Verwandschaft hat, und Bewegungen der Geschlechtsliebe, obwohl ohne Bewußtseyn, erwecken kann."

Wenn der menschliche Körper der ursprüngliche eigentliche Sitz des Schönen seyn soll, so kann das zweyerley heißen. Entweder heißt es

1) An ihm entwickeln sich die Empfindungen des Schönen zuerst, der Zeit nach. Aber das wäre offenbar falsch. Der Knabe findet viel früher Wohlgefallen an einer schön gezeichneten Tulpe, an einer schönen Musik, als an der Schönheit des menschlichen Körpers; zumal sofern dieß Wohlgefallen auf der Geschlechtsliebe beruhen soll. Denn diese kann doch, als vom Körper abhängig, erst mit gewissen Jahren erwachen.

Oder es heißt

2) Der menschliche Körper habe Schönheit im engern und eigentlichen Sinne; so daß die übrigen Gegenstände nur wegen einer Analogie mit der Schönheit des erstern schön genannt werden.

Nun ist zwar unläugbar, daß ein Ideal der Schönheit (für uns) nur im menschlichen Körper anzutreffen sey; da er eine eben so große ursprüngliche Schönheit hat, als jeder andre Körper, und überdem die größte abgeleitete, indem sich gewisse Vollkommenheiten des Geistes nur in ihm, andre doch in ihm vorzüglich, lebendig und anschaulich dar-

darstellen. Allein das berechtigt noch nicht einmal zu der Behauptung, daß nur der menschliche Körper im eigentlichen Sinne schön sey; geschweige denn, daß er es sey, sofern er ein Objekt der Geschlechtsliebe ist. Denn

a) Wenn die Empfindungen des eigentlich Schönen in dem Gefühl einer Thätigkeit bestehn, die sich durch leichte Allmählichkeit auszeichnet, (809); so muß auch jeder Gegenstand eigentlich schön seyn, der eine solche Thätigkeit unsrer Kräfte erzeugt; er mag nun mit einem Objekte der Geschlechtsliebe Verwandschaft haben, oder nicht. Ja! im erstren Falle kann er nicht einmal um dieser Verwandschaft willen schön heißen, wenn er schon für sich die beschriebne Thätigkeit unsrer Kräfte erzeugt. Ein Gebäude kann schön seyn; obwohl nicht abzusehen ist, wie der Anblick desselben Bewegungen der Geschlechtsliebe erregen könne.

b) Noch mehr! Selbst der menschliche Körper ist überall gar nicht schön, insofern er Objekt der Geschlechtsliebe ist. Alle Schönheit wird als objektiv vorgestellt, als etwas Wohlgefallendes, was dem Gegenstande an sich betrachtet inhärirt. Dagegen ist das Wohlgefallende des menschlichen Körpers, sofern er Objekt der Geschlechtsliebe ist, blos eine Beziehung desselben auf die Befriedigung eines thierischen Triebes. Dieses Wohlgefallende, als solches, kann demnach gar nicht zur Schönheit gezählt werden.

Hiemit wird aber nicht geläugnet, daß sich die Geschlechtsliebe in die Empfindungen des Schönen

am menschlichen Körper gewöhnlich mit einmische. Vielmehr ist dieß, wegen der Thätigkeit des Geschlechtstriebes, welcher der Willkühr nur mittelbar unterworfen ist, gewiß meist der Fall; und es ist zu zweifeln, ob das Wohlgefallen des Mannes an weiblicher Schönheit, und umgekehrt, oft ein reines Wohlgefallen an Schönheit sey?

Da nun die Empfindungen der Schönheit in andern Gegenständen mit den Empfindungen des Schönen am menschlichen Körper von einerley Art, ihnen also ähnlich sind; so können sich in manchen Fällen die Nebengefühle, die sich mit den letztern verbanden, auch mit den erstern associiren. Daher kömmt dann die Verwandtschaft, die der Herr Verf. zwischen „den Empfindungen des Schönen und den wonnevollen Empfindungen der Geschlechtsliebe“ findet (814. 815.)

Das Urtheil §. 816. bedürfte also einer Einschränkung: „daß die Empfindungen des Schönen ungleich weniger werth seyn, als die Empfindungen des Großen und Erhabnen,“ und zwar darum, „weil sie durchaus Geschlechtsempfindungen bey sich führen.“ Dieß ist nur eine zufällige Verknüpfung, die den Empfindungen des Schönen nicht wesentlich, oder eigentlich gar nicht angehört. Sie kann also den Werth dieser Empfindungen nicht herabwürdigen.

Die Sache von einer andern Seite betrachtet, so scheint uns die Natur, wenn sie sich in das Gewand der Schönheit hüllt, einen viel edlern Zweck zu haben, als die Geschlechtsliebe (durch so mannich-

nichfaltige, ihr dargebotne Objekte) zu beleben. Uns ist die eigentliche Schönheit ein Sinnbild geistiger, und insbesondre moralischer, Vollkommenheit, dessen Anschaun zur Erhöhung der letztern, (also auch zur Mäßigung der Geschlechtsliebe) mitwirken soll. Die harmoniereiche Zusammenstimmung des Mannichfaltigen eines schönen Gegenstandes ist eine anschauliche Darstellung der Harmonie der Seelenkräfte, die Plato die Musik derselben nannte, und in denen eben die geistige Vollkommenheit besteht; und durch das Anschauen des Schönen werden die Seelenkräfte zu einem harmonischen Spiele belebt. Daher sind wir auch so geneigt, bey körperlicher Schönheit sittliche Vollkommenheiten, bey Häßlichkeit das Gegentheil, zu erwarten. Daher scheint ferner die ganze vernunftlose Schöpfung, der es an Begriffen von geistiger Vollkommenheit fehlt, für die Eindrücke des Schönen überall unempfänglich zu seyn. Daher endlich lehrt die Erfahrung, daß Bildung und Verfeinerung des Geschmacks zur Bezähmung heftiger Begierden kein unwirksames Mittel sey.

Wie das Naive, nach der Behauptung des 827sten §., zuweilen auch Natur mit dem Anscheine der Kunst seyn könne, das leuchtet uns nicht ein. Denn das Naive ist, nach der eignen Erklärung des Hrn. Verf. (824.) „das Natürliche, Kunst- und Zwanglose in den geistigen Eigenschaften des Menschen.“ Wenn es nun den Anschein der Kunst hätte, so wäre es nicht kunstlos. Denn für die sinnliche Erkenntniß sind die Dinge

das, was sie zu seyn scheinen. Ein solches Ding kann also nicht naiv seyn; wohl aber dasjenige, das mit der größten Kunst hervorgebracht ist, die Hand des Künstlers aber nicht bemerken läßt. Die vorliegende Erklärung des Naiven scheint uns auch zu weit zu seyn. Es giebt in den geistigen Eigenschaften des Menschen vieles, was natürlich und zwanglos ist, oder doch als solches empfunden wird, und was sich dennoch nicht zu dem Naiven zählen läßt. Jeder Charakter in einem Drama soll natürlich, kunst- und zwanglos, nicht jeder soll naiv seyn. Ein glänzender Witz, und die Einfälle desselben sind zwanglos, aber nicht immer naiv; die Sitten unsrer gewöhnlichen Landleute sind kunstlos, aber nicht naiv. Welches ist also das Merkmal, welches zu dem Begriffe noch hinzukommen muß?

Zuförderst wird von dem Naiven alles das Simple ausgeschlossen, was als eine bloße Unvollkommenheit erscheint. Denn alsdann kann es kein Wohlgefallen erwecken, und alles Naive ist mit Wohlgefallen begleitet. Der Fall aber tritt ein, wenn das Simple aus einem Mangel des Verstandes, oder der moralischen Bildung zu entspringen scheint. Daher ist das Betragen des (vornehmen oder geringen) Pöbels nicht naiv, so simpel es zuweilen auch ist; daher sind ferner im bösen Sinn einfältige Urtheile, bey aller Simplicität, nicht naiv. Es giebt irgend ein Lustspiel, worin sich ein Stiefsohn der Natur bey dem ersten Besuche, den er seiner Verlobten abstattet, folgender Gestalt benimmt. Man hat ihn mit der

An-

Anweisung versehen, daß der Wohlstand einen Handkuß erfordere. Unglücklicherweise hat die junge Dame Handschuh an. Das setzt ihn in eine Verlegenheit, woraus er sich nur durch die Bitte zu retten weiß: daß sie doch einen Handschuh ausziehen möchte, weil er gern ihre Hand küssen wolle. Das war sehr simpel, aber nicht naiv!

Ferner ist von dem Naiven auch alles das Simple ausgeschlossen, was nicht sinnlich und anschaulich, als solches, erkannt wird. Dieß folgt aus der Natur eines ästhetischen Prädikats von selbst. Der Gedanke: wenn $a\,b = c$ ist, so ist $a = \frac{c}{b}$, dieser Gedanke ist gewiß sehr simpel, aber nicht naiv, und zwar darum nicht, weil die darin enthaltne Wahrheit nicht sinnlich und anschaulich ist.

Daher erklären die Kunstrichter das Naive durch den höchsten Grad des Simpeln. Denn hiezu gehört auch, daß es sinnlich und anschaulich als solches erkannt werde. Am alleranschaulichsten aber wird die Simplicität, besonders in menschlichen Handlungen, in die Augen fallen, wenn dieselbe, als solche, mit objektiven Gründen kontrastirt, oder einer Ueberlegung entgegen ist, die sich damit associirt. Aus diesem Kontraste kann eine wichtige, oder unwichtige Unvollkommenheit entspringen. Im ersten Falle wird das Naive rührend, im andern lächerlich werden; und wenn wir diese Art das Naive im engsten Sinne nennen wollten, so würde dasselbe jederzeit entweder rührend seyn, oder zum Lachen disponiren. In beiden Fäl-

 len

len muß der gedachte Kontrast nicht aus gänzlichem Mangel an intellektueller und sittlicher Bildung, sondern aus Unbefangenheit und Unschuld herzurühren scheinen. Daher fließt das Vergnügen am Naiven gewiß zum Theil aus der Quelle, die der 829ste §. aufdeckt. „Die Liebe zur Natur und Freyheit erzeugt eine, mit oder ohne Bewußtseyn, fortwirkende Sehnsucht nach dem Stande der unverkünstelten freyen Natur, und ein lebhaftes Vergnügen über jede Erscheinung in den Begriffen, Gesinnungen, Empfindungen, Handlungen, Einrichtungen des Menschen, welche etwas davon verräth, und an den Einfluß der bürgerlichen Gesellschaft auf seine Art, in der Welt zu seyn und zu leben, nicht erinnert. Daher (830) beruht das Vergnügen an dem Naiven mehr auf dem Einfluß gewisser Ideenverbindungen, als auf Eigenschaften des Naiven selbst.“

Das Simple kann nun aber auch, ohne Kontrast mit objektiven Gründen, direkt als solches angeschaut werden; und es kann darin einen Grad geben, der sich schon zu dem Naiven zählen läßt. Dieses wäre dann das Naive in weiterm Sinne; und von dieser Art ist, in den meisten Fällen, die Naivetät, die wir dem Ausdrucke der Gedanken zuschreiben. Ein solcher Ausdruck gewährt das Gefühl der höchsten Leichtigkeit, er scheint ohne die mindeste beabsichtigte Anstrengung hervorgebracht zu seyn,

— — ut sibi quivis
Speret idem, sudet multum, frustraque laboret,
Ausus idem.

Die Theorie des Lächerlichen enthält einige Lehrsätze, die wir uns nicht getrauen zu unterschreiben. „Mit Ausschluß der Dinge, heißt es §. 876, die Lachen erregen, ohne lächerlich zu seyn, beruht das wahre Wesen des Lächerlichen in Unvollkommenheiten des Menschen, welche unter solchen Verhältnissen erscheinen, daß sie neben dem Mißvergnügen, welches von der Unvollkommenheit abhängt, ein zufälliges Vergnügen verursachen können."

Was für Dinge das seyen, die Lachen erregen und doch nicht lächerlich sind, das wagen wir nicht mit Sicherheit zu bestimmen. Denn wir wissen nicht, was lächerlich sey, wenn es das nicht ist, was Lachen erregen kann, folglich auch, was wirklich Lachen erregt. Inzwischen, da der Hr. Verf. das Lächerliche auf Bestimmungen des Menschen einschränkt; so scheint er darunter die Dinge zu verstehen, die in der vernunftlosen und unbeseelten Schöpfung Lachen bewirken können, und also nach dem gemeinen Sprachgebrauche lächerlich heißen müssen. Dergleichen Dinge aber giebt es sehr viele; und zwar von der Art, daß sie auf Bestimmungen des Menschen entweder gar keine, oder eine so entfernte Beziehung haben, (wie z. B. durch eine sehr entfernte Aehnlichkeit,) daß man daran gewiß nicht denkt, wenn man über sie lacht.

lacht. Warum aber diese Dinge, gegen den gemeinen Sprachgebrauch, von der Klasse des Lächerlichen ausgeschlossen werden, davon ist der Grund nicht angezeigt, und wir wissen ihn nicht zu suppliren. Nach des Hrn. Verfassers Theorie gehört zum Lächerlichen nur das, was andre Kunstrichter komisch nennen, und worunter sie das Lächerliche verstehen, sofern es in Bestimmungen des Menschen liegt.

Der 878ste §. unterscheidet das Komisch-Lächerliche von dem Satyrisch-Lächerlichen auf folgende Art. „Das Komisch-Lächerliche hat zum Inhalt unwichtige menschliche Unvollkommenheiten und Uebel; wie z. B. Fehler der Gestalt, Gesichtsbildung, Stellung, Stimme, Aussprache, Wortsetzung, Kleidung, Mode, Lebensart, u. s. w. Das Satyrisch-Lächerliche hat zum Inhalt wichtige, d. h. für die Glückseligkeit der Welt überhaupt bedeutende Unvollkommenheiten des Menschen, und zwar vornämlich moralische: Wollüstigkeit, Geiz, Stolz, und alle Untugenden des Betragens, die von der unsittlichen Behandlung der drey Hauptneigungen des menschlichen Willens abhangen, u. dergl.“

Es gäbe sonach zwo Hauptarten des Lächerlichen. Das Lächerliche wäre entweder komisch, oder satyrisch. Da die Glieder einer Disjunktion sich einander ausschließen; so folgt: daß das Komisch-Lächerliche nicht satyrisch, und dieses umgekehrt nicht komisch seyn könne. Wollüstigkeit, Geiz, Stolz, und die übrigen Untugenden, die der 878ste §. zu dem Satyrisch-Lächerlichen zählt, könnten

also

also nicht komischlächerlich seyn. Diese Behauptung aber hat die Erfahrung gegen sich, indem von den erwähnten Unvollkommenheiten schwerlich eine genannt werden kann, die nicht bereits auf der ächt komischen Schaubühne dem Gelächter preis gegeben wäre.

In den Werken der Kunst könnte man freylich das Komisch-lächerliche von dem Satyrisch-lächerlichen unterscheiden. Aber der Unterschied läge dann blos in der Behandlungsart des Gegenstandes; und nach diesem Eintheilungsgrunde ließen sich dann noch mehrere Arten des Lächerlichen aufstellen, wie z. B. das epigrammatisch Lächerliche. Objektiv aber ist der Unterschied nicht. Das Lächerliche, an sich betrachtet, ist durchgängig von einerley Art; und wenn der Unterschied des Komischen und Satyrischen darin liegen soll, daß das letztere wichtige, für die Glückseligkeit bedeutende, Unvollkommenheiten zum Inhalte haben soll, das erstere dagegen nur unwichtige und unbedeutende; so ist es freylich wahr, daß es viele lächerliche Unvollkommenheiten giebt, die für die Satyre nicht wichtig genug, oder vielmehr, ihrem Zwecke nicht angemessen sind, indem sie das Unsittliche bestrafen und bessern soll; allein wenn die Satyre wichtige Unvollkommenheiten lächerlich macht, so betrachtet sie dieselben in sofern gewiß nicht in ihren wichtigen Beziehungen. Die bedeutenden Unvollkommenheiten haben auch ihre unwichtigre Seite. Die Wollüstigkeit z. B. kann angesehen werden von der Seite der kleinlichen Armseligkeiten, wozu sich

ihre Diener auf mannichfaltige Art herabwürdigen, oder der beschämenden Verlegenheiten, worin wir dieselben in so manchen Situationen antreffen. Diese unwichtigern Seiten faßt die Satyre auf, wenn sie sich mit lachendem Spotte bewaffnet, eine Geißel, deren sie sich keinesweges immer bedient. Hierin scheint uns der Herr Verfasser selbst beyzustimmen, wenn er es §. 892. für eine Haupteigenschaft des wahren Satyrikers erklärt, daß er komische Laune habe, „um die Thorheit von der Seite zu sehen, von welcher sie dem erdichtet Komischen ähnlich ist.“ Wozu das, wenn nicht der Gegenstand der Satyre nur in sofern lächerlich wäre, als er in seinen unwichtigern Beziehungen vorgestellet wird?

Ueberhaupt verträgt sich der Affekt des Lachens durchaus nicht mit einer wichtigen Betrachtung. Er ist ein leichtes Spiel der Seelenkräfte, das durch jede merkliche Anstrengung zerstört wird, vorzüglich aber, da er im höchsten Grade sinnlich ist, durch jede merkliche Thätigkeit des Verstandes. Ohne diese aber kann eine für die menschliche Glückseligkeit bedeutende Unvollkommenheit als solche gar nicht vorgestellt werden. Sofern also die Satyre wichtige Unvollkommenheiten als solche, in ihren wichtigen Beziehungen, darstellt, sind sie überall nicht lächerlich, und machen also keine besondere Art des Lächerlichen aus. Sofern sie lächerlich werden sollen, müssen sie von ihrer unwichtigern Seite dargestellt werden; und was also lächerlich dabey ist, das ist mit demjenigen von einerley Art, was der

Herr

Herr Verf. das Komisch-lächerliche nennt, d. i. unwichtige Unvollkommenheit. Wir können sonach dem Hrn. Verf. nicht beystimmen, wenn er §. 894. Anm. diejenigen Philosophen tadelt, die, wie Aristoteles, Home, Eberhard, behaupten: daß das Lächerliche allezeit unwichtige Unvollkommenheiten zum Inhalt habe.

Nach §. 880. entsteht das Vergnügen an dem Komisch-Lächerlichen in der Natur unter andern „aus der Verwechselung der wirklichen Unvollkommenheit mit einer erdichtet komischen Erscheinung. Indem wir z. B. jemanden stottern hören, so verwechselen wir ihn, der diese Unvollkommenheit hat, mit einem Schauspieler, oder sonst einem kurzweiligen Menschen, der sie nur nachahmt. Daher (Anm.) gehört zu dem Gefühl des Komischen, welches in dem wirklichen Leben erscheint, eine gewisse Bekanntschaft mit dem Komischen in der Kunst.“

Wir glauben umgekehrt, daß das letztre seine Wirksamkeit erhalte durch Aehnlichkeit mit der Natur. Denn, wenn ein Gegenstand, den die Kunst darstellt, nicht für sich, und also auch in der Natur, durch Erregung des Lachens Vergnügen macht; so könnte ers nur als Kunstdarstellung. Mithin müßte 1) jeder lächerliche Gegenstand, der uns in der Natur ergötzt, für Kunstdarstellung gehalten werden; wie auch der Herr Verf. behauptet. Dagegen aber streitet die Erfahrung. So wird z. B. das Naive, was lächerlich ist, nicht für Kunstdarstellung gehalten; es würde eben darum nicht naiv

seyn.

seyn. 2) Dann wäre es falsch, daß der Künstler, der uns durch Darstellung des Lächerlichen ergötzen will, um so besser auf uns wirken werde, je mehr er uns die Kunst vergessen, und uns glauben macht, daß wir die wirkliche Welt vor uns sehen.

VIII.

Darstellung und Erläuterung der Kantischen Kritik der ästhetischen Urtheilskraft; von Friedr. Wilh. Dan. Snell, außerordentlichen Professor der Philosophie zu Gießen, 1791. 246 Seiten in 8. Mannheim, bey Schwan und Götz.

Eben das, was Hr. S. mit der Kantischen Kritik der praktischen Vernunft zu thun versucht hat, nämlich die vornehmsten Punkte derselben deutlich und populär darzustellen, will er auch hier mit der Kritik der ästhetischen Urtheilskraft, als dem ersten Theile von Kants Kritik der Urtheilskraft, thun. Wir halten aber dieses Unternehmen für fruchtlos und vergeblich. Denn eine Metaphysik des Geschmacks ist kein Gegenstand für den gemeinen Verstand, der, mit Vorbeygehung aller Spekulation, sich blos an Erfahrungen hält; ihre Hauptsätze sind auch, da sie auf bloßen Ideen beruhen, denen in

der

der Erfahrung kein Gegenstand entspricht, gar keiner Erklärung fähig; da sich nur das erklären läßt, was wir auf Gesetze zurückführen können, deren Gegenstand in irgend einer möglichen Erfahrung gegeben werden kann; und es keine Beyspiele zur Erklärung giebt, die jenen Ideen analog wären. Erklären läßt sich also hier in eigentlichem Verstande nichts, wohl aber verständlicher, begreiflicher, faßlicher machen; dieses setzt aber einen Mangel in der Darstellung der Begriffe und Ideen voraus, der auch selbst die spekulative Vernunft hindert, den Sinn und Zusammenhang der Gedanken einzusehen und zu fassen. Einen solchen Mangel kann man aber Hrn. Professor **Kant** nicht vorwerfen, und wahrscheinlich ist auch Herr Professor **Snell** weit davon entfernt, ihm diesen Vorwurf zu machen; ob er schon nothwendig glauben muß, daß sich manches doch durch einen passendern Ausdruck und weitere Entwickelung faßlicher machen lasse. Aber gerade bey den schwersten Stellen des Kantischen Werks finden wir Hrn. S. am unthätigsten, indem er sich entweder blos an Kants Worte selbst hält, und wohl gar noch manches übergeht, was Kant wohlbedächtig hier und da mit verändertem Ausdruck, zur Faßlichmachung seiner Sätze, beygebracht hat; oder er ist zu kurz, wo Kant mit Fleiß, um seine Leser in das Innere seines Sinnes dringen zu lassen, umständlicher gewesen ist; dahingegen ist Herr S. am ausführlichsten, wo Kant selbst auch für den gemeinen Verstand faßlich gewesen ist. So erfährt man z.

B. um

B. um nur zwey der wichtigsten und schwersten Sätze Kants auszuheben, nicht, was derselbe unter den mannichfaltigen Formen der Natur, oder den Modifikationen der allgemeinen transscendentalen Naturbegriffe verstehe, die, da sie durch die allgemeinen Gesetze, welche der Verstand a priori giebt, weil sie nur auf die Möglichkeit einer Natur, als Gegenstandes der Sinne, überhaupt gehen, unbestimmt gelassen werden, doch auch ihre Gesetze haben müssen, von welchen Kant behauptet, daß sie als solche nur in einem eigenen Princip der reflektirenden Urtheilskraft ihren Grund haben können; und der Verfasser geht darüber so flüchtig hinweg, als wenn die Sache jedem, auch dem gemeinen Verstande, von selbst einleuchtete.

Wir wollen versuchen diese Sache faßlich zu machen. Form heißt überhaupt, die Art, wie wir uns etwas denken, oder die Art wie etwas außer unserer Vorstellung vorhandenes eine Ursache der Veränderung in unserm Bewußtseyn werden kann. Außer der Art und Weise Gegenstände zu denken, die durch die Bedingungen der Zeit und des Raums in Verbindung mit den reinen Verstandesbegriffen bestimmt wird, als woraus eine logisch bestimmte Erkenntniß entsteht, giebt es hauptsächlich noch zweyerley Arten, wie Gegenstände Ursachen von Veränderungen unseres Vorstellungsvermögens werden können. Einmal, indem wir sie als Mittel zu Zwecken betrachten; zweytens, indem wir blos auf den Eindruck achten, den unser Gefühl der Lust und Unlust in der Anschau-

schauung des Gegenstandes empfangen hat. Diese zwey letztern Fälle stehen unter der Gesetzgebung der reflektirenden Urtheilskraft; jener erste hingegen unter der des Verstandes und der bestimmenden Urtheilskraft.

Betrachten wir die Dinge der Natur als Mittel zu Zwecken, so kann, da uns weder ein Zweck noch etwas als Mittel zu einem Zwecke in der Anschauung gegeben ist, unser Verstand hier weder seine Categorien in Anwendung bringen, noch seine auf dieselben gegründeten Gesetze geltend machen; denn jene sind nur auf wirkliche Anschauungen anwendbar, und die Anwendung der letztern findet nur statt, wenn Anschauungen verknüpft werden sollen. Um also die Dinge der Natur als Mittel zu Zwecken zu erkennen, und in ein systematisches Ganze zu vereinigen, muß die reflektirende teleologische Urtheilskraft mit dem ihr eigenthümlichen Princip einer objektiven Zweckmäßigkeit ins Mittel treten. Sie nimmt nämlich an, daß irgend ein Verstand, obwohl nicht der unsrige, Zwecke in die Natur der Dinge gelegt habe, die durch die Formen und Gestalten der Dinge, als Mittel dazu, erreicht werden sollen.

Eben so unthätig bleibt der Verstand und die bestimmende Urtheilskraft, wenn wir die Dinge der Natur nach dem Eindrucke betrachten, den ihre Anschauung auf unser Gefühl der Lust und Unlust gemacht hat. Denn es läßt sich nicht sagen, daß die Art dieses Eindrucks, die blos subjektiv ist, eine Eigenschaft sey, die an den Gegenständen angeschauet

schauet werden könnte. Folglich ist die Erkenntniß, die uns die Veränderung unseres Gefühls der Lust und Unlust gewährt, ein bloßes Produkt der reflektirenden ästhetischen Urtheilskraft. Wir beurtheilen einen Gegenstand als schön oder häßlich, nach dem Eindrucke, den seine Form oder Gestalt auf unser Gefühl der Lust und Unlust gemacht hat; und der Grundsatz der ästhetischen Urtheilskraft ist die subjektive Zweckmäßigkeit; die reflektirende Urtheilskraft nimmt an, daß die Formen und Gestalten der Dinge, eben darum, weil sie in der Auffassung derselben vor allem Begriffe mit den Erkenntnißvermögen, die in der reflektirenden Urtheilskraft im Spiele sind, übereinstimmen, zweckmäßig sind.

Dieses sind denn die zwey Hauptgattungen von Formen der Natur, von Arten, wie wir Dinge der Natur denken, für welche weder Verstand, noch praktische Vernunft gesetzgebend seyn kann; denn das Mannichfaltige, das den Inhalt des Gefühls der Lust ausmacht, ist nicht etwas, das an den Objekten angeschauet, und von dem Vorstande unter einen bestimmten Begriff subsumirt werden könnte; und es hängt schlechterdings nicht von unserm freyen Willen ab, wenn uns ein Gegenstand wohlgefällt oder mißfällt.

Kant nennt diese Formen der Natur auch Modifikationen der allgemeinen transscendentalen Naturbegriffe, ein Ausdruck, der faßlich werden wird, wenn man weiß, daß allgemeine transscendentalen Naturbegriffe, Begriffe a priori sind, die sich

auf

auf etwas, das da ist, oder geschieht, auf Anschauungen und die ihnen entsprechenden Erscheinungen, beziehen lassen; es muß möglich seyn, sie auf Erscheinungen anzuwenden. Ein solcher Begrif ist z. B. der von Substanz, von Ursache und Wirkung. Sobald ich einen solchen Begrif auf einen empirischen Begrif oder auf eine Anschauung anwende, ist er modificirt; denn es mag nun die Vorstellung, zu welcher ich ihn modificire, ein empirischer Begrif oder eine wirkliche Anschauung seyn, so ist in beyden doch immer jener transscendentale Begrif enthalten, und ohne ihn wäre es nicht möglich, das begriffene oder angeschaute Mannichfaltige in eine Einheit des Bewußtseyns zusammen zu fassen. Alle Arten und Weisen nun, wie dergleichen Begriffe sich von Stufe zu Stufe, vom höchsten Genus an durch alle Mittelspecies hindurch bis zur sinnlichen Anschauung — Substanz, vernünftiges Wesen, Mensch, Mann, Individuum, — specificiren lassen, können als soviel Modifikationen dieser allgemeinen transscendentalen Naturbegriffe betrachtet werden, von welchen Modifikationen denn auch jene, die wegen des ästhetischen oder teleologischen Gebrauchs, der von ihnen gemacht wird, durch die allgemeinen Verstandsgesetze, die nur auf die Möglichkeit einer Natur, als Gegenstandes der Sinne, überhaupt gehen, nicht zu bestimmen sind, unter die Gesetzgebung der reflektirenden Vernunft gehören.

Eben so wenig erläutert der Verf. den Grund der Allgemeingültigkeit der Lust in der bloßen Auf-

fassung der Form eines Gegenstandes der Anschauung, und unterläßt sogar dasjenige anzuführen, was Kant an mehrern Stellen seines Werks mit verändertem Ausdruck darüber gesagt hat, ohngeachtet diese veränderten Kantischen Vorstellungsarten sehr vieles zur Faßlichmachung dieses gewiß nicht auf der Oberfläche des Begreiflichen liegenden Gegenstandes beytragen. Hr. S. sagt darüber weiter nichts als: bey den Urtheilen über Schönheit, wenn sie rein sind, kommt das Vergnügen von der freyen Thätigkeit der Einbildungskraft in Auffassung des Mannichfaltigen und des Verstandes in der Zusammenfassung desselben her, welches Kant mit denselben Worten ebenfalls gesagt hatte, und seine unkundigen Leser müssen sich damit begnügen, ohne zu erfahren, auf welche Art sich denn jene Thätigkeit äußere. Weit faßlicher ist Kant selbst, wenn er an einem andern Orte hinzusetzt, daß die Einbildungskraft in der reflektirenden Urtheilskraft nur als Vermögen der Anschauung a priori, und der Verstand, nur als Vermögen der Begriffe überhaupt im Spiele sey, und die Thätigkeit beyder in der reflektirenden U. K. darin bestehe, daß die Einbildungskraft das Mannichfaltige der Formen der Anschauungen, als das gegebene besondere, auffasse, und der Verstand sich nach einem Allgemeinen, einem Begriffe, Princip umsehe, um jenes Besondere darunter zu subsumiren, obwohl er es nicht in sich selbst, unter seinen Categorien, sondern nur in dem der reflektirenden Urtheilskraft eigenthümlichen Princip der

Zweck-

Zweckmäßigkeit finden könne. Dieß will mit andern Worten soviel sagen: Nicht das Mannichfaltige in der Anschauung eines Gegenstandes selbst, sondern nur das Mannichfaltige in der durch das Gefühl der Lust oder Unlust bestimmten Vorstellung des Objekts, wird durch die Einbildungskraft aufgefaßt; sie bemächtigt sich des ganzen Inhalts des Gefühls der Lust oder Unlust, das ein Gegenstand, unangesehen dessen, was er an sich als Erscheinung, als Naturding, seyn möge, in dem Subjekte hervorgebracht hat; und der Verstand sucht, als Vermögen alles Gegebene unter Begriffe zu bringen, ein Allgemeines auf, um jenes Mannichfaltige, zum Behuf einer Einheit desselben, darunter zusammen zu fassen; wiewohl sein Nachsuchen, so lange er in den ihm selbst durch seine Categorien vorgeschriebenen Gränzen bleibt, vergeblich, und nur alsdann von Erfolg ist, wenn er zu der reflektirenden Urtheilskraft und dem derselben eigenthümlichen Princip der Zweckmäßigkeit seine Zuflucht nimmt. — Noch sind wir auf einige Stellen gestoßen, die Uebereilung und Mangel an Genauigkeit verrathen. S. 3 heißt es: „Erst nach der vollständigen Einsicht der Kantischen Theorie werde es dem aufmerksamen Leser leicht fallen, eine richtige Vergleichung zwischen den ästhetischen Schriften der ältern Philosophen und der Critik der Urtheilskraft des Hrn. Prof. Kants anzustellen.“ Hier ist der Ausdruck: ästhetische Schriften der ältern Philosophen, nicht passend. Denn ästhetische Schriften sind solche, die durch Darstellung des Schönen und Er-

habenen selbst die ästhetische Urtheilskraft oder den Geschmack beschäftigen. Der Verf. meynt aber nach dem Zusammenhange nicht diese, sondern solche Schriften, die die Grundsätze der Beurtheilung des Schönen und Erhabenen enthalten. S. 5 dürfte das, was über den Unterschied der drey Gemüthsvermögen, Erkenntnißvermögen, Gefühl der Lust und der Unlust und Begehrungsvermögen, gesagt wird, zur deutlichen Erkenntniß dieses Unterschiedes nicht hinreichen. „Das Erkenntnißvermögen, (heißt es) begreift alles in sich, was die Seele dazu thut, um sich Kenntnisse von Gegenständen zu verschaffen, sie mögen sinnlich oder nichtsinnlich seyn." Der Hr. Verf. erklärt aber nicht allein nicht, was denn das ist, was die Seele, oder besser das Gemüth, um Erkenntnisse von Gegenständen möglich zu machen, hinzu thut; sondern diese Erklärung paßt auch noch überdieses auf das Gefühl der Lust und Unlust; denn auch dieses faßt alles das in sich, was die Seele oder das Gemüth dazu thut, um sich Kenntnisse von den Formen der Dinge zu verschaffen, oder mit andern Worten, um Erkenntnisse von Gegenständen, als schönen, möglich zu machen. Nicht deutlicher wird die Sache, wenn der Verf. unbestimmt hinzu setzt: „Auch diejenige Arten von Thätigkeit des Gemüths, wodurch wir wenigstens uns bemühen, unsere Kenntnisse zu erweitern, oder neue zu erlangen, wenn diese Bemühung auch vergeblich wäre, gehören mit zu dem Erkenntnißvermögen im weitläuftigen Sinne, weil sie doch eine gewisse Beziehung

aufs

aufs Erkennen von Gegenständen haben." Sie gehören eigentlich nicht mit zu dem Erkenntnißvermögen im weitläuftigen Sinne, sondern zu den besondern Arten des Erkenntnißvermögen, dem Verstande, der Urtheilskraft und Vernunft, und das Erkenntnißvermögen überhaupt kann nicht thätig seyn, ohne daß sich diese Thätigkeit in einer dieser ihrer Arten äußerte; es sey nun daß diese Thätigkeit einen glücklichen Erfolg habe oder nicht. Dieser Zusatz trägt mithin zur Begreiflichkeit des Unterschiedes der drey Gemüthsvermögen, da er blos die Arten des Erkenntnißvermögens betrift, gar nichts bey. „Das Gefühl der Lust und Unlust, (sagt Hr. S. weiter) beziehet sich nicht auf Kenntnisse von Objekten, sondern nur auf das vorstellende Subjekt, welches bey gewissen Veranlassungen von diesen Gefühlen afficirt wird." Schwerlich dürfte jemand einen richtigen Sinn mit diesem Satze verbinden können. Das Gefühl der Lust und Unlust bezieht sich auf das vorstellende Subjekt, ist nichts gesagt; oder es ließe sich eben so gut auch sagen: Das Erkenntnißvermögen bezieht sich auf das vorstellende Subjekt; obgleich damit eben so wenig gesagt wäre. Auch ist die Behauptung falsch, daß das Gefühl der Lust und Unlust sich nicht auf Kenntnisse von Objekten beziehe, oder, welches wohl der eigentliche Sinn seyn soll, daß das Gefühl der Lust und Unlust keine Erkenntniß von Objekten gewähre. Warum nicht? Es giebt ja der reflektirenden Urtheilskraft die Data zur Erkenntniß der Gegenstände als wohlgefallender, obgleich

 nicht

nicht durch Begriffe, dennoch mittelst der Art, wie es durch die Vorstellung der Gegenstände afficirt ist. Weit deutlicher und kürzer würde der Verf. gewesen seyn, wenn er gesagt hätte: Jede Veränderung des Gemüths ist irgend eine Vorstellung. Jede Vorstellung läßt sich im Bewußtseyn von dem Subjekte und dem Objekte derselben unterscheiden. Die Vorstellung beziehen wir nun entweder auf ihr Objekt, oder auf ihr Subjekt. Im letztern Falle fühlen wir. Im erstern Falle ist aber das Objekt entweder bereits gegeben und wirklich, oder es soll erst wirklich gemacht werden. Dort erkennen und hier begehren wir. Da nun die Wirklichkeit des Fühlens, des Erkennens und des Begehrens die Möglichkeit des Fühlens, Erkennens und Begehrens voraussetzt, oder, da wir nicht fühlen, erkennen und begehren würden, wenn nicht ein Grund der Möglichkeit dazu in uns vorhanden wäre, so haben wir auch ein Vermögen zu fühlen, zu erkennen und zu begehren, und diese Vermögen heißen wir, das Gefühl der Lust und Unlust, das Erkenntniß- und das Begehrungsvermögen. S. 8 drückt sich der Verf. nicht bestimmt und genau genug aus, wenn er sagt: Der Verstand sey das Vermögen, nach bestimmten Begriffen den Stoff der sinnlichen Anschauung zusammen zu fassen. Es sollte vielmehr heißen: er ist das Vermögen, den Stoff, oder das Mannichfaltige gegebener Anschauungen unter Begriffe zu subsumiren. Außerdem ist auch in diesem Begriffe nicht das Merkmal ausgedrückt, wodurch sich der Verstand von der Urtheilskraft und

der

der Vernunft unterscheidet, sondern nur implicite in demselben enthalten. Es hätte erst bestimmt werden sollen, was Verstand in der weiteren Bedeutung ist, in welcher er den Verstand im engern Sinne, die Urtheilskraft und die Vernunft, unter sich begreift. Er hätte sagen sollen: Verstand im weitern Sinne ist das Vermögen der Begriffe, oder der mittelbaren Vorstellungen. Die Operation, die der Verstand, in dieser Bedeutung, vornimmt, ist dreyerley. Entweder läßt er es blos bey Begriffen bewenden, er bildet blos Vorstellungen, die mehrere einzelne Vorstellungen unter sich begreifen, er verbindet das mannichfaltige Gegebene in eine Einheit: er stellt alsdann das Besondere, die gegebene Anschauung, in einem Allgemeinen, dem Begriffe dar, er **denkt**, — **Verstand in engerer Bedeutung**; oder er verbindet Begriffe mit Begriffen oder Anschauungen, bestimmt das Verhältniß zweyer oder mehrerer Begriffe, oder eines mit einer Anschauung verbundenen Begrifs, zur Einheit des Bewußtseyns; er subsumirt alsdann immer das Besondere unter das Allgemeine — er **urtheilt** — **Urtheilskraft**; oder er verbindet zwey oder mehrere Urtheile zu einem einzigen, leitet aus Urtheilen andere Urtheile ab; er derivirt alsdann das Besondere aus dem Allgemeinen; er **schließt**, und der Verstand in weiterer Bedeutung heißt nun **Vernunft**. Nun erst sieht jeder, worin alle drey von einander unterschieden sind. Wenn S. 9 von dem Verstande gesagt wird, daß er Einheit in die sinnlichen Anschauungen bringe, damit

sie für uns erkennbare Gegenstände würden; so sollte es vielmehr heißen: damit sie erkannt werden; denn erkennbar sind die sinnlichen Anschauungen immer, und sie brauchen es nicht erst zu werden. S. 33 ist der Unterschied der beyden Arten der reflektirenden Urtheilskraft, nämlich der ästhetischen und teleologischen anzugeben vergessen worden, welches doch zur deutlichen Bestimmung des Begrifs der ästhetischen Urtheilskraft gedienet hätte. Nächst diesem könnte man auch, so wie die Worte hier stehen, verführet werden zu glauben, als ob reflektirende und ästhetische Urtheilskraft gleichbedeutend wären. „Diese Verbindung (sagt Hr. S.) des Gefühls der Lust oder Unlust mit der Reflexion über die Natur ist der Grund, warum die reflektirende Urtheilskraft auch die ästhetische heißt.“ Man sollte sonach dafür halten, als ob die Meynung wäre, daß bey den Aeußerungen der reflektirenden Urtheilskraft das Gefühl der Lust oder Unlust immer mit der Reflexion verbunden sey, welches doch nicht ist, da die teleologische Urtheilskraft, die auch ein Zweig der reflektirenden ist, die objektive Zweckmäßigkeit der Natur nicht durch das Gefühl der Lust und Unlust, sondern durch Verstand und Vernunft beurtheilt. S. 59 beweist der Hr. Verfasser, daß wir uns bey allen reinen ästhetischen Urtheilen nothwendig eine Zweckmäßigkeit vorstellen müssen, so: „denn wir empfinden eine Lust bey der Vorstellung schöner Gegenstände, und diese kann nicht anders entstehen, als wenn wir bey unsern Vorstellungen eine gewisse zweckmäßige Uebereinstimmung

stimmung wahrnehmen." Zuförderst kann der Ausdruck, bey der Vorstellung schöner Gegenstände, den Gedanken erregen, als ob Schönheit eine an den Gegenständen selbst objektiv erkennbare Eigenschaft sey, da doch nur das Gefühl des Subjekts der Bestimmungsgrund des Urtheils ist, etwas schön zu nennen. Hiernächst ist der Satz: daß die Lust nicht anders entstehen könne, als wenn wir bey unsern Vorstellungen eine gewisse zweckmäßige Uebereinstimmung wahrnehmen, theils unbestimmt, theils auch nicht richtig. Unbestimmt, weil weder gesagt wird, ob die Vorstellungen unter einander selbst oder mit ihren Objekten übereinstimmen müssen, noch was das für eine gewisse zweckmäßige Uebereinstimmung sey. Unrichtig, weil bey reinen ästhetischen Urtheilen gar nicht von der Wahrnehmung einer zweckmäßigen Uebereinstimmung unserer Vorstellungen die Rede seyn kann. Es sind hier keine Vorstellungen in zweckmäßiger Uebereinstimmung, sondern die Erkenntnißkräfte, die in der reflektirenden Urtheilskraft im Spiele sind; Einbildungskraft und Verstand werden nur als bloße Vermögen der Anschauung und Begriffe in Harmonie gesetzt. Nicht weil Vorstellungen zweckmäßig übereinstimmen, gewährt der Gegenstand derselben Lust, sondern der Grund dieser Lust liegt darin, daß durch eine gegebene Vorstellung jene Erkenntnißkräfte unabsichtlich in Einstimmung gesetzt werden, so wie auch unmittelbar mit dem Begriffe einer Zweckmäßigkeit der Natur, Lust verbunden ist; und nur ein Gegenstand heißt zweckmäßig,

weil seine Vorstellung unmittelbar mit dem Gefühle der Lust verbunden ist. Vorstellungen können auch Begriffe, die auf Erkenntniß gehen, und diese zweckmäßig mit einander verbunden seyn, und mithin übereinstimmen, ohne gleichwohl eine Lust zur Folge zu haben. Dieses, und daß ästhetische Urtheile von Begriffen ganz unabhängig sind, und nur ein bestimmendes Urtheil zur Erkenntniß geben, räumt auch der Verf. anderwärts selbst ein. Ueberdies beweist der angeführte Schluß des Verf. auch nicht, was er beweisen sollte. Denn daraus, daß die Lust bey der Vorstellung schöner Gegenstände aus der Wahrnehmung einer gewissen zweckmäßigen Uebereinstimmung unserer Vorstellungen entstehe, folgt nicht, daß wir uns bey allen ästhetischen Urtheilen nothwendig eine Zweckmäßigkeit vorstellen müssen. Denn eine zweckmäßige Uebereinstimmung unserer Vorstellungen von Gegenständen und Zweckmäßigkeit der Natur, im Sinne Kants, den auch Hr. S. annimmt, sind doch ganz verschiedene Dinge. Ueberhaupt ist der angeführte Satz des Verfassers, daß wir uns bey allen ästhetischen Urtheilen nothwendig eine Zweckmäßigkeit vorstellen müssen, bey Kant nirgend zu finden. Die Vorstellung der Zweckmäßigkeit bey ästhetischen Urtheilen, d. i. die Idee, daß irgend ein Verstand, obwohl nicht der unsrige, den Grund der Einheit der mannichfaltigen Formen der Natur oder der durch die Gesetze, welche der reine Verstand a priori der Natur vorschreibt, unbestimmbare Modifikationen der allgemeinen transcenden-

scendentalen Naturbegriffe enthalte, um für uns in Ansehung derselben eine Erfahrung möglich zu machen, ist auch sicher weder allgemein noch nothwendig in allen Subjekten, wenn sie Gegenstände als schön beurtheilen, vorhanden; wohl aber das Gefühl einer formalen subjektiven Zweckmäßigkeit, das in der mit der Vorstellung, durch welche ein Gegenstand gegeben wird, unmittelbar verbundenen Lust liegt, oder das vielmehr diese Lust selbst ist, die den Bestimmungsgrund des Urtheils ausmacht, und die Harmonie der Erkenntnißkräfte, die in der Urtheilskraft, während sie sich äußert, im Spiele sind, anzeigt. Das Princip der Zweckmäßigkeit trägt eigentlich zur Bildung unserer Urtheile über das Schöne nichts bey, sondern dienet nur zum Behuf der Critik über dieselben, und um ein System der Erfahrungen in Ansehung dessen, was in den besondern empirischen Naturgesetzen durch die allgemeinen von dem Verstande in die Natur gelegten Gesetze unbestimmt gelassen ist, möglich zu machen, und die Arten, wie Vorstellungen von den Dingen der Natur in uns sind, unter eine gesetzliche Einheit zu bringen. Wenn mit der bloßen Apprehension der Form eines Gegenstandes der Anschauung Lust verbunden ist, sagt Kant, so wird die Vorstellung dadurch nicht auf das Objekt, sondern lediglich auf unser Subjekt bezogen, und die Lust kann nichts anders als die Angemessenheit des Objekts zu den Erkenntnißvermögen, die in der reflektirenden Urtheilskraft im Spiele sind, und so fern sie darin sind, also blos eine formale subjektive

Zweck-

Zweckmäßigkeit des Objekts ausdrücken. Die Lust ist es also, die allgemein und nothwendig den Bestimmungsgrund der ästhetischen Urtheile abgeben muß; und obgleich unter denen, die über Dinge, als schöne, urtheilen, die wenigsten sich, in dem Bewußtseyn dieser Lust, auch der Angemessenheit des für schön beurtheilten Gegenstandes zu den Erkenntnißvermögen, die in der Aeußerung ihrer Urtheilskraft im Spiele sind, als einer Vorstellung eines Begrifs, bewußt seyn mögen, so ist doch das, was durch diesen Ausdruck bezeichnet wird, wirklich vorhanden und in ihrem Urtheile ausgedrückt, und in der Lust, die den Grund des Urtheils ausmacht, enthalten, da beyde, Lust und Zweckmäßigkeit, Correlata sind, von welchen keines ohne das andere gedacht werden kann. Ohne also auch nur in dem Bewußtseyn jener Lust, die unser Urtheil bestimmt, sich eine Zweckmäßigkeit zu denken, ergiebt sich das, was dieses Princip selbst, ohne es zu denken, bewirken soll, von selbst: die Formen der Dinge der Natur oder ihre besondern empirischen Gesetze, die sich nicht unter jene allgemeinen Gesetze, die der Verstand der Natur als Erscheinung, um sie zu einem Objekt der logischen Erkenntniß zu machen, vorschreibt, bringen lassen, werden durch das Allgemeine des in der Natur der reflektirenden Urtheilskraft eigenthümlich liegenden Princips der Zweckmäßigkeit, man mag sich dasselbe unter einer Formel denken oder nicht, in eine Einheit verknüpft, die außerdem gar nicht möglich wäre; und zum gegebenen Besondern, welches uns die Wahrnehmung

nehmung darbietet, auf welches aber die Categorien des Verstandes und die auf dieselben gegründeten Gesetze nicht anwendbar sind, finden wir nun in der reflektirenden Urtheilskraft und ihrem Princip das Allgemeine, ohne welches gar kein Urtheil, hier keins über Schönheit, möglich seyn könnte, so wie uns auch dieses Princip geschickt macht, zu dem Verschiedenen, dem in jenen Formen der Dinge der Natur und ihren Vorstellungen widersprechend scheinenden, wieder den Grund der Verknüpfung zu finden.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Gotha, bey Perthes: Nekrolog auf das Jahr 1790. gesammlet von *Fr. Schlichtegroll.* Erster Band, 1791. 378 S. Zweyter Band, 372 S. 8. So gegründet die Klagen über die zunehmende Habsucht und Selbstsucht, den herrschendsten Seelenkrankheiten unsers Zeitalters, seyn mögen, so ist es doch damit noch nicht so weit gekommen, daß die Menschen sich ganz in ihr eignes Ich verlieren, und ihr edelstes Gefühl, die Sympathie mit andern Individuen ihrer Gattung, die Theilnahme an ihren guten und bösen Schicksalen ganz erstickt haben sollten. Im Gegentheil

gentheil gehören die Nachrichten von den Lebensumständen merkwürdiger Personen gerade zu der Art von Lektüre, die am meisten gesucht wird. Es war daher schon in dieser Rücksicht ein glücklicher Gedanke, am Schlusse jedes Jahres, die ausgezeichneten Menschen aller Art, die in diesem Zeitraum von der Bühne des Lebens abgetreten, zusammen zu stellen, die interessantesten Nachrichten von ihrem Leben und ihren Werken zu sammeln, ehe sie der Raub der Vergessenheit werden, und nach dem Ausdruck des Verf. der Menschheit gleichsam Rechnung abzulegen, was für ein Deficit in dieser Zeit unter dem entstanden ist, was sie gerade für ihr edelstes und schätzbarstes halten muß. Der Verf. gegenwärtigen Versuches schließt, was wir sehr billigen, keine Menschenklasse vom Fürsten bis zum Landmann, kein Geschlecht, keine Nation, kein Verdienst, das stille, unerkannte so wenig, als das laut, oft zu laut gepriesene Verdienst aus. Ein solcher Plan ist freylich mit einer Menge, zum Theil sehr großer, Schwierigkeiten verknüpft, allein Hr. S. kennt sie nicht allein, wie seine Vorrede hinlänglich zeigt, es fehlt ihm auch so wenig an Thätigkeit und gutem Willen, als an Vermögen und Einsicht, sie, wo nicht alle, doch größtentheils zu überwinden, und eine Sammlung biographischer Nachrichten zu liefern, die für den Augenblick eine angenehme und lehrreiche Lektüre und für die Zukunft dem Litterator ein Repertorium von bleibendem Werth seyn wird. In Ansehung der Schriftsteller, besonders, was Deutschland betrift, will

er

er sich bemühen, möglichste Vollständigkeit zu erreichen. Nicht alle Nachrichten, die das Publikum von Verstorbenen enthält, werden so kurz nach ihrem Tode bekannt, man kann also auch nicht allenthalben Vollständigkeit und Ausführlichkeit verlangen. Einige mußte der Verf. aus diesem Grunde auf den dritten Band versparen. Er hat nicht nur die in öffentlichen Zeitschriften und auf fliegenden Bogen erschienenen biographischen Nachrichten fleißig benutzt, sondern auch schon mehrere Proben gegeben, wie viel sich von den handschriftlichen Notizen, die er verspricht, erwarten läßt. Auch auf den Vortrag ist löbliche Sorgfalt verwendet: einzelne Stellen ausgenommen, die sich etwas zur Deklamation neigen, oder zu bilderreich sind, hat der Styl die der Biographie angemessene Simplicität und Würde. Der typographische Theil des Buchs ist so äußerst sauber und splendid, daß er nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Von den hier beschriebenen Personen erwähnen wir nur diejenigen, die in einigem Bezug mit unserer Bibliothek stehen: Reiz, Gräfinn v. Baßewitz, Lenz, Krahe, Crollius, Franklin, Unselt, Kuh, Schultze, Pfranger, Blum, Jani. Wir wünschen und hoffen, daß man den Verf. so thätig unterstützen möge, als sein nützliches Unternehmen verdient, und bey dem Sammeln der Beyträge auf die Winke achten möge, die er darüber giebt.

Leipzig, in der Dykischen Buchhandlung: Geschichte des Herrn von L***, eines Vetters

des alten preußischen Offiziers, des Verfassers der Briefe über Friedrich den Großen. Von ihm selbst beschrieben. Erster Band. 8. 510 S. Ein Produkt der Natur, nicht der Kunst, Bekenntnisse eines Mannes, der viel in und mit der Welt gelebt hat, einen scharfen Beobachtungsgeist, vielen Witz, ein redliches Herz, und eine ungemeine Darstellungsgabe besitzt, aber kein geübter Schriftsteller ist. Roußeaus — dessen Confessions wahrscheinlich die erste Idee zu diesem Buche gegeben haben, aus denen aber keine einzige Situation, kein Gedanke entlehnt ist — Roußeaus feurige Beredsamkeit muß man daher hier nicht suchen: aber die Wahrheitsliebe des Verf. übertrift vielleicht noch die des Genfer Bürger. Auch ist seine Jugendgeschichte, die er in diesem ersten Bande erzählt, gewiß für weit Mehrere lehrreich; „denn ist gleich (sagt der Heraus„geber) Herr von L. kein so berühmter Mann als „Roußeau, so betrift das, was man daraus ler„nen kann, doch eine viel zahlreichere Klasse von „Menschen, nämlich alle die Kinder von wohlha„benden Aeltern, deren Erziehung diese nicht selbst „besorgen können: und an der Ausbildung dersel„ben ist der Menschheit doch gewiß viel gelegen.“ Sie fällt zudem in die merkwürdige Epoche des siebenjährigen Krieges, und Herr von L. ist der Sohn eines Sächsischen Offiziers, der von seiner Großmutter in einem kleinen Sächs. Städtchen erzogen wird, daher man gelegentlich die damaligen Sitten in Sachsen, und die Veränderung, welche die

Preußen

Preussen darin bewirkt haben, aus dieser halb erdichteten Erzählung besser kennen lernt, als aus irgend einem historischen Werke. Auch kennen wir keinen Roman, in welchem eine Offizierswirthschaft, wie sie gewöhnlich zu seyn pflegt, so anschaulich und mit so wahren Farben geschildert würde, wie in diesem. Er gehört unter die wenigen ächten Originalwerke unserer Sprache, die nicht aus der Wiedererinnerung fremder Schriften geschöpft sind, und die Naivetät des Styls erhöht seinen Reiz. Recht vielen Dank verdient also, unsers Erachtens, der alte preußische Offizier, daß er die Bekanntmachung desselben befördert hat. Wir wünschen mit ihm, bald aus dem zweyten Bande dieser Lebensgeschichte zu sehen, was Anlagen, wie die des jungen von L***, mit so einer Erziehung verbunden, hervorgebracht haben, und wir sind ganz seiner Meynung, daß eine so nach der Natur gezeichnete Darstellung eines Charakters, mit samt den Bestandtheilen, woraus er gleichsam gebildet worden ist, dem Beobachter nicht anders als Gelegenheit geben kann, tiefe Blicke in die menschliche Natur und ihre Ausbildung zu thun, und daß die lebhafte Art, wie alles dieses erzählt ist, jedem Leser eine angenehme Unterhaltung verschaffen müsse, so geringfügig die Begebenheiten auch dem Nichtbeobachter scheinen mögen. Doch sind auch diese Begebenheiten theils so komisch, wie zum Beyspiel die Zählung der Dukaten, die der Onkel des Herrn von L***, ein ehrlicher alter Sächsischer Leutenant, seiner Frau Schwägerinn bey ihrer ersten

Niederkunft zu leihen gezwungen wird; das Frisiren des jungen Herrn von seinem Hofmeister, und das Brennen des Ohrläppchens anstatt der Papillote; das öftere Einbinden des großen Haarbeutels, besonders da er in der Kirchthüre von neuem herabfällt, und bald darauf wieder der Frau von Maschau beym Anrühren in der Kirchenkapelle in der Hand bleibt, die aber den Knoten fester zu knüpfen versteht; die Schilderung der löblichen Bürgerschaft zu Schmiedeberg und des Gastgebots bey dem Oberforstmeister von Troitsch; die ersten Symptome der Liebe in der Brust des jungen von L. und seiner Schwester; der letztern Zuneigung zu einem preußischen Cornet und das weise Betragen der Großmutter hierbey; des jungen von L. Bußangst; die verschiedenen Spielparthien seiner Frau Mutter, Großmutter und seines Hofmeisters; die Kriegserzählungen eines preußischen Husaren-Unterofficiers u. s. w. theils so rührend, wie die Hinrichtung des Sächsischen Musketiers Koch; die Krankheit des jungen von L***; die Vergiftung seines mit ihm aufgewachsenen Pudels — und diese das Herz zerreißende Auftritte sind wieder mit so manchem komischen Zuge durchwebt, die dem Leser ein Lächeln abzwingen, während seine Augen voll Thränen stehen — daß auch diejenigen, welche blos zum Zeitvertreib lesen, eben so sehr bey diesem Buche ihre Rechnung finden werden, als es den Denker wegen seines psychologischen Werthes interessiren wird.

Eben-

Ebendaselbst. Karl Wendemann, eine Alltagsgeschichte; 432 S. in 8. Das Wort Alltagsgeschichte auf dem Titel soll vermuthlich anzeigen, daß man keinen der jetzt beliebten Ritterromane hier zu erwarten habe: da aber die Verwicklung der Begebenheiten nichts weniger als in dem gewöhnlichen Weltlaufe gegründet, sondern fast zu romanhaft ist, so scheint es uns doch nicht recht passend. Der Held dieser in einer launigten Manier geschriebenen moralischen Erzählung ist ein junger Mann, unter dessen Erkenntnißvermögen die Einbildungskraft, verbunden mit einem großen sinnlichen Verstande, prädominirt. Die erstere äußert sich, wegen der Feinheit seiner Gefühle, vorzüglich in dem schnellen Auffassen vieler und mannichfaltiger Gegenstände; der letztere in der Uebersicht, Vergleichung und Beurtheilung der verwickeltsten Dinge, wie auch der größten und wichtigsten Gegenstände, wofern sie nur sinnlich sind. Zu abstraktern Ueberlegungen, und zur Beurtheilung der Dinge nach entferntern Folgen ist er wenig geschickt. — Die Grundlage seines Charakters sind Frohsinn und Wohlwollen; die Richtung desselben ist vorzüglich auf folgende Art bestimmt:

1) Folgt aus der Einrichtung des Erkenntnißvermögens Stärke und Vielheit der Begierden;

2) Festigkeit und Dauer derselben, und alles dessen, was darauf beruht, auf der einen Seite; und eine Art von Wankelmuth auf der andern, sobald eine neue Reihe gegenwärtiger Dinge zum Gegentheile reizt. Häufiger Kampf mit sich

selbst, der noch durch die Pünktlichkeit vermehrt wird, wovon sein Benehmen durch die Erziehung einen Anstrich erhalten hat;

3) unbesonnene Fehltritte (weil er wegen der Lebhaftigkeit der Einbildungskraft oft einseitig urtheilt, und zu schnell handelt). Schnelle Reue, wenn üble Folgen eintreten; Besserung, wenn diese Folgen Andere treffen (wegen des Wohlwollens); Vernachläßigung des Fehlers, wenn sie ihn selbst treffen (wegen des Frohsinns; — und eben darum:)

4) Hang zu Vergnügungen, der aber einem edeln Stolze, und noch mehr dem Edelmuthe, untergeordnet ist;

5) stetes Streben nach Thätigkeit, und Beschäftigung mit Dingen, die wenigstens den Schein des Großen haben.

Schon aus diesem Entwurfe, den wir aus einem Briefe des Verfassers, unsers Mitgehülfen, gezogen haben, ergiebt sich, daß es ihm mehr darum zu thun war, ein psychologisch-moralisches Buch, als einen eigentlichen Roman zu schreiben; nicht sowohl etwas Abentheuerliches zu erzählen, um dem Leser die Zeit zu verkürzen, als nützliche Wahrheiten und seine Meynung über verschiedene Dinge, unter dem Vehikel einer sonderbaren Begebenheit, vorzutragen, weil er glaubte, daß sie so leichter Eingang fänden, und allgemeiner bekannt würden, als in einer förmlichen Abhandlung. Sein Karl Wendemann ist nicht nach einem Vorbilde in der Natur kopirt, sondern durch Abstraction entstanden;

eine

eine mißliche Art einen Charakter zu zeichnen, (wie schon Aristoteles bemerkt hat,) wobey man gar leicht eine für die Spannkraft erforderliche Muskel vergißt oder an eine unrechte Stelle setzt. Nur seltne Genies und sehr geübte Künstler können ohne Modell untadelhafte und völlig geendigte Figuren hervorbringen; obschon freylich das Modell immer in vielen Stücken verändert, immer veredelt werden muß, sofern man nicht blos porträtiren, keine ganz gemeine Natur schildern will. Das Modell hilft dem Künstler blos die wahre Beschaffenheit, die ächte Farbe der Gegenstände vollkommener darzustellen, hilft ihm, nicht in den Fehler zu fallen, Schattenwesen für Realitäten hinzustellen. Ordnung derselben zu einem bestimmten Zweck muß sein Verstand, und Geist und Leben muß sein Genius in das Bild bringen. Hätte der Verf. ein Original für seinen jungen Helden im Kopfe gehabt, würde er ihm dann wohl, bey einer Dorferziehung, im zwanzigsten Jahre, ohne eigentlich studiert zu haben, so viele gelehrte Kenntnisse und Kunstfertigkeit beygelegt haben? Hat der Dichter hier nicht, über den innern Bestandtheilen, aus denen er den Charakter zusammen setzte, die äußern Verhältnisse vergessen, durch welche jene erst ihre Bildung erhalten, so daß sie sich äußern können? — So sind auch die Begebenheiten und Lagen, in welche die Personen versetzt werden, nicht sowohl von der Phantasie erfunden, als durch den Verstand mit Hülfe des Gedächtnisses combinirt. Einige dünken uns ein wenig verbraucht; z. B. die Auftritte in

der Räuberhöle, die, als le Sage seinen Gilblas schrieb, zudem mehr Wahrscheinlichkeit hatten als itzt. Nicht entlehnt, sondern aus eigner Beobachtung und einem gefühlvollen Herzen entflossen, sind hingegen die Schilderungen ländlicher Gegenden am Harze, so wahr und schön, wie die Darstellung der innern Herzensgefühle der beyden Liebenden und die Charaktere des alten Landpredigers, seiner Haushälterinn, des Schulmeisters, und einiger andern Nebenpersonen. Ueberhaupt, verräth schon die Anlage des Werks keinen gebornen Dichter, so verräth dagegen die Ausführung einen denkenden Kopf, einen Mann von Kenntnissen und den größten Anlagen zum moralisch-satyrischen Schriftsteller. Dieß zeigt sich insbesondere in den kurzen Betrachtungen, die er jedem Kapitel angehängt hat: sie sind so voll feiner Bemerkungen und feinen Spottes, und so gut vorgetragen, daß sie öfter dürften gelesen werden, als die Erzählung selbst, und daß man sie nicht, wie das Räsonnement, womit Fielding jedes Buch seiner Erzählung anhebt, überschlagen wird. Eine Composition kann sehr fehlerhaft, und das Gemälde doch vortreflich seyn. Dieß, dünkt uns, ist hier der Fall.

Ebendaselbst. Die Liebe, eine Briefsammlung in 2 Bändchen; erstes 308, zweytes 350 Seiten in 8vo. Ein Roman voll Interesse und Natur, ganz auf Deutschlands Horizont gestimmt. Schade, daß dem Styl die letzte Politur fehlt! Zwar entschuldigt dieß einigermaßen die Briefform, und man muß dem Verf. zugestehn, daß er mit

Leich-

Leichtigkeit schreibt und den Ton der angeblich schreibenden Personen zu treffen versteht: aber sollten sich diese, ohne daß die Wahrheit darunter gelitten hätte, nicht immer so haben ausdrücken können, daß sie Niemanden anstößig würden? Man kann seine Gefühle offen darlegen, und doch den Ausdruck wählen. Wenigstens sollte dieß Wilhelmine Wagner, die Heldinn der Geschichte, thun; ein Frauenzimmer voll Geist, die eine sorgfältige Erziehung genossen hat, ob sie gleich nur die Tochter eines bankerottirten Kaufmanns ist. Ein für die Liebe zu empfängliches Herz macht, bey der Freyheit, die sie als Wayse genießt, ihr Unglück. Die Verlegenheiten, in die sie dadurch gesetzt wird, der öftere Kampf zwischen Neigung und Pflicht, und die Reue über ihre Fehltritte sind meisterhaft dargestellt. Ihr zum Gegenbilde dient, die Tochter eines reichen Kaufmanns, ihre Freundinn, kalten Temperaments, und desto verständiger, die ihre Aeltern zwingen wollen, einen unerträglichen bürgerlichen Geck, mit einem Doctortitel, zu heirathen. Diese wird von ihrem Bruder, einem hellsehenden Kopfe, unterstützt, und jene wendet sich in ihren Bedrängnissen an einen rechtschaffenen Advokaten, der zu allem Fähigkeit hat, nur nicht zu einem Sachwalter. Seine Frau, gut aber empfindlich, wird über diese Verbindung eifersüchtig und über die beschränkte Lage ihres Gatten mismuthig, und außerdem von einem Schurken, der sie zu verführen denkt, verfolgt. Hiedurch werden noch mehrere Personen in die Haupthandlung verwickelt,

wickelt, und aller Schicksal ist so angelegt, um die moralischen und physischen Folgen derjenigen Leidenschaft ins Licht zu setzen, die am öftersten und schnellsten das Glück, wie das Elend, der Menschen bewirkt, und durch die conventionellen Einschränkungen, der sie in civilisirten Staaten unterworfen ist, die Menschen oft zu bewunderungswürdigen und edelmüthigen Thaten antreibt, aber auch nicht minder oft dahin bringt, ihr Daseyn zu verfluchen und das Ende desselben zu beschleunigen. Den letztern Zweck beabsichtigen insbesondere die Auszüge aus Agathens Tagebuche, in ihren letzten Lebensstunden entworfen (am Schlusse des ersten Bands), denen wir nur eine mehr energische Sprache und einen höhern Flug der Phantasie wünschten. Die ähnlichen Fragmente in der Wilhelmine Arend (von Wezel), an die sie erinnern, können dem Verf. zeigen, was wir meynen. Ueberhaupt gelingt ihm die Schilderung des Häuslichen und des Komischen besser, als der Ausdruck des Pathetischen und Rührenden, der durchaus von einer gedrängten, kraftvollen Schreibart unterstützt seyn will.

Erfurt bey Keyser: Roland, eine tragikomische Geschichte aus den Ritterzeiten und unsern Tagen, 1791, 263 Seiten in 8. Die Worte aus unsern Tagen auf dem Titel, die neben den Ritterzeiten etwas sehr nonsensikalisch klingen, beziehen sich auf die Anspielungen auf neue Zeitumstände und zum Theil noch lebende Personen, die in die Geschichte des alten Paladins oft sonderbar und gezwungen genug eingewebt sind.

Seit

Seit Musäus durch seine häufigen Anspielungen seinen Schriften einen Reiz gab, der ihr Publikum so sehr vergrößerte, glaubt jeder ein Musäus zu seyn, wenn er ein paar witzig seynsollende Ausfälle auf Modethorheiten und ein paar gute oder elende Schriftsteller thut. So paradiren hier in dem seltsamsten Gemisch, Bahrdt, Cagliostro, Geisler d. j. Hirschens Luftsalzwasser, die Litteratur- und Völkerkunde, ja sogar die Uebers. von Eulers Differentialrechnung u. s. w. Der Verf. hat den Boyardo und Ariost zu Grunde gelegt: „aber auch nur zu Grunde gelegt“ wie er geflissentlich wiederholt. Diese Versicherung war ganz überflüßig. Niemand wird glauben, daß Boyardo, geschweige Ariost, so kalte, steife Erzähler wären, als der Verf. Man vergleiche nur bey letzterm die treffliche poetische Beschreibung von Rolands Kur (39. Ges.) und die Szenen zwischen Angelika und Medor (19. Ges.) mit den paar Worten, womit sie von dem Verf. abgefertigt werden. Statt der entzückenden harmonischen Verse Ariosts bekömmt man hier den trockensten Kronikenstyl zu lesen: z. B. „Schon „vorher empfand R. eine große Begierde, sich mit „dem Haridan zu messen; jetzt ward solche noch „mehr vergrößert. Eilig machte er F. von dem „Baume los, und trat sofort mit ihr die Reise „an — — Nicht weit von der Brücke war ein „Baum befindlich. Unter demselben sollte F. „ausruhen. Sie kamen an, und R. erstaunte sehr, „an den Zweigen dieses Baums eine Menge Waf„fen aufgehangen zu sehen, unter welchen auch

„die Waffen seines Vetters Rinald befindlich „waren. Dieß brachte ihn auf die Gedanken, daß „derselbe höchstwahrscheinlich sein Grab allhier „müsse gefunden haben u. s. w.

Berlin und Leipzig bey Petit und Schöne: Briefe an Theokles. Erster Theil, 1789. 214 S. 8. Der Hauptgegenstand dieser Briefe ist die Seelengröße; allein der Verf. hat eine so desultorische Manier zu schreiben, er mischt so viel fremdartige Dinge ein, läßt sich oft durch ein Wort von seiner Straße ablenken, daß es viel Mühe kostet, ihm zu folgen. Nichts ermüdet die Geduld mehr, und schwerlich würde sie bey diesen Briefen lange aushalten, wenn er nicht wieder so oft durch einen schönen Gedanken, ein glückliches Bild, eine feine Bemerkung überraschte, und den Leser wieder mit sich versöhnte. Aus allem sieht man, daß der Verf. noch ein junger, aber feuriger, heller, selbstdenkender Kopf ist, der viele Erwartung erregt. Vor der Hand ist seine Denkkraft noch nicht gereift, und sein Geschmack nicht gereinigt und befestigt. Er philosophirt noch zu viel in Bildern, und vernachläßigt oft über dem Ausmahlen des Bildes den Gedanken. Der Ausdruck ist oft so schwankend und räthselhaft, oft so gesucht, und dann wieder so gemein und platt. Nur ein paar Proben: „Die „Bosheit ist kalt, wie die Umarmung des Teu„fels." — „Unsere weichen Seelen zerfließen, „wie Semmel in Milch." — „Zweyerley Be„dürfnisse von edlerer Art fühlen wir alle, Thätig„keit und Liebe. Beyde quillen empor aus dem

„Ur-

„Urborn des Guten; beyde zielen ins Unermeßli-
„che; beyde sind in den meisten menschlichen Na-
„turen mit Unkraut und Nesseln verwachsen, bey-
„de sind aber die ewigen Direktionslinien der Voll-
„kommenheit: beyde können, wo sie zur Leiden-
„schaft aufwallen, auch einem Engel nicht Schan-
„de machen. Ohne Thätigkeit ist der Mensch ein
„Schwamm, der die Natur aussaugt, ohne etwas
„von sich zu geben; ohne Liebe ist er weniger, als
„der Hund, der seinem Herrn anhängt u. s. w."

Hannover in Commißion bey Schmidt: **Gedichte und kleine prosaische Aufsätze, guten Menschen gewidmet von Wilhelmine B. 1789. 187 Seiten** (12 gr.). Die Verfasserinn hat einen Vater, der im Elend schmachtet. Zu seiner Unterstützung war ihr kein ander Mittel möglich, als der Druck dieser Bogen. Dieß entwaffnet die Kritik, die aber auch ohne diese Rücksicht manches des Lobes werth finden wird. Allenthalben leuchten ächte Bescheidenheit, eine edle, gefühlvolle Seele, und religiöse Empfindungen hervor, die wir alle, selbst wenn sie etwas ungeläutert und überspannt sind, am Frauenzimmer lieben. Die Versification hat viel Leichtigkeit, und die Prosa ist so rein und fließend, daß die Verf. manchen gelehrten Doctor und Professor beschämt. Es giebt eine Menge Leute, die ihr Geld für Bücher ausgeben, die sie oft — nicht lesen. Warum sollten sie nicht auch diese paar Bogen kaufen, da sie dadurch zugleich eine der ersten Pflichten der Menschheit erfüllen,

eine Thräne von der Wange eines Bruders zu trocknen?

Augsburg. Sappho, ein Melodrama nebst andern Gedichten von I. I. H—b—r. 1790. 54 Seiten in 8. Der Verf. ging seine Papiere durch, um das Unnütze davon den Flammen zu übergeben. Er war auch schon im Begriff, diese Blätter ins Feuer zu werfen, als — der böse Genius, Autorsucht genannt, diesen weisen Vorsatz in ihm erstickte. Man kann sich nichts kahleres denken, als dieses Melodrama, an welches schwerlich irgend ein Tonkünstler und Theater, Talente, Mühe und Kosten verschwenden werden. Am unglücklichsten ist Hr. H. dann, wenn er Feinheiten anbringen will. S. 7. „Welche glückliche „Stunden, welche selige Tage verlebte ich damals „in den blühenden Haynen, an den Ufern, in den „Felsengrotten dieser Insel — damals, als noch „Phaon sein ganzes Daseyn nur aus meinen Bli„cken zu saugen schien — da noch jeder Blick, je„der Händedruck — jeder Pulsschlag von ihm „Treue mir schwur — da ich noch ganz sein, Phaon „noch ganz mein war! — — war! — (mit „steigendem Affekt) war! — —" Die angehängten verschiedenen Gedichte sind dem Inhalt, aber nicht dem Werthe nach verschieden. Folgende Zeilen sind aus einer höhern Ode:

Ein Engel trägt auf glänzendem Gefieder
Die Wünsche schnell zum Himmel auf,
Legt sie der Gottheit vor, sie blicket lächelnd nieder,
Und lispelt: Ja! darauf.

Erlauch-

Erlauchter Graf! verzeih dem kühnen Liede,
Das meine Ehrfurcht dir gebracht,
Ich hätt' es nie gewagt, doch deine seltne Güte
Hat mich beherzt gemacht.
Wahr ists, mein Lied fliegt auf zu niedern Schwingen — —

Ein kühnes Lied, das auf zu niedern Schwingen fliegt, eine lispelnde Gottheit!! In dem Lobliede eines Bauermädchens auf ihren Geliebten heißt es:

Im Spaß sollt't ihr ihn raufen sehn,
Mit zween und auch mit drey,
Da schlägt er euch die Kerls beym Blitz!
Zusammen, als wie Brey.
O wäre doch der Herbst schon da!
Wie glücklich wär' ich dann,
Da werd' ich Anne Hansens Frau
Und Hanns wird Annens Mann.

Frankfurt am Mayn: Die Wichtigkeit des Buchhandels. Bey Eröffnung einer Kunstbuchhandlung. 1791. 31 S. in 8. Es ist allerdings wahr, daß wegen der ungeheuern Menge neuer Bücher die Sortimentsbuchhändler sich nothwendig einschränken und nur auf die gangbarsten Artikel Rücksicht nehmen müssen. Daher entstehen die gegründeten Klagen, daß kostbare, mit Kupfern versehene Werke oder eigentliche Kunstwerke, vorzüglich die des Auslands, ohne vorhergegangene Bestellung, und oft auch so nicht, zu haben sind. Hr. W. Fleischer in Frankfurt am Mayn hat jetzt eine eigne Kunstbuchhandlung, wie er sie nennt, errichtet,

richtet, und diese Blätter als eine Ankündigung derselben drucken lassen. Hrn. Fs. Plan ist vielumfassend, und erstreckt sich auf mathematische, physikalische, naturhistorische, anatomische, geographische ꝛc. Werke, Reisebeschreibungen, Künste, schöne und mechanische, Kupferstichwerke für die Jugend, auch außerwissenschaftliche, z. B. die Quartausgabe der Geßnerschen Werke u. d. gl. Die kleine Rede über die Wichtigkeit des Buchhandels enthält freylich nichts neues, allein sie zeigt doch, daß Hr. F. nicht gemeine Begriffe von seinem Geschäft habe. Enthusiasmus, und wär er auch ein wenig zu weit getrieben, ist bey jeder Unternehmung, die mit Schwierigkeiten verknüpft ist, immer besser, als Frost und zu kalte Gleichgültigkeit. Nur bitten wir Hrn. F. zu bedenken, daß das, was er von dem Buchhändler im Allgemeinen fordert, und was auch wirklich einzelne Männer unter ihnen geleistet haben, und zum Theil noch leisten, unmöglich von allen gefordert werden, oder auch allen ohne Unterschied nützen könne. „Der „Buchhändler soll die Kräfte der Gelehrten dahin „leiten, wo sie am nöthigsten sind, und wo sie sich „am wirksamsten zeigen können. Er ist gleichsam „der Direktor der Litteratur. Er muß durch seine „Einsichten, durch seine Kenntnisse im Stande seyn, „mehrere Gelehrte zu einem einzigen großen litte„rarischen Unternehmen so zu vereinigen, daß, ver„möge ihrer gemeinschaftlichen Bemühungen, ein „zweckmäßiges, wohlgeordnetes Ganze daraus ent„stehe.“ Wie übertrieben! Warum von einem

ganzen

ganzen Stande fodern, was unter funfzig Personen desselben kaum Einer leisten kann, und zu leisten nöthig hat? Wenn Gelehrte Direktion brauchen, so ist es schon schlimm genug, vor Direktoren der Litteratur aber wolle der Himmel den gelehrten Freystaat ja in Gnaden bewahren. „Wie „kann der Gelehrte, fährt Hr. F. fort, der Forscher, dessen Augen stets nur auf einen Gegen„stand gerichtet sind, der, vom menschlichen Leben „entfernt, den Zustand desselben nur durch Zeitun„gen erfährt, wie kann dieser, sage ich, die geisti„gen Bedürfnisse ganzer Länder einsehen?“ Sollte man, dieser Schilderung nach, nicht glauben, die Gelehrten ohne Ausnahme lebten in den Wüsteneyen von Sibirien oder Kamtschatka, oder säßen wenigstens als Staatsgefangene auf Festungen? Hr. F. ist kein Philosoph und braucht es nicht zu seyn, als ein künftiger Direktor der Gelehrten sollte er jedoch billig Logik genug verstehen, um sich vor solchen fehlerhaften Folgerungen vom Einzelnen auf das Allgemeine zu hüten.

Berlin, königl. Realschulbuchhandl. K. H. Jördens Blumenlese deutscher Sinngedichte. 1789. XVI. und 208 S. 8. Zweyter Theil. 1791. 294 S. 8. Wenn ein Mann, wie Ramler, aus einer Menge größtentheils wenig gelesener oder ganz vergessener Dichter die schönsten Stücke mit dem feinsten Geschmack auswählt, sie von einzelnen Flecken und Auswüchsen reinigt, und eine Sammlung von dem Werth seiner Bluhmen- und Fabellese liefert, so wird er sich zwar gegen Tadel und schiefe

schiefe Urtheile nicht ganz schützen können, allein der Dank aller Unpartheyischen, der Leser von ächtem und feinem Geschmack, die den Zweck und das Verdienst seiner Arbeit einzusehen und zu schätzen wissen, kann ihm nicht entgehen. Solche Sammler verdienen Dank und Lob, denn ihre Arbeiten sind mühsam und nützlich, allein weder das eine noch das andere sind Compilationen, wie die hier angezeigte, und so können ihre Urheber auch weder auf Dank noch auf Lob Ansprüche machen. Was ist leichter als aus Büchern, die in jedermanns Händen sind, auf gerathe wohl, schöne, mittelmäßige und schlechte Stücke abzuschreiben, und neben einander abdrucken zu lassen? Im Anhang (den Hr. J. im Scherz, aber warlich mit dem größten Recht seine epigrammatische Polterkammer zu nennen pflegt) verspricht er, werde man auf manches unvermuthete Kleinod stoßen, und auch ungedruckte vortrefliche Epigrammen finden. Wir suchten, und suchten und fanden kaum ein paar gute Stücke, die wir nicht schon gekannt hätten: z. B.

Der sterbende Landjunker.

Gott tröste Sie, gestrenger Herr,
Sprach jüngst des Dorfes Prediger,
Und weihe Sie nach solchem Leid
Zum Bürger seiner Herrlichkeit!
Zum Bürger? was? fing jener an:
Ich bin und bleib' ein Edelmann.

Leipzig.

Leipzig. Kritische Briefe über einige Gegenstände der alten Litteratur von J. A. G. R. 1790. 254 S. 8. Der Verfasser, ein junger Mann, der, wie der Herausgeber erzählt, seitdem gestorben ist, beschäftigt sich größtentheils mit Kritiken von Uebersetzungen griechischer und lateinischer Schriftsteller. Er ist streng, doch nicht unbillig in seinen Urtheilen. Wer die Geduld hat, diese Briefe ganz zu lesen, und in den gewöhnlichen deutschen Uebersetzungen alter Sprachen nicht belesen ist, der wird erstaunen, wie so gar elend viele von ihnen beschaffen sind. Der Horaz von Herzlieb, Virgils Eklogen von Esmarch, und die Uebersetzungen eines Ungenannten von Bion, Moschus, Anakreon und Sappho, (Berlin 1787. kl. 8.) werden in ihrer ganzen Blöße dargestellt. — — Die Klagen über die Gleichgültigkeit des deutschen Publikums in Sachen des Geschmacks sind übertrieben. Es kauft und liest noch genug, freylich nicht immer die besten Bücher am meisten. Wie konnte der Verf. von Michaelis sagen, er sey verhungert? — Die Aufschrift des letzten Briefs erregte eine Erwartung in uns, die sehr getäuscht ward. Sie lautet: „Ueber das ganz neu entdeckte Fragment „eines griechischen Dichters. Es wird beschrieben „und eine Uebersetzung davon mitgetheilt.“ Es ist dieß nichts, als eine oft gebrauchte Wendung, neue Waare unter der Firma des Alterthums an den Mann zu bringen; ein burleskes Gedicht, betittelt: die Manipulation im Olymp, voll gesuchten und platten Witzes.

Hannover bey Pockwitz: Leßings Denkmahl, eine vaterländische Geschichte, dem deutschen Publikum zur Urkunde vorgelegt von Großmann. 1791. 136 S. gr. 8. Daß Leßing einer der größten Männer dieses Jahrhunderts ist, daß wenige, so wie er, die Ehre verdienen von ihrer Nation ein öffentliches Denkmahl der Dankbarkeit und Anerkennung seiner Verdienste zu erhalten, darüber ist in dem bessern und hellern Theile Deutschlands nur Eine Stimme. Allein sobald es nun zur Ausführung kommen, sobald der eine unbezahlt ein kleines Geschäfte übernehmen, der andere seine Börse öffnen soll, so ist auf einmal alles still und stumm; da hört und sieht man nichts als Achselzucken, Entschuldigungen; man vertröstet, bedauert, oder verweigert sich geradezu. Das ist der alte Gang, und so ging es auch hier Hrn. Großmann mit seinem Plane, dem unsterblichen Leßing ein Denkmahl zu setzen. Wer in Deutschland für eine solche Idee nicht Verdruß statt Freude zum Lohn haben will, der muß die Mittel zur Ausführung selbst in den Händen haben, und auf keines Dritten Bereitwilligkeit und Großmuth, am allerwenigsten auf das Unding deutscher Nationalgeist rechnen. Folgendes Mittel versuchte Hr. G. zur Erreichung seines Zwecks. Er lud sämmtliche Schaubühnen Deutschlands ein, am Todestage Leßings eines seiner Schauspiele zu geben, und die Einnahme zu diesem Behuf zu verwenden. Von den meisten erhielt er gar keine Antwort. An einigen Orten, als Breslau, Coblenz, Straßburg,

burg, Dresden, Reval, schlug man das Gesuch rund ab, an andern machte man Bedingungen, wie in Berlin, Hamburg rc. Ein paar charakteristische Züge aus diesen Antworten müssen wir doch unsern Lesern mittheilen. Hr. Schröder: „Ganze Einnahmen weiß ich für die Versorgung meiner „Schauspieler besser anzuwenden.“ Mad. Wäser: „So gern ich Ihrem Verlangen Genüge leistete, so wenig vermag ichs. Ich gebe alle Jahre ein Benefizschauspiel zum Besten der Armen, „und schon da muß ich das Publikum flehentlich „bitten, daß es seine milde Hand aufthue.“ Auch meynt Madam, daß „man selbst Leßings Tod „durch die Länge der Zeit vergessen habe.“ Als Stephanie den Grafen Rosenberg in Wien ersuchte, dem Kaiser die Sache vorzutragen, gab er zur Antwort: „Was geht uns Leßing an? Seine „Verwandte und Freunde mögen ihm ein Mausoläum für ihr Geld bauen; wir sorgen für unsre „Leute.“ Das war ächt wienerisch gedacht und gesprochen! Hr. Eschenburg, den Hr. S. um die Verfertigung einer Trauerkantate gebeten hatte, die zugleich mit den Leßingschen Stücken auf den Bühnen aufgeführt werden sollte, entschuldigte sich mit seinem poetischen Unvermögen. Hr. S. ruft hiebey aus: „Ey, ey, zu viel Bescheidenheit bey „so allgemein anerkanntem dichterischen Talente!“ Ein junger ungenannter Dichter machte nunmehr einen Versuch, der hier abgedruckt steht. Er ist nicht schlecht, aber auch nicht vorzüglich. Die den Meisten unverständliche altdeutsche Mythologie

ist darin gewiß nicht am rechten Orte angebracht. Was soll die Telyn, was soll Braga, Minner, was sollen die Nornen, Odin, Filea in einem Lobgedicht auf Leßing? — — Hr. Waitsch, ein geschickter Mahler in Braunschweig, hat verschiedene Entwürfe zu einem Denkmahl gemacht. In dem ersten (S. 78) dünkt uns der schöne Genius mit der umgekehrten Fackel nur nicht charakteristisch genug, und am zweyten wollen uns die Klageweiber, die die Frontispice der Rotunde tragen, nicht gefallen. Die Trauer über den Tod eines Verstorbenen soll und darf nur vorübergehend seyn. Bey den Griechen dauerte alle Trauer nicht über eilf Tage, und sie würden es für höchst unschicklich gehalten haben, auf das Grab eines großen und verdienten Mannes Statüen von klagenden Weibern zu setzen. Sollten Christen, Philosophen im 18ten Jahrhundert Ursache haben, anders zu urtheilen? — — Man eröffnete eine Subscription für ganz Deutschland. Hr. Campe, an den die Beyträge eingeschickt werden sollten, erhielt — fünf Thaler! In Cassel ward Minna von Barnhelm zu diesem Behuf gegeben. Die Einnahme betrug — 15 Thaler 12 Groschen. Kurz, in allem sind kaum 100 Thaler zusammen. So weit ist die Sache bis jetzt gediehen. — Von dem weitern Erfolg verspricht Hr. S. künftig Nachricht zu geben. Nichts kann wahrer, aber auch zugleich nichts niederschlagender seyn, als was Jemand (S. 129) bey dieser Gelegenheit sagte: „Leßing, Weiße, Brandes, Großmann, Iffland, Schröder sind vergessen.

„sen. Deutschland hat immer nur Einen drama„tischen Lieblingsdichter, und der ist jetzt Kotze„bue.“

Bonn. Ueber deutsche Poeterey. Eine Rhapsodie. 1791. 32 S. 8. Man schreibt zwar in ganz Deutschland 1791, allein zwischen der Cultur und dem Geschmack der verschiedenen, besonders der nördlichen und südlichen Provinzen Deutschlands scheinen ganze Jahrhunderte zu liegen. Nicht, als ob man in Sachsen, Thüringen, Brandenburg u. s. w. nicht auch schlechte Verse und schlechte Prosa schriebe. Die Zahl der geistlosen Scribenten ist auch da leider sehr groß, aber so ganz unbeschreiblich platt, armselig und barbarisch, als in Oesterreich, Bayern, den Rheingegenden schreibt doch in Norddeutschland keiner. Der Verfasser dieses gereimten Aufsatzes scheint ein Mann nicht ohne Geist und Kenntnisse zu seyn; er sagt den elenden Poeten seiner Gegend derbe Wahrheiten: allein wie ungeläutert auch sein Geschmack noch seyn muß, zeigen seine eigenen Verse:

Gutmüth'ges deutsches Publikum!
Was gleicht an Langmuth dir? Was schierst du dich darum,
Was deiner Schreiber Zunft zum Besten giebt?
Wer dich der Strenge zeiht, ist unrecht dran. Wer übt
Die Duldung christlicher, wie du fürwahr
Mit deiner Schrift-Verfasser Schaar?
Woher entstünde sonst der Unfug, daß sein Spiel
Ein jeder treibt, und keiner sein Gefühl

Darob empfängt? — Der hebt im hohen Jambus an,
Spinnt einen langen Vers, wie auf der Seilerbahn,
Und eh er sich des Spuks versehen,
Geht, wie behext, sein Vers den hinkenden Trocheen u. s. w.

Leipzig bey Gräff. Gedichte von Ludwig Theobul Kosegarten. Zwey Bände. 1788. 1ster Band, 406 Seiten. 2ter Band, 432 Seiten. 8.

Rhapsodien von Ebendemselben. 1790. 228 Seiten. gr. 8. Die neulich erschienenen Rhapsodien dieses Dichters haben uns ihn, der längst schon einer Erwähnung in unserm Journal verdient hätte, wieder ins Gedächtniß zurückgerufen. Jetzt, da die Sammlung seiner Gedichte bereits drey Jahre in den Händen des Publikums ist, kann diese Anzeige keinen andern Endzweck haben, als theils ihm selbst unsere Hochachtung zu bezeigen, theils unserer Bibliothek, die sichs seit einiger Zeit von neuem zum Gesetz gemacht hat, keinen merkwürdigen Namen zu übergehen, auch den seinigen einzuverleiben. Wir begnügen uns indeß, wegen dieser Verspätung, wie billig, mit einer allgemeinen Charakteristik. Eine solche wird hoffentlich Leser, welche diese Gedichte kennen, am wenigsten ermüden, und zugleich hinreichend seyn, um diejenigen, denen sie unbekannt sind, aufmerksam auf sie zu machen. — Unser Dichter ist mehr ein Mann von innigem und tiefem Gefühle, als von geläutertem und geübtem Geschmacke, ein Sohn der Natur, der sich am liebsten ihrer Führung überläßt,

und

und daher zwar alle Kraft und Energie, aber auch alle Wildheit und Ungebundenheit, die den Kindern der Natur eigen ist, in sich vereinigt. Er entschüttet sich in begeisternden Augenblicken seiner Empfindungen, ohne sie nachher in der kühlen Stunde der Ueberlegung von neuem sorgfältig zu prüfen, auszusondern und einander unterzuordnen. Daher kömmt es, daß die meisten seiner Stücke, und gerade seiner erhabensten, keinen ganz reinen Genuß gewähren, und mehr durch einzelne meisterhafte und in einer großen Manier gedichtete Stellen erschüttern, als durch einen harmonischen Zusammenklang aller Theile entzücken. Da seine Seele am meisten für das Majestätische, Rührende und Feyerliche gestimmt ist, so ist er nirgends glücklicher, als wenn er Gott, dem ungenannten, oder die Unsterblichkeit, oder die Wonne der Auferstandnen, oder das Bleibende und Vergängliche dieser Erde, oder die höhern Schmerzen und Freuden der Liebe, oder Menschenbestimmung, Unschuld und Tugend singt. In Gesängen von solchem Inhalte reißt er den Leser bald zu einer Höhe mit sich empor, von der er, in sich selbst verloren, kaum niederzuschauen wagt, und bald in eine Tiefe hinab, wo ihn Schauer auf Schauer faßt. Er ist da in einzelnen Wendungen und Strophen ganz so stark und gewaltig, wie Klopstock, und nicht selten auch so sanft und schmelzend, wie er. — In seinen Erzählungen hält er sich itzt näher, itzt entfernter an den Gang und an die Manier Ossians: aber wir sympathisiren weniger mit ihm, als mit dem Barden. Die Sa-

gen, die unser Dichter bearbeitet hat, sind meistens nicht blos schauerlich, sondern gräßlich, und seine Darstellung ist oft geschickter, das Herz zu zerreissen, als es zu rühren. — Was wir ihm wünschen, ist eine strengere Beurtheilung seiner Versuche, Beschneidung der vielen üppigen Auswüchse, größere Beständigkeit, Uebereinstimmung und Richtigkeit in seinen Bildern, mehr Behutsamkeit im Gebrauche neuer Wörter und Zusammensetzungen, deren einige für unsre, obgleich kühne, Sprache doch noch zu kühn sind; endlich Vermeidung solcher Elisionen und Abkürzungen, die auch der geschmeidigsten Zunge auszusprechen unmöglich fallen. — Wer die meisten Vollkommenheiten und Unvollkommenheiten unsers Dichters in einem Gemälde vereinigt sehen will, lese den Hymnus an die Tugend, mit welchem sich die Sammlung eröffnet. Mehr denn einmal haben wir dieß Gedicht, und in verschiedener Stimmung gelesen, und immer sprach unsere Empfindung für gewisse Stellen laut und vernehmlich, aber eben so sehr bedauerte es unser Geschmack, daß er die Gesetze der Allegorie so oft übertreten, daß er die Bilder nicht rein, sondern aus mehrern Gegenständen zusammengesetzt, endlich daß er die Vergleichung stets zu weit getrieben, und der müßigen Wiederholungen und leeren Verse so viele fand.

Frankreich.

Le Siège de Cythére, par Mr. Dumoustier, Paris chez Cailleau 1790. 8. Dieses

kleine

kleine Gedicht hat einige glückliche Zeilen, etwas Witz, leichte Verse, aber weder der Plan noch die Ausführung etwas hervorstechendes.

Der bekannte Le Mierre hat zwey neue dramatische Stücke aufführen und drucken lassen: Barnevelt, Traged. 123 p. 1791. 8. und Calas ou le Fanatisme, drame en 4. a. en prose. 148. p. 1791. Beyde wurden mit Beyfall gegeben, der aber gewiß großentheils durch die gegenwärtigen Zeitumstände erzeugt wurde. Sie haben, wie alle Werke dieses fruchtbaren Dichters, viel einzelne wahre Schönheiten; Meisterstücke aber sind es nicht. Die den französischen Dichtern noch so neue Freyheit, kühne und starke Wahrheiten aufs Theater zu bringen, verleitet sie nur gar zu oft zu Anspielungen, die mit dem Stoff selbst keine Gemeinschaft haben, und zu übel angebrachten Deklamationen, die indeß beklatscht werden. In diesen Fehler, der freylich entschuldigt zu werden verdient, fällt auch Le M. in diesen beyden Stücken nicht selten.

Lettres sur les Confessions de J. J. Rousseau. Par Mr. Guinguené. Paris chez Barrois 1790. 8. Rousseau hat an diesem schon durch mehrere kleine prosaische und poetische Aufsätze vortheilhaft bekannten Verf. (seinen Versuch über den Tasso haben wir unsern Lesern ganz mitgetheilt) einen warmen und beredten, vielleicht oft nur zu begeisterten Vertheidiger gefunden. Seine aus vier Briefen und einer Menge Anmerkungen bestehende kleine Schrift enthält verschiedene bisher

ungedruckte Anekdoten und Aufklärungen über interessante Punkte in Rousseaus Leben. Die Idee, sein Leben zu beschreiben, entsprang gewiß nicht zuerst aus seiner Eitelkeit. Sein Freund Duclos, sein Verleger Rey in Amsterdam und eine Menge anderer Personen drangen deshalb in ihn. Die ersten Bücher der Confessions, sagt Hr. G. kann man als ein Supplement zum Emil ansehen. Daß das Complot gegen Rousseau keine Schimäre gewesen, wie man hie und da behaupten wollte, beweist ein Brief Voltairs an einen seiner Correspondenten in Paris, der ohnlängst in einem Pariser Journal bekannt gemacht wurde. V. schrieb ihn zu der Zeit, wie das Gerücht ins Publikum kam, R. wolle sein Leben schreiben, und wie er wirklich einzelne Stücke daraus seinen Freunden vorlas. Ce sont vos éloges, sagte V. c'est votre enthousiasme aveugle qui ont fait de cet homme ce qu'il est aujourd'hui. Sa reputation, sa gloire sont votre ouvrage, et vous voyez qu'elle en sera la recompense, si son libelle, ou aucun de nous doit être épargné, paroit jamais. Je ne vois contre cet ingrat qu'un seul parti à prendre: c'est de nous conjurer tous contre lui, c'est de le discrediter de toutes manières, de ne plus lâcher prise avec lui, et à force de ridicules de le reduire au point de ne pouvoir plus être crû sur rien. Je donnerai l'exemple; imitez moi tous; souvenez vous de l'Akakia: me restoit-il rien à redouter de Maupertuis

après

après ce pamphlet? . . . Rousseau hatte von seiner Jugend an eine tiefe Verehrung für V. Wie er anfing zu schreiben, ergriff er jede Gelegenheit, ihm seine Achtung zu beweisen, ihn seinen Lehrer zu nennen, und mit Empfindung und Feinheit zu loben. In Voltairs Antworten herrschte immer ein sonderbarer, ironischer Ton, der für die Folgen dieser Correspondenz nichts gutes versprach. Als R. sich darauf stark genug fühlte, Voltairen über einige wichtige Punkte der Moralphilosophie, wiewohl in der feinsten, mit den feinsten Lobeserhebungen verbundenen Wendung zu widersprechen, erhielt er ein kurzes Billet von ihm zur Antwort, in dem die Sache selbst gar nicht erwähnt war. Rousseaus Ansehn wuchs, und mit ihm Voltairs Abneigung gegen ihn. — D'Alembert, der seinen Haß gegen Rousseau, so lange dieser lebte, zu verstecken suchte, verläumdete ihn auf eine äußerst gehäßige Art. Auch Diderot stieß die gröbsten Schmähungen gegen ihn aus. Unter seine erklärten Feinde gehörten ferner der Baron von Holbach, der Hr. v. Grimm. Der Verf. versichert, er kenne keinen von den vertrauten Freunden des B. v. Holbach, der sich nicht die unanständigsten Ausdrücke, (z. B. gueux, drôl, vil coquin, scélérat infâme) im Gespräch von Rousseau bedient habe.

Gaspard de Thoring ou l'Insurrection de Bavière, piece historique en 5. a. du theatre allemand. Nancy Bachot 1791. 75 p. 8. Obgleich der Uebers. sich gegen alle Ausdeutungen verwahrt, und versichert, daß man vergeblich

geblich zwischen verschiedenen Scenen dieses Stücks und neuern Begebenheiten Beziehungen suchen werde, und daß die Uebersetzung schon über drey Jahre im Manuscript fertig gelegen habe, so wird er doch schwerlich damit Glauben finden, wie er ihn wohl auch nicht im Ernst erwartet. „Vielleicht,“ sagt er vom Verfasser, „hat er seinem Genie allzuviel „Freyheit gelassen. Man wird in seiner Arbeit „die Schönheiten und Fehler der Shakspearschen „und Götheschen Stücke bemerken. Diese drama„tische Gattung ist vielleicht die nützlichste und in„teressanteste von allen, besonders wenn sie Natio„nalbegebenheiten darstellt, und ein treues Gemälde „der Sitten und des Charakters der Nationen lie„fert.“

Nicodême dans la Lune ou la revolution politique, folie en prose et en 3. a. melée d'ariettes et de vaudevilles par le Cousin Jacques. Paris chez l'auteur 1791. 8. Der laute und anhaltende Beyfall, mit dem dieß Possenspiel aufgenommen worden, hat zuverläßig mit darin seinen Grund, daß es, wie man in Paris zu sagen pflegt, so ganz im Sinn der Revolution geschrieben ist. Doch wäre es Ungerechtigkeit zu läugnen, daß nicht auch die angenehmen Spiele der Phantasie, die glücklichen Allusionen, die pikanten Scenen, die rührenden ganz aus der Natur gegriffenen Züge und die Menge ächt komischer Einfälle, die es vortheilhaft von andern Produkten dieser Gattung auszeichnen, das Urtheil des Publikums gestimmt und seine Zufriedenheit gerechtfer-

rechtfertigt hätten. Wir können unsern Lesern hier nur einige Arien davon mittheilen. Die ersten singt Nicodeme, ein Bauer, die andern ein Pfarrer im Monde, wo die Scene des Stücks liegt. Beyde sind an den Mondkaiser gerichtet.

J'vous dirai donc en verité
Q'votre peuple se déséspere,
E qu'à l'inscu de Vot' Majesté
On l'plonge dans la misere.
Mqué par-ci, foulé par-là,
Nuit et jour il travaille.
Vos courtisans sont causes de ça.
Tnez, moi j'vous dis q'tous ces gens-là
N'front jamais rien qui vaille.

J'peux bin vous ajouter franch'ment
Q'gnia rien là qui m'étonne,
Et qu'on a toujours plus tourment
Que d'agrément sur l'trône.
Un roi souvent est déteste
Quand i mérit' qu'on l'aime:
Tout l'mond' li cache la vérité,
Et c'est partout d'même.

* * *

Un prince est une rose
Qu'amuse le Zéphyr;
A peine est-elle éclose
Qu'on cherche à la fletrir,
Une epine cruelle
Offrant des traits,
De ce fleur si belle
Defend l'acces.

Cette

Cette rose est l'emblême
De votre Majesté,
Chez vous le diadême
Couronne la beauté.
Mais ce qui nous chagrine
Helas! Seigneur,
Vos flatteurs sont l'épine
Et vous la fleur.

La France régénéré, poeme civique en un chant, par A. L. Baudin citoyen françois Cherbourg. 1790. 23 p. 4. Der Verf. wäre ein großer Dichter, wenn sein poetischer Enthusiasmus eben so feurig und lebendig wäre, als sein politischer. Er will sein Gedicht als ein bürgerliches Glaubensbekenntniß, als einen Tribut der Verehrung für die Apóstel und Stifter der Constitution angesehen haben. Er hoft die Trugschlüsse und Ränke der Aristokraten aufgedeckt zu haben, und verzweifelt daher nicht an ihrer Bekehrung zum Bürgerglauben (foi civique). Daß der Verf. übrigens in der Kunst, Verse zu machen, weder Stümper noch Neuling sey, beweist unsers Bedünkens schon folgende Anrede an den Adel:

Monarque de nos bois et le doyen du monde,
Un vieux chêne, étendoit sa racine profonde,
Et vainqueur à la fois des saisons et des ans
Il s'énorgueillissait d'ennemis impuissans;
Mais le sommet trop fier méconnut la racine:
Le faîte avoit du tronc merité la ruine
Et la cognée enfin par un sévere arrêt
Detrône d'un seul coup le roi de la fôret,

Nobles

Nobles reconnoissez votre fidelle image.
Vieux chêne, vous perdez les honneurs du feuillage — — —
Nos fastes toutefois encor reconnaissans
Conserveront vos noms et vos faits éclatans — — —
Mais si leur souvenir doit même être aboli,
Si rien de vous n'échappe au courroux de l'oubli,
Du tems qui détruit tout réparez les outrages,
Faitez vous d'autres noms, conquérez nos suffrages,
Laissez vos titres vains dans la nuit du tombeau,
Frayez vous à la gloire un chemin tout nouveau,
Et moins fils que rivaux de vos illustres péres,
Convainquez nos décrets d'avoir été séveres.

Almanach des Graces, étrennes érotiques chantantes, dediées à Mme. d'Artois, pour l'année 1791. 264 p. 16. Unter den Verfassern, die diesmal Beyträge geliefert haben, ist Cubieres der einzige, der einigen Namen, und dessen Verse etwas Poesie haben. Der größte Theil rührt von Anfängern her, die wahrscheinlich ewig Anfänger bleiben werden, und deren Uebungsstücke voller Verstoße gegen den guten Geschmack, den Anstand, und selbst gegen die Sprache und Prosodie sind.

Des Academies par S. R. N. Chamfort de l'academie françoise. Paris chez Buisson. 1791. 40 p. 8. Daß Schriftsteller, denen ihre Versuche in die Acad. fr. aufgenommen zu werden, misglückten, sich entweder durch Spöttereyen zu rächen, oder sie durch ernstliche Gründe als ein überflüßiges, vielleicht gar schädliches Institut vorzustel-

zustellen suchten, war eine eben so gemeine als begreifliche Erscheinung: desto auffallender aber und einziger in seiner Art ist der Schritt, den Chamfort hier thut. Er selbst eines der angesehenern Mitglieder der Akademie spricht in dem feurigsten Ton gegen sie, und dringt auf ihre gänzliche Aufhebung. Die Gründe, auf die er die Nothwendigkeit dieser Veränderung stützt, sind nicht alle neu, und noch weniger überzeugend. Mit Recht rügt er zwar mehrere Mängel ihrer Verfassung, allein daraus folgt, unsers Bedünkens, noch keinesweges, daß es wohlgethan sey, ein Institut, wie dieses, das doch offenbar in den Augen der Nation den Wissenschaften einen gar nicht zu verachtenden äussern Glanz und eine Würde gab, die sie vorher nicht gehabt hatten, gänzlich zu vernichten. Es ist wahr: Corneille, Voltaire, La Fontaine würden ihre unsterbliche Werke eben so gut geliefert haben, auch wenn keine Akademie in der Welt gewesen wäre: und Moliere war darum um nichts kleiner, daß ihm seines Standes wegen der Eintritt in dieselbe verwehrt blieb: Racine, Boileau &c. kamen nur durch ausdrückliche Befehle des despotischen Ludewigs XIV. hinein. Es ist wahr, die Akademie zeigte bey vielen Gelegenheiten, besonders unter dem genannten König, einen niederträchtigen Geist der Schmeicheley, und übertraf darin noch bey weitem die schamlosesten Höflinge: sie gab als einen Gegenstand poetischer Behandlung die Erörterung der Frage auf: welche von den Tugenden des Königs verdient die meiste Bewunderung? Worte,

über

über die der sein Lebelang an die gröbsten Schmeicheleyen gewöhnte Despot gleichwohl erröthete! Es ist wahr, das von ihr gelieferte Wörterbuch ist äusserst mittelmäßig, unvollständig, unphilosophisch bearbeitet; die Sprachlehre und Rhetorik, die doch ausdrücklich in ihrem Stiftungsdiplom als Mitzweck angegeben wird, hat sie gar nicht geliefert. Die gewöhnlichen discours de receptions enthielten wenig mehr, als schale Complimente, geistlose Phrasendrechsleren und Wortkünsteley. Viele große Männer äußerten geradezu ihre Verachtung für dieses Corps, qui n'a point fait grands ceux qui honorent sa liste, mais qui les a reçus grands et les a rapetissez quelquefois. Es ist wahr, wenn die neue Constitution des Reichs Bestand hat, so fallen die Reden, welche die Akademie gewöhnlich an die Könige, die Königinnen, Prinzessinnen, Kardinäle ꝛc. zu halten pflegte, fast ganz hinweg, und die ausgesetzten Preise auf rednerische und poetische Ausarbeitungen, die noch nie etwas sehr vorzügliches hervorgebracht haben, sollten wenigstens hinwegfallen — es ist wahr, alles das sind Gründe einer vielumfassenden Reform, aber nicht einer gänzlichen Vernichtung. Aehnliche Vorwürfe macht der Verf. der Akademie der Innschriften und schönen Wissenschaften, der er ein ähnliches Schicksal zugedenkt.

Fables d'Esope, traduites du grec. Nouvelle Edition, augmentée de la traduction des fables de Lockmann par MM. Cholet et Mulot. Paris Voland 1790. 8. Diese

Uebersetzung des griechischen Fabulisten ist weder vollständig noch treu genug. Außer der auf dem Titel erwähnten Vermehrung findet man noch die Lebensbeschreibungen der alten Fabeldichter, und eine Abhandlung des Abbe Aubert über die beste Art, die Fabeln zu lesen.

Poesies diverses, par M. La Montagne. Paris Knapen. 1791. 8. Auch da, wo sich dieser junge Dichter von seiner vortheilhaftesten Seite zeigt, erscheint er doch immer als Nachahmer. Dieß macht jedes Urtheil über seine Anlagen und Talente sehr unsicher.

Essai sur l'éloge de François de Salignac de la Mothe Fenelon, lû dans la séance publique de la société nationale des neuf Soeurs. Paris chez Onfroy 1791. 8. Der Gegenstand fast allein giebt dieser Lobschrift das Interesse, das sie für den Philosophen und Menschenfreund hat. Die Behandlungsart und Wahl der Materialien ist nicht vorzüglich. Die Spuren der Eil sind zu häufig.

Les Etats généraux de l'Europe, poëme lu à l'assemblée du Lycée le 11. Mars 1791, p. A. M. Cubieres. Paris chez Cousin. 8. Die Idee dieses kleinen scherzhaften Gedichts ist eben so sinnreich, als die Ausführung launig und treffend gerathen ist. Der Dichter denkt sich alle Könige, alle Häupter der europäischen Freystaaten zu einer allgemeinen Staatenversammlung verbunden, in welcher der bekannte A. d. St. Pierre präsidirt. Die drey Sekretäre derselben sind Rousseau,

Mably

Mably und Raynal. In den Reden, die der Dichter den Präsidenten an jedes einzelne Glied der Congregation halten läßt, ist viel Wahres, aber auch mancher falsche, schiefe Gedanke. So ist gleich die erste Zeile seiner Anrede an den Pabst die größte Unwahrheit, die sich denken läßt:

De la religion vous êtez le soutien.

Desto besser ist der Schluß derselben:

Quels que soit vos projets, ô pontife romain!
La verité se montre aux yeux du genre humain.
Il vous respecte encor, mais il ne vous craint guere,
Et vous faitez pitié même au grossier vulgaire.
Soyèz donc raisonnable autant que généreux!
De l'Inquisition n'allumez pas les feux;
Ne nous menacez pas d'une foudre risible,
Et gardez vous surtout de vous croire infaillible.

Leopold erhält ein schönes und verdientes Lob. Die Rede an die russische Kaiserinn ist noch etwas mehr, als freymüthig:

— — superbe Catherine,
Lui dit le président, est ce vous que je vois?
Vous qui des nations violez tous les droits,
Et qui de l'équité meconnaissant l'empire,
Semblez vouloir regner sur tout ce qui respire?
Les talens, grace à vous, les sciences, les arts,
Ont en foule accouru au palais des czars,
Et l'amitié longtems vous unit à Voltaire.
Soyez par la beauté maitresse de la terre,
A vos sacrés genoux enchainez mille amans,
Et de vos jours ainsi prolongez le printems,
J'y consens, mais pourquoi? . . . . .

Der Präsident beschließt endlich die Sitzung mit den Worten:

Embrassez vous, traitez vous en amis,
Et par les mêmes nœuds soyez toujours unis.
C'est de vous que dépend le bonheur de la terre,
Voulez-vous l'affermir? renoncez à la guerre,
Et jurez tous enfin de toujours vivre en paix . . .
Nous le jurons: s'écrie aussi-tôt le congres . . .

Alle umarmen sich; nur der Pabst — —

Comme on sait que jamais un prêtre ne pardonne,
Le pape fut le seul qui n'embrassa personne.

England.

Poems. By J. Aikin M. D. London Johns. 1791. 136 p. 8. Hr. A. ist schon als einer der besten jetztlebenden englischen Dichter bekannt. Seine Muse ist glücklich in der Wahl ihrer Gegenstände, und die Behandlung derselben verfehlt selten ihre Wirkung auf den Verstand und das Herz der Leser. Am liebsten verweilt sie bey politischen und häuslichen Sujets, wovon ihr wieder die letztern am besten gelingen. Zur Probe geben wir eine Stelle aus einem Gedicht, das die Aufschrift führt:

A Wife's absence lamented.
Anno conjugii 13.

I want — the mistress of my board;
The guardian of my little hoard;
The ruler of my small domain,
The mistress of my infant train;

My

My best adviser, surest guide,
Of faith approv'd, of wisdom tried;
The soother of each pain and grief;
From toil and care the sweet relief;
The friend of sense and taste refin'd,
In all my fav'rite studies join'd;
The cheerful partner of my day,
With whom the hours roll swift away;
The lovely sharer of my night,
Sweet source of ever new delight,
Within whose fond encircling arms
I taste of more than virgin charms.
All these my Delia was to me,
And these, when she returns, will be.
What lover then has cause to sigh,
For absence half so much as I?
Yet cease, my heart! complain no more,
But count the joys thou hast in store.

Seventeen Hundred and Ninety-one. a Poem in imitation of the thirteenth satire of Juvenal. By Arthur Murphy. London Robins. 1791. 29. 4. Eine geistvolle Nachahmung einer der schönsten Satyren Juvenals, die neben den Johnsonschen der dritten und zehnten Satyre, (die unter den Titeln London und The vanity of human wishes bekannt sind) eine Stelle verdient. Hr. M., ein vertrauter Freund von J., hatte oft in ihn gedrungen, auch dieses Stück zu bearbeiten, allein seine Antwort war immer: „ich wollte, es wäre geschehen.“ Da Hr. M. sich nun dieser Arbeit selbst unterzogen hat, so hat das Publikum nichts dabey verloren.

Ode for the fourteenth of July 1791. the Day consecrated to freedom. By R. Merry. London Bell 1791. 4to. Hr. M. Verf. von dem Gedicht della Crusca und anderer gut aufgenommenen Stücken, ist ein enthusiastischer Vertheidiger der französischen Revolution. Auch der, welcher seine politischen Grundsätze nicht billigen kann, muß ihm doch das Lob geben, daß er seinen Gegenstand als ein Mann von Talent behandelt hat. Und wer könnte wohl folgenden Zeilen Wahrheit absprechen?

Have not the titled sons of earth
Usurp'd prerogative of birth,
As tho' appropiate to descent
Were high and noble sentiment?
What sentiments can noble be
But those of truth and liberty?
And what can dignity dispense,
But Justice and Benevolence?
And are not these the common share
Of all, who breathe this vital air?
And has not kind, impartial Heav'n
To ev'ry rank an equal feeling giv'n?
Virtue alone should vice subdue,
Nor are *the Many* baser than *the Few*.

The Bosom Friend. In five books. By an Etonian. London Faulder 1791. 51 p. 8. Ein heroisch-komisches Gedicht voll Geist und Laune, in schönen wohlklingenden Versen. Der hier besungene Busenfreund ist ein Hermelinstreif, der, wie der schalkhafte Dichter erzählt, von Dianen

Dianen mit eigner Hand aus ihrem Gewand geschnitten, und von Amorn der spröden Neäre überreicht ward, um sich im Winter der Schönheit desselben zu bedienen.

Be this Neaera's: since forbid to know
Connubial bliss and matrimonial woe,
Secure in this the lovely maid may live,
Save in the present Dian deigns to give.
When the hot ball and crowded rout shall end,
Whilst midnight dews in baneful showers descend,
If this with genial warmth protect her breast,
No storms shall scare her, and no gales molest:
Who, tho' no beau with soft attentive air
Proclaim her coach, or hand her to her chair,
Thro' showers and dews undaunted she shall go,
Tho' none shall offer, she shall need no beau.

Juvenile Poems with remarks on poetry etc. by J. Armstrong. Edinburgh Hill 1789. 231 p. 8. Der Verf. dieser Gedichte ist noch ein sehr junger Mann, der diese Versuche zwischen seinem 13 bis 18 Jahre gewagt hat. Sie sind ein Beweis, daß seine Verstandskräfte sich früh entwickelt haben, und vielleicht allzufrüh auf Unkosten der Imagination, der doch ein Dichter am allerwenigsten entbehren kann. Seine Verse sind schon zu regelmäßig und zu kalt, als daß sich von dem Verf. als Dichter für die Zukunft etwas besonders erwarten ließe.

The Epitaph Writer etc. By J. Bowden. London Sael 1791. 160 p. 12°. Dieser Hr. B. ist ein poßirliches Original. Seine Sucht,

Leuten aller Art, aller Stände, Würden, Alters, Geschlechts ꝛc. Grabschriften zu setzen, ist wohl ohne Gleichen. Hier liefert er auf einmal mehr als 600 auf Könige, Herzoge, Bürger und Bauern, Väter und Mütter, Kinder und Waisen, in ernsthaftem, moralischen, satyrischen, launigen Ton. Allein sie sind auch darnach:

Here the *dead image* of a lovely maid
Deep in the bosom of the earth is laid;
Her *living image* still survives impress'd
Deep in her dear surviving lovers breast.

Salmagundi; a miscellaneous Combination of original poetry: consisting of illusions of fancy; amatory, elegiac, lyrical, epigrammatical and other palatable Ingredients. London 1791. 151. p. 4. Dieser affektirte, marktschreyerische Titel verspricht nicht viel gutes, allein man wird durch den Inhalt selbst auf eine angenehme Weise getäuscht. Es ist eine seltne Erscheinung, daß sich Ein Mann zu gleicher Zeit in so verschiedenen Gattungen mit so vielem Glücke versucht, und sich allenthalben über das Mittelmäßige emporschwingt. Am meisten scheint er gleichwohl Talent zu witzigen, humoristischen Gedichten zu haben. Die Nachahmung des bekannten Mihi est propositum in taberna mori, S. 76, steht indeß, nach unserm Gefühl, der Bürgerschen nach. Hier sind die beyden letzten Strophen:

When

When I exhaust the bowl profound and gen'-
rous liquor swallow,
Bright as the beverage I imbibe the gen'rous num-
bers follow:
Your sneaking water-drinkers all, I utterly con-
demn'em,
He that would write like Homer, must drink like
Agamemnon.

Mysteric and prophetic truths I never could
unfold them
Without a flagon of good wine and a slice of a
cold ham;
But when I've dram'd my liquor out, and eat what's
in the dish up,
Tho' I am but an Arch-deacon, I can preach like
an Archbishop.

Das Buch ist auf schönes Papier vortreflich gedruckt; und das Titelblatt mit einer niedlichen Vignette von Heath nach Burney geziert.

Odes to Mr. Paine, Author on Rights of Man. By P. Pindar Esq. London Evans 1791. 10 p. 4to. Es fällt, beym ersten Anschein, widrig auf, daß gerade Männer, wie Burke und Woolcot *), wovon der Eine über drey-

S 5 ßig

*) Peter Pindar ist nämlich, wie leicht zu erachten, nur ein angenommener Name, der ohngefähr so komisch klingt, wie Herzog Michel. So wie das Prädicat Herzog mit dem Namen Michel contrastirt, so contrastirt auch der gemeine Vorname Peter mit dem Namen Pindars, bey dem man sich

ßig Jahr, sich jedem Schritte des englischen Ministeriums im Parlamente widersetzt hat, und der Andere, seit zwölf Jahren, keine Gelegenheit vorbey gehen ließ, wo er den Königen und Hofleuten unangenehme Dinge sagen konnte, sich mit so vieler Heftigkeit, die an Erbitterung gränzt, den englischen Lobpreisern der neuen französischen Constitution in den Weg stellen: aber wenn man bedenkt, daß diese Lobpreiser sich nicht damit begnügen, die französische Revolution von ihrer besten Seite zu zeigen, und die Vortheile, welche Frankreich vielleicht, nach einem halben Jahrhunderte, durch solche erhalten dürfte, zu entwickeln, sondern daß sie auf eine ähnliche Staatsveränderung in England dringen, wo die Umstände doch ganz anders sind, als sie in Frankreich waren, kurz, daß sie Factionsmacher sind; so begreift man nicht nur, warum Männer, wie Burke und Woolcot (eben so wie Raynal und Mounier in Frankreich, die auch vorher die Sache der Freyheit vertheidigt hatten), sich in ihrem Gewissen für verbunden halten, mit den anmaßlichen Regierungsverbesserern eine Lanze zu brechen, sondern sie erwerben sich dadurch auch unsere Achtung, so wie die Dankbarkeit aller ächten englischen Patrioten: denn so willkührliche Eingriffe in das Eigenthum, wie die französische Natio-

erhabene Loboden denkt, und die des Engländers sind sarkastisch; er besingt nicht die bewunderungswürdigen, sondern die thörichten Handlungen der Helden seiner Zeit.

National-Versammlung gethan hat, eine so ungerechte als unpolitische Vertilgung von im Namen des Regenten geschlossener Contracte, wie das Dekret dieser Versammlung zur Aufhebung des noch nicht abgelaufenen Privilegiums der Ostindischen Compagnie, würden einen Staat, wie England, der ganz auf den Handel beruht, mit einmal in Verfall bringen, da sie hingegen in Frankreich, dessen innere Stärke viel gesicherter ist, freylich einzelnen Personen großen Schaden thun, aber doch den Staat nicht ruiniren. Die Häupter der Oppositionsparthey in England halten es zwar aus guten Gründen für nothwendig, auf die Schritte derjenigen, welche die öffentliche Gewalt ausüben, ein wachsames Auge zu haben, damit diese solche nicht misbrauchen; aber sie vereinigen sich mit den Königlichen Beamten, jeden zu binden, der Feuer an das Staatsgebäude legen, oder es auch nur seiner Zierrathen berauben will. Raisonniren, ja selbst spötteln darüber, kann man hingegen wie man will; denn dadurch fällt das Gebäude nicht zusammen, oder nur die geringste Zierrath herunter, vielmehr, meynen sie, mache es die Aufseher des Gebäudes zuweilen auf einen Fleck aufmerksam, dessen nöthige Reparatur diese, ohne die Kritiken des Publikums, nicht in Zeiten würden bemerkt haben, und treibe sie an, ihre Sorgfalt für die Erhaltung und Verschönerung des Gebäudes zu verdoppeln.

Poems on various Subjects; consisting of meditations, contemplations, Soliloquies, poetical Epistles, Moral Reflections, Hymns

Hymns and paraphrases of several parts of scripture etc. By T. May. London 1791. 162 p. 8. Der Verf. zeigt sich durchaus als einen guten, frommen Mann, einen feurigen Christen; die Kunst zu denken und zu schreiben aber ist ihm ganz fremd, und mit der Poesie haben seine abgesetzten Zeilen nichts ähnliches, als den Reim. Gegen Vernunft und Philosophie hegt der Verf. eine tiefe Verachtung. Man muß ihn bedauern, da man hingegen gewisse deutsche Sophisten verachten muß, die wider ihre bessere Ueberzeugung, den Menschen, das Edelste, was sie haben, verdächtig zu machen suchen.

The Millers Tale. From Chaucer. London Rigdway 1791. 27 p. 4. Mehrere neue englische Dichter von Verdiensten, die aber im Punkt der Delikatesse es so genau nicht nehmen, haben es versucht, Chaucers Erzählungen zu modernisiren. Wenn Laune Ausschweifungen und Plumpheit entschuldigt, so ist auch die Apologie dieses Versuchs gemacht, dessen Verf. viel Talent für Versification verräth, dem aber eine bessere Anwendung zu wünschen wäre.

Sonnets from Shakspeare. By Albert. Lond. Debrett 1791. 76 p. 8. Der Gedanke, einige der schönsten Sentiments aus den Werken des großen Dichters in Sonnette zu bringen, ist neu; aber auch glücklich? Einige seiner Nachahmungen und Ausbildungen können die Vergleichung mit dem Original aushalten, und das ist zu ihrem Lobe nicht wenig gesagt, andere hingegen bleiben

bleiben freylich desto weiter hinter demselben zurück. Der größte Theil dieser Sonnette ist aus Einem Stücke Sh. gezogen; man kann leicht rathen, aus welchem. Aus Romeo und Juliet. Hier ist die Nachahmung einer auch bey uns sehr bekannten Stelle:

»Hark, Romeo, hark! O for a falconers skill,
This tassel gentle back again to claim!
But bondage bids alas! my tongue be still,
Else would I weary Echo with his name.

Thou com'st, but must no longer tarry here,
'Tis morn, and why I call'd thee I've forgot:
And shouldst thou stay, thy presence is so dear,
'T would all remembrance from my bosom blot.

I'd have thee goo, and yet so much I love,
No farther than a bird in silken chain,
Whom its fond mistress scarce allows to rove,
Then instant pulls it to her hand again,
Good night! good night! parting is such sweet sorrow,
That I shall say — good night, till it be morrow.«

Poems. By Mrs. M. Robinson. London Bell 1791. 223 p. 8. Die meisten von diesen Gedichten waren schon in einem Journal erschienen, allein sie verdienten in jeder Rücksicht von neuem abgedruckt und in einer Sammlung aufbewahrt zu werden. Sie gehören größtentheils in die Klasse der Oden, Elegien und Sonnette. Feine, zärtliche Gesinnungen, Reichthum an lieblichen

chen Bildern, harmonische Verse sind die charakteristischen Merkmahle derselben. Folgende Stanzen geben wir zur Probe: nicht als ob sie zu den schönsten Stücken gehörten, sondern weil wir den Raum zu schonen haben.

When fragant gales and summer show'rs
Call'd forth the sweetly scented flow'rs
When ripen'd sheaves of golden grain,
Strew'd their rich treasures o'er the plain;
When the full grape did nectar yield,
In tepid drops of purple hue;
When the dick grove and thirsty field,
Drank the soft show'r and bloom'd a new;
O then my joyful heart did say,
»Sure this is Nature's Holy-day.«

But when the yellow leaf did fade,
And every gentle flow'r decay'd;
When whistering winds, and drenching rain,
Swept with rude force the raked plain;
When o'er the desolated scene,
I saw the drifted snow descend;
And sadness darken'd all the green,
And Nature's triumph seem'd to end;
O then my mourning heart did say,
»Thus Youth shall vanish, Life decay.«

When Beauty blooms and Fortune smiles,
And wealth the easy breast beguiles;
When pleasure from her downy wings,
Her soft bewitching incense flings;
Then, friends look kind — and round the heart
The brightest flames of passion move,

False

False Flatt'ry's soothing strains impart
The warmest Friendship, fondest Love;
But when capricious Fortune flies,
Then Friendship fades — and Passion dies.

A descriptive and plaintive Elegy on the Death of the late Rev. John Wesley. By Th. Olivers. London 1791. 24 p. 4to. Wesley war, das können auch seine Gegner nicht läugnen, ein Mann von grossen und mannichfaltigen Verdiensten, und das edelste Geschäfte des Dichters ist es gewiß, Verdienste der Welt anzupreisen: allein nicht alle gereimten Zeilen sind Poesie, und nicht jede Art von Verdienst ist ein schicklicher Gegenstand für das Lied der Muse. W. war ein Muster von Fleiß und Thätigkeit, allein die Geschichte seiner langen Reisen, seinem Frühaufstehen und Spätzubettegehn nimmt sich in Versen nicht aus, am wenigsten, wenn sie so sind, wie diese:

He often rode, as through the land he past
Full thirty miles, before he broke his fast!
Then added forty more, before he stopt to dine!
And ten or twenty more, before his preaching time!

Reflections on the Tomb of Columbus. By a Lady. London Kearsly 1791. 26 p. 4to. Columbus Verdienste und die Undankbarkeit der Spanier gegen ihn sind der Gegenstand dieses Gedichts. Die Materialien sind größtentheils aus Robertsons Geschichte von Amerika geschöpft. Das Vergnügen, das die Lektüre dieses Gedichts gewährt,

gewährt, entspringt mehr aus der Richtigkeit und Angemessenheit der Ideen, als aus dem poetischen Ausdruck und der Versification.

Nature. A Poem. London Johns. 1791. 32 p. 4to. Besser, als die längste Stelle aus diesem Gedichte, wird folgender kurzer Vorbericht, den der Verf. demselben vorgesetzt hat, ihn und sein Werk charakterisiren. „Der Verfasser dieses kleinen Stücks nährte längst schon die Idee, daß er ein gewisses Maaß poetisches Talent erhalten habe, allein eine Reihe mühsamer Arbeiten von aller Art hinderten ihn, die Sache näher zu untersuchen. Vor einigen Wochen endlich bekam er Muße, seine Kräfte in dieser Rücksicht zu probiren. Das Resultat dieses Versuchs legt er hier dem Publiko vor, und wartet den Ausspruch desselben mit keiner andern Empfindung, als der der Neugierde, ab. Er wird ihn belehren, ob er einen Vorzug besitzt oder nicht, der, so schön er an sich selbst ist, seinem Eignem selten einen reellen Vortheil verschaft hat, und überhaupt in unsern Tagen wenig geschätzt wird. In dieser Erwartung will er nicht weiter erwähnen, wie wenig Tage, oder vielmehr, wie wenig Stunden er auf die Verfertigung dieses ersten Stücks, das er je der Welt vorlegte, verwenden konnte."

Animal Magnetism. A Ballad. With explanatory notes and Observations containing several curious Anecdotes of animal Magnetisers, ancient as well as modern. By Valentin Absonus Esq. London Johns. 1791. 44 P. 8. Eine treffende Satyre auf diesen

sen modischen Unfug, der auch in England eine Zeitlang viel Freunde und Gönner fand. Das Gedicht, und noch mehr die Noten, können dienen, manchem die Augen zu öffnen, der diese Charlatanerie noch nicht für das hält, was sie ist.

The Observer: being a Collection of moral, litterary and familiar Essays. Vol. V. London Dilly 1790. 309 p. 8. Mit diesem fünften Bande beschließt der berühmte Cumberland gegenwärtige mit vielem Beyfall aufgenommene Sammlung. Er steht den vorigen am Werth nichts nach. Die Aufsätze dieses Schriftstellers sind immer lehrreich, wenn gleich nicht immer tiefeindringend; seine Bemerkungen sind immer angenehm, wenn gleich nicht immer ganz genau; stets bestrebt er sich, Zufriedenheit und Menschenglück zu befördern. Die vorzüglichsten Stücke sind diejenigen, in denen er Eigenthümlichkeiten menschlicher Charaktere und ihren Einfluß auf die Vorfälle des gemeinen Lebens schildert: als z. B. Mr. Billy Simper, Geschichte von Nic. Pedrosa. Am Schluß nimmt der würdige Greiß rührenden Abschied von seinen Zeitgenossen: I have done my best to merit his (the readers) protection, and as I have been favorably heard, whilst yet talking with him, I hope I shall not be unkindly rememberd when I can speak no more. I have passed a life of many labours, and now beeing near its end have little to boast but of an inherent good will towards mankind, which disappointments, and

age itself, have not been able to diminish. It has been the chief aim of all my attempts to reconcile and endear man to man: I love my country and contemporaries to a degree of enthousiasm that I am not sure is perfectly defensible; though to do them justice each in their turns have taken some pains to cure me of my partiality. 'T is however one of those stubborn habits, which peoples are apt to excuse in themselves by calling it a *second nature.*

The history of Herodotus, translated from the Greek. With Notes. By the Rev. W. Beloe. IV. Voll. 8. London 1791. zusammen 1580 p. Hier haben die Engländer nun auch von diesem alten Schriftsteller, dem Vater der Geschichte, eine Uebersetzung erhalten, die ihres Originals würdig ist. Hr. Beloe übersetzt mit Treue, und doch mit Geschmeidigkeit und Eleganz: nur bisweilen scheint er mehr, als vielleicht nöthig gewesen wäre, paraphrasirt zu haben. Der Text ist mit einer Menge gelehrter, passender und unterhaltender Noten erläutert. Weßeling und Larcher thaten ihm hier gute Dienste, doch hat er selbst eine Menge Fakta, Erläuterungen, Parallelen, Anekdoten rc. aus andern alten und neuen Reisenden zusammengetragen. Den vierten Band füllen größtentheils kritische Untersuchungen über einzelne Punkte, eine Skizze vom Leben des Herodot, und ein vollständiges Register. Der Verf. läßt uns noch einen fünften Band erwarten, der eine

Ueber-

Uebersetzung von Plutarchs Abhandlung über den Herodot, und den drey Dissertationen des Abbé Geinoz über diesen Gegenstand, und einen sechsten, der eine Abhandlung über die Geographie des Herodet enthalten soll.

A Farewell for two Years to England. A Poem. By H. M. Williams. London Cadell 1791. 15 p. 4to. Die Verf., die im Begriff ist, eine zweyte Reise nach Frankreich anzutreten *), nimmt in diesem schönen Gedichte von ihrem Vaterlande Abschied. Dieses leitet sie natürlich auf ihren Lieblingsgegenstand, die Erneuerung der französischen Freyheit, und sie spricht mit Eifer, zugleich aber auch mit Würde und Anstand, gegen diejenigen ihrer Landsleute, die, wie sie glaubt, ihren Nachbarn den Segen der Freyheit, den sie selbst geniessen, nicht gönnen; welches jedoch wohl schwerlich bey einem Burke der Fall seyn dürfte.

Ah! when ſhall Reaſon's intellectual ray
Shed o'er the moral world more perfect day?
When ſhall that gloomy world appear no more
A waſte, where deſolating tempeſt's roar?
Where ſavage Diſcord howls in threatning form,
And wild Ambition leads the madd'ning ſtorm;
Where hideous Carnage marks his dang'rous way,
And where the ſcreaming vulture ſcents his prey?

*) Ihre erste Reise hat sie in prosaischen Briefen beschrieben, die kürzlich zu Leipzig, bey Reinike, übersetzt worden sind, und gelesen zu werden verdienen.

Ah! come, bleſt Concord! chaſe, with ſmile ſerene,
The hoſtile paſſions from the human ſcene!
May Glory's lofty path be found afar
From agonizing groans and crimſon war;
And may the ardent mind, that ſeeks renown,
Claim not the martial, but the civic crown!

Lines in Memory of the Rev. Mr. J. Wesley. London Rob. 1791. 16 p. 4to. Ohne ein poetiſches Meiſterſtück zu ſeyn, verdient dieſes Gedicht dennoch vor der oben angeführten Elegie auf denſelben Gegenſtand unendlichen Vorzug. Der Charakter W., der ein verdienter und in vieler Rückſicht ein wirklich großer Mann war, wird ſehr treffend und ſchön geſchildert:

Flowing with Chriſtian Zeal and Patriot fire,
With all the love that Country can inſpire,
With all the warmth that Genius can impart,
He pours the living precept on the heart:
Spreads on the darkling mind th' illuming ray,
And all the glories of *eternal day*.
Conſoles the feeble and confirms the ſtrong,
And leads the timid fearleſsly along:
Grief, Sickneſs, Sorrow, Want, his bounties ſhare,
And needy worth becomes his guardian care.
Around his board no pamperd laquies wait,
In all the pomp of Oriental ſtate.
He rears no palaces, no wide ſpread plain
Calls him ſole Lord of all its proud domain.
He courts no grandeur and he hoards no wealth,
And Toil and Temperance procure him health.

Not

Not even Avarice the vice of age,
Clouds the mild lustre of his life's last Page:
Rich in the treasures of a feeling mind,
He knows no good but that of all Mankind,
No selfish aim inspires his great design,
But holy love and charity divine:
While to the wrangling sons of noisy strife
He gives th' example of a blameless life.

Aristarchus, or the principles of Composition. Containing a methodical arrangement of the improprieties frequent in writing and Conversation, with select Rules for attaining to purity and elegance of expression. London Bourne 1790. 432 p. 8. Der Verf. dieses Werks ist der verstorbene D. Withers, dessen Sonderbarkeiten und Unglücksfälle gleich sehr bekannt sind. Es ward anfangs in einzelnen Nummern ausgegeben, die hier gesammelt erscheinen. Obgleich der Titel eine methodische Anordnung verspricht, so ist doch davon im Buche selbst keine Spur zu finden. Der Werth desselben beruht auf einer Menge einzelner sinnreicher, gründlicher, gelehrter Bemerkungen über den Styl, die zwischen andern zerstreut liegen, die blos spitzfindig, gesucht sind, und ihren Grund blos in der Eil, mit der sie gemacht worden, dem Eigensinn und den Vorurtheilen des Verfassers haben. Mit besonderm Feuer eifert er gegen die Thorheit, auch in dem Grammatischen der neuern Sprachen sich auf die Autorität der Alten zu berufen. Mr. Dryden saw and lamented the imperfect state

of the english language. But instead of consulting his excellent understanding when a suspected phrase occurred, he translated it into Latin. But I would as soon appeal to modern Rome for the truth of my creed, as to ancient Rome for the propriety of my diction. From a system of Syntax so essentially different it is absurd to expect information as to Concord and Government. And as to the arrangement of the words, it is well known, that elegant Latin, when translated into english verbatim, makes an uncouth, ridiculous appearance. Der Stelle, die der Verf. zur Bestätigung aus Milton anführt, könnte man eine Menge ähnlicher aus unsern berühmtesten Schriftstellern an die Seite setzen. Milton übersetzte die Horazische Strophe:

Qui nunc te fruitur credulus aurea:
Qui semper vacuam, semper amabilem
Sperat, nescius aurae
Fallacis — —

also:

Who now enjoys thee credulous, all Gold,
Who allways vacant, allways amiable
Hopes thee, of flattering Gales
Unmindful — —

Gewiß nicht schlimmer, als die Verdeutschung des Virgilischen:

Quid tibi odorato referam sudantia ligna
Balsamaque — —

Aut-

Aut quos Oceano propior gerit India lucos,
Extremi sinus Orbis — — —

durch:

Was gedenk ich dir noch wohlriechendes Holzes entquollne
Balsame —
Oder was India sonst dem Oceanus nahe vor Waldung
Trägt, die äußerste Bucht — —

Und solch undeutsches Lateinischdeutsch findet Bewunderer, und so Gott will auch Nachahmer!

Lindor and Adelaide a moral Tale. By the Author of Observations on D. Price's Revolution Sermon. London Stockdale 1791. 358 p. 12. Dieser Roman enthält ungleich mehr Räsonnement, als Handlung. Der Verf. sucht die Wirkungen zu schildern, die die französische Revolution auf den Landmann dieses Reichs gehabt haben, und die, seiner Meynung nach, äußerst verderblich seyn sollen. Er läßt Anhänger und Gegner der Revolution auftreten: die letztern sind Muster aller menschlichen Tugend, die ersten an Körper und Seele gleich sehr verwahrloßt. Die Hauptperson ist ein Prior, der den jungen Lindor aus einem warmen Freund der Freyheit zu einem unbesonnenen Verfechter des alten Despotismus macht; allein zu dieser schnellen Bekehrung mögen wohl die Reize Adelaidens, die ganz von dem Prior abhing, mehr beygetragen haben, als die Gründe des Priesters. Die Schreibart hat viel Leben, und auch an interes-

 santer

santen Situationen fehlt es, besonders gegen das Ende, nicht.

Seit einiger Zeit erscheint in London bey Evans unter dem Titel The Speculator ein periodisches Blatt, das sich durch verschiedene interessante Aufsätze auszeichnet. Unter andern findet man auch eine kurze Abhandlung über die deutsche Litteratur. Da wir es uns zum Gesetz gemacht haben, alle Urtheile von Ausländern über unsre schöne Litteratur, die nur einige Aufmerksamkeit verdienen, unsern Lesern mitzutheilen, so geben wir ihnen auch von diesem Aufsatz einen kurzen Auszug. Der Verf. giebt zuvörderst die Ursachen des geringen Interesse an, das man bis jetzt in England an den Produkten des deutschen Genies genommen. Erst seitdem Werthers Leiden übersetzt erschienen, fing man an zu glauben, daß es sich wohl der Mühe lohnen könne, die deutsche Litteratur einer nähern Betrachtung zu würdigen. Der Verf. verweilt vorzüglich bey dem Theater. Die Deutschen, sagt er, bestimmen den Werth der dramatischen Dichter nach ihrem Talent, die Empfindungen und Leidenschaften zu schildern. Ihre Tragödie trotzt allen Regeln, und zeigt die Natur in ihrer ganzen Naktheit, allein sie fesselt die Aufmerksamkeit, erregt Erwartung, Interesse, Mitleid und Schrecken, das heißt, sie erreicht ihren Hauptzweck vollkommen. Jede Scene bringt einen tiefen Eindruck hervor, und wenn dieß gleich oft durch zu gewaltsame Mittel geschieht, so sind diese heftigen Erschütterungen doch gewiß besser, als Frost und Kälte.

te. Im Trauerspiel muß das Herz stark gerührt, gepreßt, zerrissen werden. — — Göthe, der Verf. einiger bewunderten deutschen Tragödien, ist ein Dichter von großer Originalität. Große Plane, eine kühne, sonderbare Composition charakterisiren die Schule, deren Stifter er ist. Das Feuer, der Enthusiasmus, die angreifende Empfindsamkeit, die in Werthers Leiden herrschen, sind unter uns bekannt genug. Die nervöse Energie, das feurige Gefühl, das dieses originelle Werk auszeichnen, finden sich auch in seinen andern Gedichten. Man bemerkt darin eine ihm eigne Zärtlichkeit, eine rührende Sanftheit, die von aller Kunst entfernt ist. So fähig sein Genie der kühnsten Wagstücke der dramatischen Kunst ist, so rührt er doch gewöhnlich nur Saiten des Herzens durch eine natürliche Simplicität und ein kunstloses Gefühl, das man nicht in allen deutschen Trauerspielen findet. Besonders haben seine weiblichen Charaktere eine Delikatesse, und eine Menge Züge, die den großen Meister verrathen. Zum Beweis können seine Stella, und die naive Einfalt der unglücklichen Heldinn seines Clavigo dienen. — — Auch Schillers Schönheiten zeugen von einem Originalgenie. Dieser Dichter ist der Aeschylus der Deutschen. Ein natürlicher Hang scheint ihn vorzüglich zu jenen Scenen des Entsetzens zu führen, vor denen weniger starke Seelen, als die seinige, zurückbeben. Sein ungezügeltes, feuriges Genie scheint sich mit Wohlgefallen in die höchsten Regionen aufzuschwingen, die der tragischen Poesie ganz

unzugänglich zu seyn schienen. Hier verweilt er, wie in seinem Element, mitten unter Sturm und Ungewitter, und den Explosionen der wildesten Leidenschaften, die die Seele in Zuckungen versetzen, und das Herz zerreißen. Er ist zu groß, sich der kleinen Reßourcen der Kunst zu bedienen. Er trift die Saiten des menschlichen Herzens mit einer Kühnheit, die sich der Verwegenheit nähert. Seine Fehler sind Roheit und Unregelmäßigkeit seiner Plane, seine schrecklichen Episoden, die, dem Schein nach, übertriebene Anstrengung, seinen Ideen den höchsten Grad von Nachdruck zu geben. Die entsetzliche Scene in Kabale und Liebe, der kalte Entschluß Mariens, die ihrem Liebhaber entsagen, ihm einbilden muß, sie sey ihm untreu, dieser kalte Entschluß zu sterben, und die Anstalten, die sie dazu macht, sind auf dem Theater ohne Beyspiel u. s. w.

X.

Kunstnachrichten.

Leipzig. Unter dem bescheidenen Titel: Versuche im Radiren, sind von Mlle. Juliane Bause, der Tochter unsers berühmten Bause, acht allerliebst radirte Blätter, wovon 7 angenehme Landschaften nach Bach, Kobell, Sachtleben, Both und Wagner in Notenformat erschienen, die sie zu dem Range der geschicktesten Künstlerinn erheben.

Das

Das lezte stellt auf der einen Hälfte des Blattes ein Tupapan oder Begräbnißort in Otaheite: auf der zweyten zwey Tihhis (d. i. Geister oder Seelen) auf der Osterinsel in der Südsee, als Werke der Kunst von den Insulanern gefertiget, vor.

Ebend. Die Rostische Kunsthandlung giebt eine Anzeige von 7 Seiten heraus, worinne sie ein Unternehmen ankündiget, das gewiß jeder Kunstliebhaber und Sammler mit Beyfall aufnehmen und ihm seine Unterstützung nicht versagen wird. Es sollen nämlich von Zeit zu Zeit Verzeichnisse aller Blätter eines jeden Künstlers, welcher in Sammlungen verdient aufgenommen zu werden, in der möglichsten Vollständigkeit, Heftweise in Octavformat, und auf Schreibpapier mit lateinischen Lettern, subscriptionsweise, mit dem ähnlichen Bildnisse des Künstlers, ausgegeben werden. Das nähere Detail von der Einrichtung dieses der Kunst so vortheilhaften Unternehmens giebt die Anzeige vom 1. Dec. 1791 selbst, auf die wir die Liebhaber verweisen.

Von eben dieser Handlung haben wir den 1sten Februar 1792 die Versteigerung einer ansehnlichen Kupferstichsammlung, alter, neuer und seltener Blätter berühmter Meister, nebst einigen Handzeichnungen, Gemälden, Kupferstich- und Kunstwerken von vielerley Art zu erwarten. Die vortheilhafte und einsichtsvolle Einrichtung ist den Kennern zu bekannt, als daß wir ihnen vorgreifen wollen. Der Catalogus, No. XI. bezeichnet, enthält, ohne

einen

einen Anhang von seltenen Kunstwerken, 4930 Nummern, auf 384 Seiten gedruckt.

Dresden. Hr. Günther, der die Natur so getreu in seinen schönen Kupferstichen oder vielmehr Malereyen im Aberlischen Geschmacke copirt, hat sein Werk wieder mit etlichen, theils großen, theils etwas kleinern Blättern vermehrt, die sowohl seiner Wahl der Gegenstände, als seinem Verstande in der malerischen Beleuchtung Ehre machen.

1) Aussicht über Wehlstädtel nach Raden.

2) Ansicht des Liliensteins von der Morgenseite; dieß, wie das vorhergehende zu 6 Thaler. Beyde sind von der Größe seines Königsteins und der zwey Vorstellungen des Brocken, und können, als Gegenbilder, zu jenem dienen.

Zu den kleinern gehören zwey Ansichten von Seifersdorf ohnweit Meißen, Preis jedes 12 gr.

Vier Stück Schlösser, als Kriebstein, Tharant u. s. w. und

Zwey Stück Aussichten aus dem großen Garten, jedes zu 10 gr.

Petersburg. Von hier haben wir folgende großen Kupferblätter in schwarzer Kunst vor uns:

Ein holländisches Conversationsstück nach Verkoyelle.

Jephta's Rash Vow, nach Pierre Mignard: beyde Blätter im größten Atlasfolio.

The Card Players nach einem Gemälde von Theodor Rombours.

Peterdenies Christ, nach Moise Valentin. Diese Blätter sind etwas kleiner, als die beyden vorigen.

Eine

Eine alte sitzende Matrone, vor der ein lesender Knabe in ein Buch blickt, das auf ihrem Schooße liegt; nach Rembrant.

Ein Greis, der ein nackendes Kind in seinem Arme hält, das mit einer Kugel spielet, und ihn ernstlich ansieht, indem er mit Zärtlichkeit darauf blickt; nach Guido Reni.

Generalfeldmarschall Fürst Potemkin. Diese sind sämmtlich von James Walker, einem Engländer, Kaiserlichen Kupferstecher, in schwarzer Kunst gestochen, und der Russischen Kaiserinn zugeeignet.

Ansichten in großen Blättern von verschiedenen Palästen mit daran liegenden Plätzen, in aqua tinta braun abgedruckt.

A View on the Fontanika Canal St. Petersburg.

A View of the Marble Palace etc. in the Great Million, St. Petersburg.

The Public Shops in the Nevsky Perspective St. Petersburg.

The Imperial Academy of Petersburg.

The Arsenal, Canon Foundery etc. in the Litanie, St. Petersburg.

The Imperial Academy of Sciences at St. Petersburg.

Die Aufschriften sind auch französisch, und die Blätter von Joseph Hearn gezeichnet und von Thomas Malton gestochen. Sie sind in der Rostischen Kunsthandlung in Commission zu finden.

Neapel.

Neapel. Von hier aus kündigt der Kunsthändler Michel Rosen folgendes große Werk an: Recueil de Gravures, d'après des Vases antiques, la plûpart d'un Ouvrage Grec, trouvés dans des tombeaux en 1789 et 1790 dans les Royaume des deux Siciles, mais principalement dans les environs de Naples, tirés du Cabinet de Monsieur, le Chevalier Hamilton, Envoyé Extraordinaire et Plenipotentiaire de S. M. Britannique à Naples, avec des Observations sur chacun des Vases par l'auteur de cette collection publiée par Mr. *Guillaume Tischbein*, Directeur de l'Academie Royale de Peintures à Naples. Es wird dasselbe englisch und französisch in 3 Bänden, groß Folio, auf Royalpapier abgedruckt; jeder enthält 60 Platten, nach den Originalen abgezeichnet und gestochen, die die Künstler stets unter Augen haben werden, um die kleinsten Züge und Umrisse der griechischen Zeichnungen zu liefern. Dieß Werk wird die Fortsetzung von dem großen, in England herausgekommenen Werke des Hrn. d'Hancarville in 4 Bänden in Folio, ebenfalls aus dem Cabinette des Chevalier Hamilton gezogen, ausmachen. Der erste Band ist bereits im October vorigen Jahres erschienen, dem die andern beyden bald folgen werden. Der Preis jedes Bandes ist quatre onces monnoye de Naples, ou soixante livres tournois (ungefähr 13 Thaler). Die Subscribenten erhalten den Vorzug der besten Abdrücke, die bey dem Empfange bezahlt werden.

Parma.

Parma. Schon vor zwey Jahren ist in hiesiger Königl. Druckerey ein Prodromo von einer Enciclopedia metodica delle belle Arti ausgegeben worden, die auf Subscription erscheinen soll. Jetzt kündiget der Autor in einem in Folio gedruckten Briefe agli Amatori, Dilettanti, e Professori delle belli Arti, (die zugleich zur Unterstützung des großen Werks aufgefordert werden), an, daß er bald nächstens damit zu Stande sey, und der Anfang des Druckes solle gemacht werden. Da jener Prodromo vielleicht nicht in aller Liebhaber Hände gekommen, so wollen wir hier den Inhalt der acht Theile angeben, aus der diese Enciclopedia metodica delle belle Arti bestehen soll.

I. Indice alfabetico dei Professori tutti, ed Artefici, i quali in qualunque ramo delle nostri Belle Arti essendosi in qualche maniera distinti, se n'abbia a ritenere memoria.

II. Raccolta di Cataloghi ragionati de' più celebri Maestri d'Incisioni a varie foggie, tanto antichi, quanto moderni.

III. Catalogo ragionato universale delle Stampe classiche antiche e moderne.

IV. Catalogo generale delle Marche, tanto semplici, quanto composte, dei Ligogrofi, Rebus etc. colle loro spiegazioni.

V. Vite di tutti i Professori delle Belli Arti, dei quali si presentarono i nomi nella prima Parte.

VI. Se-

VI. Serie di tutte le Opere più pregievoli in materia di Belle Arti, che si trovano sparse nella colta Europa.

VII. Spiegazione de' Fatti Storici, Mitologici, Favolosi, e d'altri generi de' Soggetti ritrovati esiguiti in Pittura; e Scultura, Disegno, ed Incisione nelle antecedenti Parti descritti.

VIII. Bibliografia generale ragionata delle Belle Arti.

Neue englische Kunstschriften.

A Picturesque Tour through Holland, Brabant, and Part of France, made in the Autumn of 1789. Illustrated with Copper-Plates in Aqua tinta from Drawings made on the Spot. Bg. *Samuel Ireland.* 2 Vols. 8vo pp. 230. and 209. Egertons. 1790. Wenn der Liebhaber der Naturschönheiten in dieser malerischen Reise nicht die reizenden Schilderungen der Naturscenen findet, wie in des Hrn. Gilpin seinen, die wir zu seiner Zeit angezeigt haben, da Holland sowohl seiner platten Lage, als symmetrischen Verzierungen und Abtheilungen seiner Ländereyen wegen, dergleichen nicht anbietet; so wird doch der Liebhaber der Kunst manches Unterrichtende und Interessante darinnen finden: denn er erhält nicht nur eine Nachricht von den mannichfaltigen Gemälden, womit dieses Land prangt, und allerley Anekdoten von Künstlern, die beynahe einen ganzen Band einnehmen; sondern das Werk ist auch mit

mit einer großen Menge von Land- und Wasseransichten, von Städten, Häfen und Landhäusern, und andern Verzierungen angefüllt, daß es in einer Kunstbibliothek wohl eine Stelle einzunehmen verdienet.

A Discourse, delivered to the Students of the Royal Academie, on the Distribution of the Prizes, Dec. 10. 1790. By the President 4to. pp. 31. Cadell. 1791. Der gelehrte Präsident der englischen Malerakademie, Hr. Joshua Reynolds, der in dieser Rede als Autor von der Akademie und von der gelehrten Welt, wegen seines hohen Alters und schwächlicher Gesundheit, Abschied nimmt, giebt in dieser Rede noch einige herrliche Erläuterungen über die Grundsätze, die er seinen Schülern in seinen vorgängigen Abhandlungen und Vorlesungen eingeprägt hat: besonders schildert er auf eine geistreiche und meisterhafte Art den Charakter des Michel Angelo, als den höchsten Lehrer und Vater der neuern Kunst, von denen er nicht nur Erfinder war, sondern die er durch die Energie seiner eigenen Seele bis zum höchsten Gipfel der Vollkommenheit getrieben hat, nebst einem Unterrichte, mit welchen Augen man seine Kunstwerke ansehen und beurtheilen muß.

A Treatise on the Decorative Part of Civil Architecture, Illustrated by fifty Original, and three additional Plates, engraved by Old Rooker, Old Foudrinier, Charles Grignion, and other eminent Hands.

 By

By Sir *William Chambers* etc. The third Ed. considerably augmented. Imperial Folio. 3. l. 3. s. Cadell. 1791. Wenn ein Werk von solcher Kostbarkeit bis zur dritten Ausgabe kömmt, so muß der Werth desselbigen ziemlich anerkannt seyn. Wir zeigen es dem Liebhaber der Architektur hauptsächlich wegen der neu hinzugekommenen neuen Platten und Zusätze an.

Neue englische Kupferstiche.

Gestochene Blätter.

Adonis carried off by Venus und Diana deceived by Venus. Zwey schöne Landschaften nach Swanefeld, von J. Brown gestochen, 20½ Zoll hoch, 26 Zoll breit; beyde 21 Schillinge.

Moses striking the Rock, von T. Chesham gemalt und gestochen, 21½ Zoll hoch, 25½ Zoll breit; 12 Schillinge.

A View of Gibraltar with the Spanish Battering Ships on fire. Es stellt die große Begebenheit vom 14. Sept. 1782 vor, wo der englische Brigadier Curtis, währendem Brande der schwimmenden Batterien, einen Theil der verunglückten Spanier aus der See rettete, von J. K. Sherwin gemalt und geistreich gestochen, 20½ Zoll hoch, 26 Zoll breit; 12 Schillinge.

The Forsaken Fair, nach Goldsmiths deserted Village, von eben diesem Künstler gemalt und meisterhaft radirt, von gleichem Maaß; 10½ Schilling.

Land-

Landschaften in braun lavirter Manier, alle von M. Catharina Prestel.

Gainsboroughs Forest, von Gainsborough gemalt, 23 Zoll hoch, 28 und ein halb Zoll breit; 21 Schillinge.

Hobbimas Village, von Hobbima gemalt, von gleichem Maaß; 21 Schill.

A Wood Scene, von P. Breughel gemalt, von gleichem Maaß; 15 Schill.

Evening with the Repose of Cattle Rosa of Tivoli pinx. von gleichem Maaß; 15 Schill. Ein vortrefliches Blatt.

Evening, von Moucheron und V. Velde gemalt, von gleichem Maaß; 15 Schill.

Punktirte Manier.

Alexander the Great, led by Thais to the burning of Persepolis in Persia, von Orme gemalt und gestochen, 21 Zoll hoch, 26 Zoll breit; 21 Schillinge.

Master Kemble in the Character of King Richard the third, von W. Hamilton gemalt und F. Bartolozzi gestochen, 27 Zoll hoch, 19½ Zoll breit; 21 Schill.

A Shipwreck'd Sailor Boy telling his Story at a Cottage door, von W. R. Bigg gemalt und T. Gaugin gestochen. Ein sehr interessantes Blatt, voller Wahrheit im Ausdruck, 26 Zoll breit, 22 Zoll hoch; 21 Schill.

Sommerset place, von Farrington gezeichnet und Stadler gestochen, ist in lavirter Ma-

nier, und in Farben abgedruckt, 22 Zoll hoch, 28 Zoll breit; 12 Schill.

Death of Arcide, von W. Hamilton gemalt und F. Bartolozzi gestochen, 18 Zoll hoch, 21½ Zoll breit; 21 Schill.

The Genius of Modesty proventing Love unveling Beauty, nach J. B. Cypriani von Ryder und Cosse gestochen, 15 Zoll hoch, 17 Zoll breit, 7½ Schill.

The Alpin Lovers und the Pasketmakers, beyde nach F. Wheatley von Branson und J. Backer gestochen, 18 Zoll hoch, 15 Zoll breit; beyde 15 Schill.

4 Bl. englische Soldaten: Light Infanteriemann, Life Guardsmann, Foot Soldier, und Light Horsemann, alle nach H. Bunbury von F. D. Soyron gestochen, 18 Zoll hoch, 12 Zoll breit; alle 4 Bl. 10 Schill.

2 Blatt: Venus showing Eneas the Road to Carthage und Penelope taking down the Bow of Ulysses, zwey schöne Blätter nach Ang. Kauffmann von T. Ryder gestochen, 17 Zoll hoch, 12 Zoll breit; beyde 16 Schill.

Lord Grantham, Frederic et Philip Robinson, nach J. Reynolds von T. Cheesmann gestochen, 19 Zoll hoch, 13½ Zoll breit; 7½ Schill.

2 Bl. Children at play und Bacchanals, von der Lady Beauclerk gezeichnet und Bartolozzi gestochen, 15 Zoll hoch, 12 Zoll breit; beyde 10½ Schill.

Mfr.

Mſr. Abbington, in the Character of Roxalana, ein geiſtreiches Portrait, Halbfigur, nach J. Reynolds, von J. K. Sherwin, 12 Zoll hoch, 8½ Zoll breit; 5 Schill.

A Goaſt, drey Kinder, von denen das eine ein Geſpenſt vorſtellt. Ein kleines intereſſantes Blatt, nach R. Weſtall von Schiavonetti geſtochen, 10½ Zoll hoch, 12 Zoll breit; 5½ Schilling.

Blätter in ſchwarzer Kunſt.

Zwey intereſſante Blätter, Henry the Fourth of France reconciles the Dutcheſs of Beaufort to Sully, und the Earl of Eſſex firſt Interview with Queen Eliſabeth, after his return from Ireland, nach R. Weſtall von W. Ward, 24 Zoll hoch, 28 Zoll breit; beyde 30 Schillinge.

Chriſt among the Doctors, ein meiſterhaftes Blatt, nach A. van der Werff, von B. Green, 28 Zoll hoch, 18½ Zoll breit; 32 Schillinge.

Caſtor and Pollux, carrying off the Daughters of Leucippus, ein vortreſliches Blatt, nach P. P. Rubens, von B. Green, 26 Zoll hoch, 21½ Zoll breit.

The Death of the Elk, nach Rubens von W. Ward, 21½ Zoll hoch, 26 Zoll breit; 21 Schillinge.

Zwey Blatt, Boys and Dogs und Cottage Children, nach T. Gainsborough von H.

Birche gestochen, $24\frac{1}{2}$ Zoll hoch, $16\frac{1}{2}$ Zoll breit; beyde $31\frac{1}{2}$ Schilling.

A. View of Morea on of the Friendly Islands in the South Seas, von Clevely gemalt und von F. Juker gestochen, $21\frac{1}{2}$ Zoll hoch, 28 Zoll breit; $10\frac{1}{2}$ Schill.

Setting Sun, Kinder in einer Landschaft, welche bey untergehender Sonne spielen, nach J. Hoppner, von J. Young, 23 Zoll breit, $18\frac{1}{2}$ Zoll hoch; 12 Schill.

Poverty, ein Kind sitzend, als Bettler, nach Rising von Graham gestochen, 14 Zoll hoch, $16\frac{1}{2}$ Zoll breit; 5 Schill.

Frankreich.

Confédération des départemens du Nord, de la Somme et du Pas-de-Calais, faite à Lille le 14. Juillet 1790. nach einem Gemälde von M. L. Watteau, Professor der Akademie zu Lille, von Helman gestochen, kostet 6 Liv.

Pascal Paoli, né à Rostino en Corse, ein Bildniß 25 Zoll hoch, 10 breit, von Drelling, gestochen von Henriquez.

Portrait de Jean-Silfrein *Maury*, né à Vauréas le 26. Juin 1746, prédicateur du Roi, l'un des quarante de l'académie françoise, député de Péronne etc. aux Etats-Généraux de 1789, nach einer Zeichnung von Moreau, gestochen von Courbe

Jesus au Tombeau, ein Basrelief nach Boichot, Bildhauer des Königs — Desgl. eines

nes nach van Dyk von Hoin gestochen, Preis 1 Liv. 4 S.

La France Sacrifiant à la Raison, ein Blatt 21 Zoll hoch, 15 breit, in englischer Manier von Bonnieu nach seinem in der Nationalversammlung den 14. Julius 1791 aufgestellten Gemälde, Preis 15 Liv.

Vue de fédération du 14. Juillet 1790. prise du Coté de Grenelle, 21 und ein halb Zoll breit, und 9 hoch, von Janinet gestochen, Preis 12 Liv.

Apothéose d'Honoré-Gabriel Riquetti *Mirabeau*, von Hoin, Maler der Akademie zu Dijon ꝛc. gestochen.

Portrait de M. Amiot, Correspondent de l'academie des Inscriptions etc. de Paris, Missionaire apostolique à Pekin, in China von Panzy gemalt, und von Helman zu Paris gestochen. Preis 1 Liv. 4 S.

Von dem Abrégé de l'Histoire Universelle, en figures, dessinées et gravées par les premiers Artistes de la Capitale, ou Recueil d'Estampes représentant les Sujets les plus frappant de l'histoire, tant sacrée que profane, ancienne et moderne; avec les explications qui s'y rapportent, par M. *Vauvilliers*, ist Nummer 9. 1 Livre des Rois erschienen. Pr. 4 Liv.

Galerie du Palais Royal, 23 Lage, zu 12 Liv. enthält La Mort d'Actéon, ein Gemälde von Titian Vercelli, gestochen von J. Couche:

L'Adoration des Rois, nach Charles Caliari, von J. Beljambe; l'Enfance de Jupiter, nach Giulio Romano von Patas; un Christ mort nach A Schiavone, von J. Michault: le Concert de chats, nach Peter Breugel, von J. Couché, und Agar et Ismael nach P. F. Mola, von J. B. Racine.

Von der Edition complette de la Sainte Bible, ornée de 300 figures, d'après dessins de M. Marillier, ist die sechste Lieferung, die den Anfang des 2ten Bandes ausmacht, erschienen, kostet in 4to 24 Liv. in 8vo 12 Liv.

Les Apprêts du Ballet, von Fresca nach Lavrince gestochen: Preis 6 Liv.

Tableaux, statues, basreliefs et camées de la Galerie de Florence et du Palais Pitti, gezeichnet von Wicar, Zögling des Hrn. David, und unter der Aufsicht des Delacombe gestochen, mit Erklärungen des Hrn. Mongez des Aeltern, von der königl. Akademie der Aufschriften, neunte Lieferung, kostet 18 Liv.

Portraits des Grands Hommes, Femmes illustres et Sujets mémorables de France, gravés et imprimés en couleur, die 43. Lieferung. Enthält les Portraits et Notices de Rollon, surnommé Raoul, et de Guillaume I. dit le Bâtard et le Conquérant.

Louis XVI. à l'Assemblée Nationale accepte solemnellement la Constitution: ein Blatt von David, nach Le Jeune, Preis 12 Liv. erste Abdrücke auf papier velin 24 Liv.

Les

Les Regrets mérités, ein Blatt von de Launay, nach einem Gemälde der Demoiselle Gerard, Schwester und Schülerinn des Hrn. Fragonard.

Les fastes de la revolution françoise, eine Folge von Kupferblättern 15 Zoll breit, 11 hoch, die die merkwürdigsten Epoken der Revolution von 1789, mit interessanten Anmerkungen unter jedem, darstellen sollen, von M. Pouce, Capitain der Nationalgarde. Zwey sind bereits davon erschienen, 1) la fédération des François, avec l'etat circonstancié des Gardes Nationales de chaque département. 2) l'Assemblée Nationale, prise dans l'instant du premier don patriotique offert par les Dames artistes, avec un précis de la révolution et de la constitution. Jedes zu 4 Liv. 4 S. und 9 Liv. sorgfältig colorirt.

Les Premiers Martyrs de la liberté Françoise, ou Le Massacre de la Garde Nationale de Montauban, le 10. Mai 1790. Von B. Epinasse componirt, und gestochen von Simonet. Preis 12 Liv.

L'ouverture des Etats-généraux à Versailles le 5. Mai 1789, und la Constitution en Assemblée Nationale, et le serment des Deputés qui la composoient à Versailles le 17. Juin 1789. Zwey Gegenbilder von Moreau dem jüngern gezeichnet und gestochen: beyde zu 16 Liv. Unter jedem ist die Liste der Namen

der Deputirten, die die Versammlung ausmachten, angegeben.

Portraits de Mrs. *Robespierre*, *Henri Jessé*, *Jérôme Pethion* et *Pierre Louis Roederer*, députés d'Arras, de Beziers, de Chartres et de Metz à l'Assemblée Nationale, von J. Guérin gezeichnet und von Fiezinger gestochen.

Barriere des Champs-Elysées, prémier Mai donné à la Ville de Paris par l'Assemblée Nationale, qui suprime tous les droits aux barrières. Ein Blatt 13 Zoll hoch, 20 lang, mit 4 buntfarbigen Platten gestochen; macht das Gegenbild von Champs de Mars aus, Preis 6 Livres.

L'Heure Première de la liberté, ein Blatt, worinne der erste Augenblick der Freyheit, das ist, sogleich nach Einnahme der Bastille, vorgestellt wird, und die daraus befreyten Gefangenen durch die Straßen in Paris im Triumph geführt werden.

Serment civique du village de M*** en Fevrier 1790, 21 Zoll breit, 15 hoch, gezeichnet von Rozier, gestochen von Genisson, 6 Liv. bister und schwarz, 18 livres colorirt.

Schweden.

Beschreibung der Gemäldesammlung des Königs von Schweden, in der großen Gallerie des Stockholmer Schlosses.

Die Grazien sind die Göttinnen der schönen Künste. Dichter, Bildhauer und Maler begnügen sich nicht, diesen reizenden Wesen zu opfern;

sie

sie versuchen es auch, ihre Züge in ihre Werke über- zutragen, und ihnen das Gepräge ihrer unbeschreib- lichen Reize aufzudrücken. Nach und nach ward die Kunst kühner: verschiedene Künstler versuchten es, vollständige Bildnisse von den Grazien zu lie- fern. Unter die, welche dieses Wagstück mit dem glücklichsten Erfolg auszuführen hoffen durften, ge- hörte gewiß Rubens.

Drey Schönen, kaum über die Jahre der Kindheit hinaus, tragen hüpfend ein Körbchen mit jungen Rosen, die gleichwohl weniger frisch und zart scheinen, als die Reize der liebenswürdigen Gruppe, auf deren Händen sie schweben. Sie sind sämmtlich ohne allen Schmuck, als den sie aus den Händen der Natur erhielten. Die eine hat blondes, die andre schwarzes, die dritte schönes ka- stanienbraunes Haar. Aus ihren Blicken strahlt ein unschuldiger Frohsinn, der gleichwohl etwas wollüstiges hat. Die schönen Formen ihrer Kör- per und die zarte, fast durchsichtige Naktheit, ha- ben keinen Schleyer, als die Bescheidenheit ihrer Stellungen. Wenn man sie betrachtet, so wird die Täuschung so stark, daß man mit Ungeduld er- wartet: ob sie sich bewegen werden?

Figuren von solcher Wahrheit müssen noth- wendig nach der Natur gemacht seyn. Aller Zwei- fel verschwindet vollends, so bald man durch diese Reize (wenn gleich nur schwach) die flamländische Tournüre durchschimmern sieht. Was würde dieses Gemälde nicht seyn, wenn es seine Muster aus

dem

dem Vaterland eines Apelles und Lycipp entlehnt hätte!

Die Schönheit der Figuren desto mehr zu heben, hat Rubens den Hintergrund seines Gemäldes mit einer dunkelrothen Draperie bedeckt, die kunstlos über Zweige von Bäumen ausgebreitet ist. Das wenige, was man von diesen letztern sieht, und die Blumen im Körbchen sind von Breugels Hand.

Dieses Gemälde bestätigt einen Satz, der den Malern nicht gleichgültig seyn kann, auf das unwidersprechlichste; nehmlich, daß Rubens sich zu seiner Carnation des Ultramarins bedient habe. Sollte dieses nicht in allen Arbeiten, die eine ungewöhnliche Delikatesse des Colorits erfordern, nachgeahmt zu werden verdienen? Auch von Mengs und andern weiß man, daß sie sich desselben mit Glück bedient haben.

Wenn gleich dieses schöne Gemälde im Ganzen gut erhalten ist, so trägt es dennoch einige Spuren von dem nagenden Zahne der Zeit. Die hölzerne Tafel, die aus drey zusammengeleimten eichenen Platten bestand, hatte Sprünge bekommen, durch welche die Malerey destomehr gelitten hatte, da sie auf einen Grund von Kreide aufgetragen war. Nach verschiedenen fruchtlosen Versuchen, diesem Uebel abzuhelfen, entschloß man sich, das Gemälde auf Leinwand übertragen zu lassen. Diese Operation ward vor ohngefähr 30 Jahren in Paris vorgenommen. Mit der Art, wie es geschehen, sind die Kenner nicht ganz zufrieden. Hätte man bis jetzt

jetzt gewartet, so hätte diese Erneuerung im Lande selbst, und von der Hand eines Schweden *) geschehen können, der sich durch wahre Wunderwerke in dieser Art bekannt gemacht hat.

Die Vermählung der Amphitrite, gleichfalls von Rubens, hat einen hohen Grad von Vollendung und macht großen Effekt. Obgleich die Figuren nicht über 3 bis 4 Zoll haben, so sind die Verhältnisse doch von bewundernswürdiger Richtigkeit und die Physiognomien sprechend. Neptun fährt in seinem Wagen über die leicht bewegten Wellen. Er scheint stolz darauf, seinem weiten Gebiete seine reizende Eroberung darzustellen. Die junge Schöne, die sich vertraut auf ihren Gatten lehnt, betrachtet ihn mit einer Miene, aus der Wohlgefallen und Wollust spricht. Der Wagen mit zwey schneeweißen Seepferden bespannt, und von Nymphen und Tritonen umgeben, nimmt den Mittelgrund des Gemäldes ein. Von der einen Seite sieht man in der Entfernung den Berg Atlas und die Küste von Afrika, die sie hinter sich lassen. Am Ufer angezündete Feuer scheinen Opfer für Juno anzudeuten, die Schutzgöttinn der Ehe ist, und in der Luft auf einem von zwey Pfauen gezogenen Wagen erscheint. Auf der andern Seite sieht man den Bacchus, den Gott der Feste und der Freude, der umringt von Silenen, die auf Tritonen reiten, dem glücklichen Paar entgegen kömmt. Das Colorit hat eine Frische, und selbst Schimmer. Die Zusam-

*) Hr. Halblad, Professor der königl. Malerakademie.

sammensetzung ist reich und gut geordnet. Der Ausdruck in einzelnen Figuren ist so künstlich vertheilt, daß sie die Wirkung des Ganzen befördern, und die vortrefliche Luftperspektiv vollendet die Täuschung.

Dieß Gemälde ist wunderbar gut erhalten. Sehr viel trägt dazu bey, daß der hölzerne Grund nur Ein Stück ausmacht, ob er gleich 38 Zoll lang und 28 Zoll hoch ist.

Das Sujet eines dritten Gemäldes von Rubens sind zwey nakte Kinder, die ein Fruchtkörbchen tragen. Die schöne Simplicität macht es sehr schätzbar, wenn gleich die Malerey nicht sehr ausgearbeitet ist.

Unter den Gemälden von geringerm Umfang, sieht man noch drey Skizzen von Rubens, die bemerkt zu werden verdienen. Die erste stellt die drey Töchter des Cecrops vor, die den kleinen Erichthonius aus dem Korbe nehmen. Man liest in ihren Augen die Neugierde, die Ueberraschung beym Anblick der monströsen Bildung seiner Füße, die Schlangen gleichen, und den Schrecken, den ihnen die Furcht für dem Zorn der Minerva einflößt, die ihnen verboten hatte, den Korb zu öffnen. Die zweyte zeigt den Herkules im Kampf mit dem Löwen: ein Gemälde von vieler Kraft. Das dritte hat den Charakter der Weichlichkeit, der dem Sujet sehr angemessen ist, welches den Herkules zwischen der Venus und dem Cupido vorstellt.

Rubens prächtigstes Werk aber aus der Klasse der profanen Sujets ist ein Merkur in Lebensgröße.

größe. Der Gott ist unter der Gestalt eines jungen vollkommen schönen Mannes abgebildet, schwebt in den Lüften, hat den Caduceus in der einen und einen wohlgefüllten Beutel in der andern Hand. Um die Mitte des Körpers ist er mit einer Draperie von sehr blendendem Roth umgürtet, und troß dieser sehr unvortheilhaften Decoration scheint das Fleisch so natürlich, daß man in Versuchung kömmt es anzufühlen, um sich zu versichern, daß es keine Wärme hat.

Die Hauptfigur ist mit kleinen Genien umringt, die auf verschiedene Weise beschäftigt sind. In der Tiefe zeigt sich das ferne Meer, und im Vordergrunde erblickt man Ballen von Kaufmannswaaren und andere Sinnbilder der Handlung. Dieses Gemälde war für den grossen Saal der Antwerper Börse verfertigt worden.

(Der Beschluß folgt.)

In der Verlagshandlung dieses Journals ist seit Anfang dieses Jahrs fertig geworden:

Beyträge zur Ergänzung der deutschen Litteratur und Kunstgeschichte, herausgegeben von Joh. Friedr. Köhler, (Diacon zu Taucha.) Erster Theil gr. 8vo 18 Gr.

Medizinische Versuche, von D. Fr. Albr. Ant. Meyer, (zu Göttingen) 8vo 12 Gr.

Sammlungen zur Physik und Naturgeschichte; angefangen von den beyden Herren D. Gehler, und fortgesetzt von D. E. B G. Hebenstreit, 4ten Bandes 6tes Stück, gr. 8vo 8 Gr.

Alexis, oder das Häuschen im Walde. Eine Handschrift, die am Ufer der Isere gefunden ward; herausgegeben von dem Verfasser von Lolotte und Fanfan. 2 Theile, 8vo 1 Thlr. 18 Gr.

Vorschrift der französischen Nation an seine Stellvertreter im Jahr 1789. Nebst einigen Bemerkungen darüber. Als Beylage zur Urkunde der französischen Reichsverfassung, 8vo 12 Gr.

(Diese Schrift enthält das Resultat der 500 Cahiers, welche die Deputirten zu den Generalstaaten im April 1789 mit nach Versailles brachten, und eine Prüfung der neuen Constitution nach ihren wesentlichsten Punkten.)

Ankün-

Ankündigung.

Die hiesigen gelehrten Zeitungen werden für das Jahr 1792, wie zeithero, unter Aufsicht Herrn Professor Becks herauskommen; nur hat den Verlag derselben die Dykische Buchhandlung allhier übernommen, und sie wird solche mit deutschen Lettern drucken lassen, auch aller vierzehn Tage, nämlich den 1sten und 15ten jedes Monats, den Interessenten eine Beylage von einem halben, oder nach Beschaffenheit ganzen Bogen gratis mit abliefern. Diese Beylagen sollen enthalten: 1) Beförderungen und Todesfälle von Gelehrten; 2) Kurze Nachrichten von den Lebensumständen kürzlich verstorbner berühmter Männer; 3) Kleine lateinische und deutsche Lobgedichte auf Gelehrte oder merkwürdige Schriften; 4) Ankündigungen von Büchern, die unter der Preße sind, herabgesetzte Bücherpreise, kurze Berichtigungen litterarischer Irrthümer, und andere für Gelehrte, Künstler und Buchhändler interessante Notizen; 5) Eine vorläufige Anzeige neu herausgekommener Bücher mit dem Verkaufspreise, auch zuweilen eine interessante Stelle aus einem nicht sehr in Umlauf gekommenen Buche von gemeinnützigem Inhalte. — Wer in diese Beylagen etwas will einrücken lassen, meldet sich bey der Verlagshandlung, und bezahlt für jede eng gedruckte Seite in gr. 8. 1 Thlr. keine volle Seite betragende Anzeigen aber jede Zeile mit 1 Gr. — Nachrichten von gemeinnützigen Anstalten, Lebensumstände kürzlich verstorbener Schulmänner und Schriftsteller, werden ohnentgeldlich eingerückt; jedoch behält man sich vor, solche nach Befinden abzukürzen, und die Schreibart umzubilden.

Was die Rezensionen neuer Bücher betrift, so wird man sich vorzüglich bestreben: 1) von allen wich-

tigen in Deutschland herausgekommenen, und besonders den von vaterländischen Schriftstellern herrührenden, Werken den Inhalt anzugeben; 2) die deutschen Uebersetzungen, vor deren Menge unsre eigene Litteratur nicht emporkommen kann, und welche seit einiger Zeit, selbst unter dem Schilde berühmter Schriftsteller, blos fabrikenmäßig behandelt werden, streng zu sichten; 3) Unter der Rubrik ausländische Litteratur, alle für deutsche Gelehrte wichtige Werke der Britten, Franzosen und Italiener, besonders aber die medizinischen und historischen, in der Kürze anzuzeigen, ihren Inhalt auszuziehen, und das Urtheil, welches von den Kritikern des Auslands darüber gefällt worden, beyzufügen; daher dieser Artikel den Kern ausländischer Journale, in so fern sie die Gelehrsamkeit angehen, enthalten wird; 4) Alle kleinere akademische und Schul-Schriften, vorzüglich Sachsens, aber auch so viel möglich anderer protestantischen und katholischen Universitäten und Gymnasien mit wenigen Worten anzuzeigen, und bittet man deshalb um die Einschickung solcher Schriften zur Meßzeit mit Buchhändler-Gelegenheit.

Die Pränumeration auf den ganzen Jahrgang beträgt 3 Thaler. Als Quartalschrift wird sie in den Buchläden unter folgendem Titel zu haben seyn:

Litterarische Denkwürdigkeiten vom Jahr 1792, oder Nachrichten von neuen Büchern und kleinen Schriften, vorzüglich der Chursächsischen Universitäten, Schulen und Lande; herausgegeben von Christ. Dan. Beck. Jedes Bändchen 20 Gr.

Alles für die Litteratur Merkwürdige soll zuverläßig darin verzeichnet werden.

Inhalt

Inhalt.

Erstes Stück.

Inhalt.

Zweytes Stück.

Gedichte

Inhalt.

Inhalt.

Englische Litteratur.

Refle-

Inhalt.

Kunstnachrichten.

Neue

Inhalt.

